Fullerton

Ein stürmisches Leben.

Von

Lady Georgiana Fullerton.

Erster Band.

Autorisirte Uebersetzung
mit ausschließlichem Verlagsrecht.

Münster 1868.
Adolph Russell's Verlag.

Inhalt
des ersten Bandes.

I.

Im Goddeshouse zu Portsmouth.

Es war am zehnten Tage des Monates April im Jahre 1445, als die Ehrenfräulein der Königin, zu denen auch die Schreiberin dieses gehört, von ihrer Vorsteherin, der Lady de Scales, zu dem Goddeshouse in Portsmouth geführt wurden, um dort die Landung Ihrer Majestät zu erwarten — eine hübsche Anzahl von jungen Mädchen, deren Schönheit nur eine, wenigstens nach ihrem eigenen Dafürhalten, Unehre machte.

Die Ankunft der Königin wurde etwas durch einen widrigen Wind verzögert. Diejenigen, welche es nicht gern sahen, daß Se. königliche Majestät die Nichte des französischen Herrschers heirathete, nannten ihn spöttisch eine gute englische Briese; wir aber, Ihrer Gnaden Dienerinnen beteten aus Herzensgrund viele hundert Ave's, daß er sich bald wenden möge; und mit noch größerer Inbrunst thaten wir das, als wir unser Absteigequartier im Hospitale sahen, die einfachen aus Holz gebauten Zimmer, zwar bewohnbar genug, aber nichts weniger, als schön, und die Kissen, auf denen wir schlafen sollten, und das für uns bereitete höchst bescheidene Mahl. Wahrlich, das fromme Haus, wo wir die Nacht zuvor zu Holy-Croß geschlafen hatten, war ein

Palast gegen dieses. Auch war die Kälte so scharf, daß manche unter uns zitterten, als wenn sie die Gicht hätten, bis man endlich ein größeres Kohlenbecken in die Mitte des Saales setzte, um welches wir uns drängten, wie Motten um eine Kerze.

Als die behagliche Wärme den erfrorenen Gliedern wohlgethan hatte, da begann auch der Witz der jungen Damen wieder zu glänzen und ihre Zunge in Bewegung zu setzen; namentlich als sie zunächst über die Klagetöne des tobenden Windes und den hereinströmenden Regen sich ausließen, welcher durch den Kamin rieselte und die Flur unter Wasser setzte. Man habe nicht weit von der Küste ein Fahrzeug gesehen, bemerkte eine, welches man für das Schiff der Königin halte; es sei aber nicht wahrscheinlich, daß es noch an dem Tage in den Hafen einlaufen werde, weil der Wind zu heftig sei.

„Es giebt Leute, die unmanierlich genug sind, dieses boshafte Wetter, welches die französische Königin vom Landen abhält, zu loben“, sagte Mistreß Ellianor Daubeney, indem sie ihren kleinen Mund formte, als fürchtete sie, ihre Worte möchten demselben zu rasch enteilen.

„Für diese Rede sollten sie am Hals aufgehängt werden“, rief Lady Isabel Butler, eine von den Hofdamen, welche die meisten von uns ihres hochmüthigen Stolzes und ihres hoffärtigen Benehmens wegen nicht ausstehen konnten.

„Himmel, wie klagt der Wind, gleich einer Seele in Todesängsten“, sagte Elisabeth de Scales, indem sie sich die Ohren zuhielt.

„Mich dünkt“, sagte Mary Beaumont, „wir sollten für Ihre Majestät beten, denn der Sturm wird mit jedem

Augenblicke heftiger. Seht, wie die weißen Ränder der großen Wellen eine rauhe und gefährliche See ankündigen".

„Ist dies das erste Mal, daß es Euch einfällt, für die Königin zu beten, Mistreß Beaumont?" fragte Lady Isabel, in jener höhnischen Weise, die sie oft zum nicht geringen Schrecken schüchterner Leute anzuwenden beliebte. „Ich glaube, es giebt Manche, die das nicht so vorlaut Andern rathen und doch niemals jene Pflicht verabsäumt haben."

„Ich für meinen Theil", seufzte Johanna Dacre, „ich vergaß heute Morgen meine Gebete zu sagen; ich war so unwohl wegen des frühen Aufstehens und des schlechten Essens zu Holy Croß."

Die kleine Winefred Booth, die Tochter des Kanzlers Ihrer königlichen Majestät, des Master John Wedlock, welche, obwohl erst vier Jahre alt, wegen des Todes ihrer Mutter, die des Königs Milchschwester gewesen, unter die Ehrenfräulein aufgenommen war, glitt, als sie die Andern von Gebeten sprechen hörte, von meinem Schooß hinunter und zu unserm großen Ergötzen sofort auf den Boden niederknieend, sagte sie laut ein Pater noster und rief dann aufspringend:

„Winefred hat gebetet. Ist die Königin nun angekommen?"

„Ihr könnt's mir glauben," seufzte Elisabeth Beaumont, „ich werde, sei's mit Lachen oder Weinen, an diesem Goddeshouse noch sterben, wenn wir noch lange hier warten müssen auf diese „Perle," wie der Herzog Charles d'Orleans Ihre Majestät nennt."

„Eine kostbare Perle ist sie," entgegnete Lady Isabel: „Der König, gleich dem Kaufmanne im Evangelium, hat Alles, was er hat, verkauft, um diese Perle zu erhandeln.

Von seinen Edelsteinen hat er sich getrennt und den dritten Theil des Halsbandes St. Georg's, wovon schon zwei Drittheile dem Mylord Cardinal verpfändet sind, versetzt, um Geld für die Reise der Königin, die Hochzeit und die zukünftige Krönung zu bekommen. Ich wundere mich, daß Könige so arm sein können, da doch Einige ihrer Unterthanen so großen Reichthum besitzen. Wenn ich Seine Majestät wäre, verwünscht wollte ich sein, wenn ich nicht meine Hände an des Cardinals Koffer legte oder reichliche Steuern von den fetten Bürgern Londons erhöbe."

„Des Königs Majestät würde nicht lange regieren, wenn er Eurem Rathe folgte," rief Mary Beaumont. Mögen uns die Heiligen davor bewahren, daß Ihr unsere Königin werdet, Lady Isabel!"

„Nach meiner Meinung," sagte Elisabeth Beauchamp, „ist das ein so gutes Gebet, wie es nur der getreueste Unterthan des Königs aussprechen kann."

Lady Isabel's Augen glühten vor Zorn, und ihren langen Hals emporreckend, wie ein zorniger Vogel, rief sie aus:

„Es giebt Unterthanen, welche dem Könige eine reichere Mitgift gebracht haben würden, wenn er sie geheirathet hätte, als diese französische Perle; und dann hätte er Maine und Anjou, diese schönen Edelsteine seiner Krone, nicht verloren."

Nach einer Pause sagte Johanna Dacre:

„Mir scheint, die neue Königin muß sehr schön sein, da sie ja keine Mitgift hat. Aber, ich bitte Euch, ist nicht ihr Vater König von Jerusalem? Ich meine, daß die Pilgrime, welche dorthin wallfahren, ihm so viele Geschenke bringen, daß er reich sein müßte. Ich wundere mich darüber, daß er seiner Tochter keine Aussteuer giebt und

uns gar Anjou und Maine nimmt. Er besitzt ja Jerusalem, welches, wie Bruder Bradley von Norwich in seiner Predigt vom vorigen Sonntage sagte, aus Gold und kostbaren Gesteinen auferbaut wurde."

Wir konnten nicht umhin, ein wenig über diese Rede zu lächeln; Lady Isabel aber brach zornig in folgende Worte aus:

„Meiner Treu, Mistreß Dacre, ich bin erstaunt über Euere Gelehrsamkeit und Euer gutes Gedächtniß, und ich hoffe, Ihr werdet dieses Lob so auslegen, wie es die Liebe fordert. Sollte aber Jemand hier sein, der nicht so gut unterrichtet wäre, als Ihr, so will ich ihm sagen, daß König René mehr Anspruch auf den Beinamen „Ohneland" hat, als jemals unser König Johann; denn er besitzt keinen Fußbreit Land in Judäa, noch auch in Neapel oder in Sizilien; und selbst eines großen Theiles von Lothringen ist er beraubt, denn der Herzog von Burgund, sein geschworner Feind, hat sich mit den Vaudémonts verbündet, um es ihm zu entreißen."

„Er ist ein Fürst," sagte Lady Anne de la Pole, „von großen Anlagen und ein sehr anmuthiger Dichter. Die von ihm erfundenen Melodien sind so lieblich, daß man sonst Nichts, was ihnen gliche, hören kann."

„Und M. de Champchevrier sagt, ein tapfererer Ritter und frommerer und edlerer König sei nirgends in der ganzen Christenheit zu finden", setzte Mary Beaumont hinzu.

„Wer ist M. de Champchevrier?" fragte Elisabeth Woodville, die Tochter der Herzogin von Bedford, die bis dahin schweigend dagesessen.

Mary antwortete:

„Seit der Schlacht bei Agincourt war er Gefangener

des Sir John Falstaff; und ich versichere Euch, ohne die Schlauheit dieses Herren wäre Bonne d'Armagnac Königin von England geworden."

Lady Isabel erhob ihre Augen und schloß sie dann halb, als wenn sie sagen wollte:

„Gnade uns Gott! Welch' neue Geschichte höre ich da! Welch' rührige Zunge hat doch dies junge Dämchen!"

Doch sich nicht im Geringsten um ihre Grimassen bekümmernd, fuhr Mary fort:

„Der Chevalier, den man Ritter von Anjou nennt, war der Erste, der Seiner Majestät von der Madame Marguerite sprach und durch seine Lobeserhebungen zuerst seine Gedanken auf sie richtete."

„Nein," sagte Lady Isabel; „wenn das Gerücht die Wahrheit sagt, so hat der Mylord Cardinal das zu Wege gebracht trotz seiner Durchlaucht von Gloucester."

„Und ich habe gehört, daß man sage," meinte schüchtern Lady Anne, „mein Vater sei die Ursache dieser Aenderung im Gemüthe des Königs."

„Ich bitte Euch um Verzeihung, Ladies," erwiderte Mary. „Denn meine Erfahrung in diesen Dingen kann nicht geläugnet werden, wie Ihr sogleich sehen werdet. Als dieser Herr zu Caistor Gefangener auf Ehrenwort von Sir John war, traf ich oft mit ihm in Master Paston's Hause zusammen, wohin er der Falkenbeize und ähnlicher anderer Ergötzungen wegen ging. Er unterhielt sich oft mit mir, weil ich französisch sprechen konnte, und erzählte mir kleine Geschichten, hauptsächlich über König René's Kinder, von denen er mir sagte, daß sie die allerschönsten seien, die man jemals gesehen; die anmuthigste unter ihnen aber sei Madame Marguerite, welche, obgleich damals erst eine Knospe, doch

die vollkommenste Blüthe in der ganzen Welt zu werden verspräche; ihr Witz sei so groß, daß eigentlich nur König Salomon allein ihrer würdig wäre. Dies brachte mich immer zum Lachen, und wir scherzten darüber unter uns, und wenn ich ihn nur sah, pflegte ich zu sagen — denn in jenen Tagen hatte ich eine geläufige Zunge für meine Jahre —"

„Nein," unterbrach sie Lady Peacock,*) so nannten wir jene eitle Isabel Butler spöttisch, „das sollte man doch jetzt für unglaublich halten!"

„Weiter, weiter, gute Moll," riefen wir Alle, ganz und gar nicht zufrieden damit, daß sie aufgezogen wurde; und sie fuhr, ohne auf jene Bemerkung weiter zu achten, fort.

„Ich pflegte ihm zu sagen: ‚Nun, Monsieur, wie geht es denn dem Weibe des Königs Salomon?' Bei dieser Frage lächelte er, und antwortete zuweilen, daß der Comte de St. Pol Salomon sein sollte, da ja sonst kein Fürst auf der Erde wäre, der groß und ausgezeichnet genug sei, um der Perle von Anjou würdig zu sein. Indeß eines Tages kam er in ungewöhnlich heiterer Stimmung zu uns. Der König, sagte er, habe ihn nach Windsor rufen lassen. Er war ein sehr geschickter Zeichner von Wappen und Devisen, und hatte ein Missale so herrlich mit Miniaturen verziert, daß Master Westbury es gern dem Könige zeigen wollte, und daher jene Berufung an den Hof. Wir wünschten ihm alles Gute, und dachten nicht mehr daran, bis eine kurze Zeit nachher mein Vater, als er wegen einiger Ländereien, die er dem Sir John verkauft hatte, nach Caistor ging, diesen guten Ritter in einer unbeschreiblich schrecklichen Wuth fand.

---

*) Pfau.

Er wüthete und tobte wie wahnsinnig gegen die Franzosen und schwor, bei dem weißen Bart und bei dem schwarzen Bart, er werde sich rächen; denn der Chevalier habe sein Wort gebrochen und England verlassen, ohne auch nur ein einziges Wort über sein Lösegeld gesagt zu haben. Er wolle den Herzog von Gloucester bitten, der sei ihm gewogen und sein guter Freund, daß er den König auffordere, jene Memme festnehmen und in Ketten und Banden wieder in unser Land zurück senden zu lassen. Und so schrie er in einem fort, wohl über eine Stunde lang, fortwährend seine Reden mit Verwünschungen und Eidschwüren spickend.

Einige Wochen später gingen wir nach London; und als wir dort kaum zwei Tage gewesen waren und zum ersten Male über die Verheirathung des Königs mit Madame Marguerite erzählen hörten, da besuchte uns Jemand in unserer Wohnung, und wer? Eben Jener falsche Chevalier, mit einem so fröhlichen Gesichte und einem so ungezwungenen Benehmen, als wäre er einer der Ritter von der Tafelrunde. Ein Mann von solch selbstgefälliger Zuversicht, mit der er damals auftrat, ist mir sonst nie vorgekommen. Er theilte uns den Grund seiner Anwesenheit mit, und beschrieb in lebhafter Weise, wie dies nur die Franzosen verstehen, seinen ersten Besuch bei dem Könige und die schlauen Lobsprüche, die er der Madame Marguerite ertheilt habe. Er habe ihren Zauber und ihre Anmuth so geschildert und bis ins Kleinste beschrieben, daß er dem Könige eine wahre Leidenschaft für jene nie gesehene Prinzessin eingeflößt, und den sehnsüchtigen Wunsch in ihm erregt habe, selbst in eigener Person über ihre Schönheit zu urtheilen. Kein Wunder, wenn dieser nach drei oder vier

Unterredungen den Ritter eiligst und ganz geheim unter dem Schutze eines eigenhändigen königlichen Geleitsbriefes nach Frankreich reisen ließ, um in Gemeinschaft mit Mylord Suffolk, seinem Bevollmächtigten in Paris, ihm ein Bild von der Prinzessin zu verschaffen. Dasselbe sollte von dem besten Maler, den man nur ausfindig machen könnte, gemalt werden, und die Prinzessin in ihrem einfachen Hauskleide so ähnlich als möglich darstellen. Dem edlen Lord war dieser Auftrag gar nicht unangenehm, und so sandten sie bald einen sehr geschickten Maler nach Nancy, der in unglaublich kurzer Zeit seine Aufgabe vollendete. Dann eilte der Chevalier so schnell wie möglich nach England zurück. Wie er nun aber durch Paris kommt, wird er wegen seines gebrochenen Ehrenwortes festgenommen und ins Gefängniß geworfen; sobald jedoch Lord Suffolk davon erfuhr, eilte er gleich zum Könige von Frankreich und erwirkte seine Befreiung und sogar eine Audienz beim Könige. Es ist mir, als sähe ich des schlauen Ritters Gesicht, wie er, vor seiner Majestät niederknieend, und mit der einen Hand den Geleitsbrief des Königs von England und mit der andern das Portrait der Madame Marguerite hervorzieht.

„‚Bei Unserer Frauen von Liesse‘, rief der französische König aus, ‚das nenne ich eine Ueberraschung! Wir merkten nicht, daß der Wind daher blies. Meiner Treu, Herr Ritter, wenn Ihr Eure Hand bei dieser Sache im Spiele gehabt habt, so loben wir Euch. Es ist Uns erzählt worden, Unser lieber Neffe, der König von England, habe auf Anrathen der Herzöge von Gloucester und Burgund um die Hand einer Tochter des Comte d'Armagnac angehalten. In Folge dessen sei ein gewisser Hans beauftragt worden, alle drei Fräulein abzubilden, um so eine

bequemere Wahl zu haben. Aber es hätte ein geschickter Maler sein müssen, um sie so abzubilden, daß sie mit diesem lieblichen Antlitz wetteifern könnte!'

„‚Sire', sagte der Ritter, ‚der Herzog von Gloucester schickte wirklich seinen Lieblingsmaler mit diesem Auftrage an den Hof des Grafen. Aber, halten Euere Majestät zu Gnaden, Hans ist ein Holländer.'"

„‚Und Ihr, Herr Ritter, ein Franzose!' rief der König lachend, ‚und ließet als Solcher Euch nicht das Gras unter den Füßen wachsen, wie der gute Holländer. M. de Champchevrier, wir loben Euere Schnelligkeit und Euere guten Dienste. Wiewohl unsere Schatzkammer zur Zeit nur kärglich angefüllt ist, wollen wir doch selbst Euer Lösegeld berichtigen. Ihr werdet uns in der Zukunft wohlgeneigt finden, Euch unsere Gunst zu erweisen.'"

„Darauf reiste der Ritter ab, wohl zufrieden seinen beiden Herrn und nicht weniger seinem eigenen Vortheile gedient zu haben, was sich nicht oft so gut vereinigen läßt. Damit endete seine Erzählung, wenn ich übergehe —"

„O, ich bitte Euch, übergehet Nichts," rief Lady Isabel, laut gähnend. Diese Unart von ihrer Seite schnitt denn auch Mary's Rede kurz ab; nur fügte sie noch lächelnd hinzu:

„Ich bitte Euch um Verzeihung, Ladies, für meine überlange Geschichte, die ich aber trotzdem für ein wenig interessant hielt."

„Das ist sie und spaßhaft dazu," antworteten die Meisten von uns, wärend Lady Isabel ihre üble Laune nicht verbergen konnte.

„Trotz aller Prahlerei des Chevalier," rief sie, „zweifle

ich doch, daß er der erste Urheber der Verheirathung des Königs ist. Ich stehe dafür ein, daß der Cardinal hauptsächlich seine Hand im Spiele gehabt und ihn nur als Werkzeug benutzt hat. Männer, und mögen sie auch noch so seichte Narren sein, finden immer Weiber, die ihnen glauben, was sie ihnen aufbinden."

Wir waren Alle müde und schläfrig geworden; und es wurde ganz stille im Zimmer bis die Hufschläge eines galloppirenden Pferdes, das Geklirr von Sporen und dann ein rascher Trab längst den Klostergebäuden verbunden mit dem Geräusche von Fußtritten uns aufweckten.

Die Lady de Scales wurde laut gerufen, und ihre Tochter, Mistreß Elisabeth sagte, sie wolle hingehen und sehen, ob ihre Mutter etwa ihrer bedürfe; ein Akt der kindlichen Liebe, der ihrer Neugierde in jenem Augenblicke sehr zu Statten kam.

„Meint Ihr, daß Nachrichten von der Königin da seien?" fragten wir uns einander. Kurz darauf ging die Thüre auf; und wer Anders kam mit Lady de Scales herein, als Einer, dessen Namen meine Feder aus mehr Gründen, als ich hier angeben kann, zu nennen zaudert.

O Monseigneur Gilles, welches Sonnenlicht jugendlicher Tage, welche dunkelnden Schatten trauriger Nächte ruft Euer Name mir zurück! Und wie soll ich Euch schildern, dessen Name allein noch nach so vielen Jahren meine Seele mit bittern, und doch süßen Gedanken erfüllt. Denn seit den Tagen, als ich mit Euch in Havering Bower spielte, als ich Euerer Großmutter kleines Fräulein war und Ihr ein fröhlicher junger Prinz, wo Ihr uns durch Euere Munterkeit und Eueren Muthwillen oft nicht geringe Verlegenheit bereitetet, hegte ich eine demüthige und zarte, nicht

aber weltliche oder ehrgeizige Liebe zu Euch, daß es mir wie eine Ehre erschien, in Eurer Nähe sitzen zu dürfen, Eueren Knabenspielen zuzuschauen und Eueren Erzählungen über den Hof und den König zu lauschen, dessen Spielkamerad Ihr damals waret, wie Ihr späterhin sein Freund geworden. Ihr hattet immer einen Geist, den weder die Strenge Lord Warwick's noch die finstere Miene Euerer Großmutter, der Königin, noch selbst die Aussicht auf den Tod einschüchtern konnten, wie ich nachher noch erzählen werde. Es wäre vielleicht besser für mich gewesen, wenn ich Euch, mein Prinz, nie kennen gelernt hätte, mein Leben würde sich ganz anders gestaltet haben, wenn wir uns nie begegnet wären. Gott weiß es.

Vielleicht rief das, was für Andere ein Beweggrund zum Leichtsinn gewesen wäre, in mir einen meinen Jahren voraneilenden Ernst und eine entschiedene Gleichgültigkeit gegen alle Eitelkeit der Welt hervor. Eine hochstrebende Liebe, für die es niemals ein Aufhören giebt, muß die Jungfrau entweder erniedrigen oder erheben. Denn wenn sie nicht bescheiden bleibt und leichtfertig sich äußert, so ist ihre Liebe eine Schmach für sie, eine Schande für ihre Weiblichkeit; wenn sie aber dieselbe still in ihrem Herzen hegt, und ihr nur in den Gebeten für ihren Geliebten Ausdruck giebt, wenn sie sich schon zufrieden fühlt, sobald sie ihn nur glücklich sieht, mag auch sie noch so elend darum werden, dann verzehrt die geheim gehaltene Zärtlichkeit, gleich einer emporsteigenden Flamme, alle ihr beigemischten irdischen und mehr selbstsüchtigen Elemente, und reinigt das Herz, worin sie wohnt.

Aber ach, meine Feder, wohin verirrst du Dich? Ich erlaubte dir, die Erlebnisse anderer aufzuzeichnen, nicht

aber Deine eigenen seligen Träume aus vergangenen Tagen. Kehre zu Deiner Pflicht zurück, sonst werde ich Dich für immer bei Seite werfen! —

Als die Thüre des Saales, nach all' dem Lärm draußen, aufging, kam Lady de Scales mit dem Prinzen Gilles de Bretagne herein, dessend triefendnasse Kleider und zerknickte Hutfeder einen scharfen Ritt durch Regen und Wind anzeigten.

„Die Königin ist gelandet," verkündigte ihre Ladyschaft. „Monseigneur bringt diese Nachricht."

„Lang lebe der König! — lang lebe die Königin," riefen wir alle aus einem Herzen und mit einer Stimme.

Lady Anne de la Pol, bei der die kindliche Liebe über ihre angeborne Schüchternheit den Sieg davon trug, eilte auf den Prinzen zu und fragte ihn:

„Ach, Monseigneur! sind meine Eltern auch gelandet?"

„Schöne Demoiselle," erwiederte er lächelnd, „ich bin kein Zauberer. Wie kann ich dann aber errathen, welche die glücklichen Wesen sind, die Euch Tochter nennen?"

„Dies ist die Lady Ann de la Pol," sagte Lady de Scales. „Lord und Lady Suffolk sind ihre Eltern."

„Ich bitte Euch um Verzeihung, Lady Anne," erwiederte Monseigneur Gilles. „Der erhabene Earl und seine Gemahlin sind angekommen. Es war Mylord Suffolk, der die Königin auf seinen Armen aus dem Boote durch die rauh stürmenden Wogen an das Gestade trug. Himmel! wie blies und regnete es, als wenn zwanzig tausend Teufel einen Sturm erregt hätten, um einen Engel hinweg zu jagen! Trotz Blitz und Regen standen die guten Bewohner von Porchester am Gestade und riefen lauter als der Donner, der hohen Frau ihren Willkomm zu. O,

diese Königin ist eine Perle von unvergleichlicher Schönheit — ein wahres Bild der Wonne! Pardon, schöne Damen, wenn ich in Gegenwart so großer Schönheiten eine fremde Schönheit unvergleichlich nenne; aber bei Euerer Unterthanentreue werdet Ihr Euerer Gebieterin diesen Vorzug nicht absprechen, wenn Ihr sie mal erst gesehen haben werdet. Ich wollte, Ihr hättet sie gesehen, als sie das erste Mal ihren Fuß, den kleinsten, den die Natur bilden konnte, auf englischen Boden setzte. Obgleich bleich und kalt wie ein steinern Bild, erhob sie ihr Haupt mit einem so edlen Ausdruck und der Menge zulächelnd ging sie in einer so königlichen und anmuthigen Haltung einher, daß das ganze Volk ausrief: „Eine Königin! Eine Königin!" Wahrlich, ihre Augen waren strahlend von lebendigem Lichte, geeignet, die Welt in Feuer zu setzen!

Und nun, schöne Damen, da ich diese meine kurze Obliegenheit gegen Euch erfüllt und Euch durch diese guten Nachrichten erfreut habe, muß ich Euch Lebewohl entbieten und mich Eurem Gebete empfehlen. Denn ich und mein Pferd haben keine Ruhe, bevor wir nicht Southwick erreichen. Bei Sainte Anne d'Auray, lieber wollte ich niemals wieder meine Augen auf eine Dame richten, als nicht der Erste sein, der dem Könige die Nachricht von der Königin Landung überbringt und ihn sagen hört: „Großen Dank für diese freudige Nachricht, mein schöner Vetter"! und ihn dann seine anmuthigen Augen zum Himmel erheben sieht, mit dem Gottdankenden Blicke, der ihm so wohl ansteht".

Mit diesen Worten verabschiedete sich Monseigneur; doch als er beim Hinausgehen mich bemerkte, nahm er mit großer Höflichkeit seinen Hut ab und warf mir, als seiner Freundin, einen Handkuß zu. Ich denke oft an die Zei-

len, welche die Trouvère Marie über den Comte de Longue Epée, den Sohn der schönen Rosamunde, schrieb, dessen Wohnung in ihren Augen nicht schöner war, als die zu Havering in den meinigen:

„Pour amour du Comte Guillaume,
Le plus vaillant du royaume,
Qui fleur est de chevalerie,
D'enseignement et de courtoisie,
M'entrepris ce livre faire."

Und so schreibe auch ich ein Buch. Bei alle dem aber doch nicht in derselben Absicht, wie diese Trouvère; denn die Liebe, die mein Herz besaß, war nicht von derselben Art, wie die ihrige und ist jetzt seit langer Zeit begraben in einem kalten Grabe jenseits der Seen.

II.

Was die Ehrenfräulein von der Königin dachten.

Als der Prinz fort gegangen war, begab sich der Hofstaat der Königin zu den Klostergebäuden und blieb dort, auf ihre Ankunft, die erst nach zwei Stunden erfolgte, zu warten. Jubelnde Rufe „La Royne! la Royne"!* hörte man von allen Seiten, nur die wachthabenden Officiere versahen schweigend ihren Dienst. Und dann trat sie in die Mauern des Goddeshouse ein, geführt von Mylord Suffolk und von ihrem Gefolge begleitet.

Das war mein erster Blick auf diese große Königin; und als jedes Knie sich beugte, wie sie vorüberging, da war ihr Lächeln und die Weise, in welcher sie von der ihr erwiesenen Huldigung Kenntniß nahm, so überaus lieblich, daß Nichts, wie mich dünkte, die Anmuth ihres Benehmens übertreffen konnte.

„Grammercy, mesdames" und ähnliche hübsche französische Worte, welche die süße, sanfte Stimme wie Musik ertönen ließ, entzückten die Hörer. Ermüdung von einer langen Reise hatte die Rosen von ihren Wan-

* Altfranzösisch: die Königin.

gen gescheucht; aber jeder Zug ihres unvergleichlichen Antlitzes war vollkommen, und ihre Augen schöner, als alle, die ich sonst jemals gesehen. Sie ging mit ihren Damen in ihre Gemächer, wo sie sich ankleidete und Erfrischungen nahm. Nach dem Abendessen mußten wir Ihrer Majestät zur Kirche folgen, wo sie Dank sagen und Opfergaben darbringen wollte.

Am folgenden Morgen wurde die Königin und ihr ganzer Hofstaat mit großer Pracht nach Southampton gerudert. Die Sonne, welche am Tage zuvor eigensinnig ihr Angesicht hinter den Wolken verhüllt hatte, erheiterte nun, wie eine anmuthreiche Monarchin, die See und das Land mit ihren Strahlen. Der Wind, ihr Vasall, dämpfte seine tobende Stimme in ihrer königlichen Gegenwart, und die Wellen, nicht mehr aufgeregt durch seine rauhen Stöße, ebneten sich und plätscherten munter um die Seiten des Schiffes. Viele tausend Leute standen am Gestade, kleine Boote schossen wie fröhliche Seevögel, zwischen dem Lande und unserer Barke auf und ab. Freudiges Zurufen aus der Menge der Zuschauer trug der Seewind uns zu. Lieblich strahlten die Augen der Königin, wie sie auf die Küste blickte, von der tausendfacher Willkomm erscholl.

Ich hörte sie zu Lord Suffolk sagen: „Ich sehe, daß Euer englischer Himmel, wenn auch nicht so glänzend, wie der Neapel's oder der Provence, ein sehr sanftes und liebliches Blau haben kann. Gestern schien es, als seien die Bewohner der höllischen Regionen los gelassen gewesen, um meine Landung zu verhindern. Mir ist, als wäre ich der Jonas des Cockeljohn gewesen; denn wahrlich, sobald als Ihr mich an das Gestade getragen hattet, legte sich der

Sturm. O welch' ein Deo gratias sagte ich, als meine Füße endlich festen Boden berührten!"

„Kein inbrünstigeres, ich stehe dafür ein, als Euer ergebener Diener", antwortete der Earl. „Und dennoch stimmt es mich traurig, daß meine Dienste gegen Eure Majestät sobald ihrer Vollendung nahen".

„Ach, glaubet mir, guter Mylord", rief da die Königin, „Margaretha, die Königin von England wird niemals die guten Dienste des Lord Suffolk gegen Margaret d'Anjou vergessen".

Dann ließ sie sich von dem Earl seine Tochter vorstellen. Sie begrüßte Lady Anne mit freundlichen Worten und strahlendem Lächeln. Einen nach dem andern lernte sie die Namen aller ihrer Damen und Fräulein kennen. Als ich an die Reihe kam, sagte sie scherzend:

„Dann sind wir beide daisies (Maßlieben) denn so, meine ich, nennt Ihr marguerites auf Englisch".

Als Mistreß Woodville vorgestellt wurde, flüsterte sie dem Earl zu:

„Eine sehr schöne Blume das, Mylord. Ist sie nicht eine wahre englische Schönheit"?

„Nicht ganz englisch, Madame", erwiederte er, „die Herzogin von Bedford ist ihre Mutter".

„Oh, die schöne Jaquette von Flandern"! antwortete sie lächelnd.

In dieser Weise ließ sie alle ihre Damen an sich vorübergehen und fragte bei jeder nach Namen und Abstammung.

Als wir an den Italienischen Galeeren, die an der Mündung des Flusses vor Anker lagen, vorbeiruderten, trug die Brise uns harmonische Töne süßester Musik zu. Die

Königin fragte lebhaft, woher sie kämen; und als sie hörte, von den Genuesischen Schiffen, da erhellte ein Blick der Freude ihr Antlitz.

„Gott segne die Kaufmannsfürsten“! rief sie aus. „Sie und ihr Doge, der gute Fregosi sind dem Hause von Anjou immer treue Freunde gewesen“.

Dann als ihre Augen die Küste entlang schweiften, sagte sie zu Lord Suffolk: „Wo sind die weißen Klippen Albions, Mylord, von denen Alain Chartier in seiner Beschreibung Englands spricht? Ich habe, seit wir Portsmouth verließen, nur ein sanft ansteigendes Gestade gesehen“.

Der Earl erwiederte:

„Man findet sie an der Küste mehr nach Osten zu, Madame, nahe beim Hafen von Dover, dem nächsten Punkte nach Frankreich zu, von da kann man sie zu Zeiten erblicken“.

„Nein, nein, Mylord“, antwortete sie scherzend. Ich glaube eher, Ihr seid ein Zauberer und laßt durch Zauberei meinen Augen das, was von Natur rauh ist, sanft ansteigend erscheinen“.

„Gern besäße ich immer eine solche Macht, Madame“, sagte der Earl, „Gott gebe, daß Eurer Majestät der Aufenthalt in unserem Lande stets so angenehm nnd lieblich sei, wie diese herrlichen Gestade und stillen Wasser“.

In solcher Weise scherzte die Königin in Gesellschaft ihres edlen Führers und ihrer Damen die Zeit hinweg. Als wir gelandet waren, ritt sie durch die Stadt zu dem Goddeshouse, inmitten der freudigen Grüße des Volkes.

Wir verweilten einige Zeit im Hospital zu Southampton, zur nicht geringen Unzufriedenheit der Hofdamen. Man

erzählte sich, an diesem Verzug sei allein der Umstand Schuld, daß es Ihrer Majestät an entsprechenden Kleidern fehle. — Ihre Kleidung war wirklich zu ärmlich und dürftig für eine Königin. Lady Suffolk wollte wissen, das Gepäck mit ihren Kleidern sei an Bord des Schiffes verloren gegangen. Andere aber sagten, König René sei zu arm, um seine Tochter mit königlichen Gewändern ausstatten zu können. Dies veranlaßte einige unziemliche Reden unter dem Gefolge, die ich nur mit Widerwillen anhören konnte.

Wie dem auch sei, Lady Suffolk schickte einen gewissen John Pole mit drei Pferden nach London zu einer dortigen Putzmacherin, Margaret Chamberlayne, damit diese käme und Kleider für die Königin verfertigte. Sie gab ihm für seine Ausgaben ein Pfund mit und trug ihm auf, schnell zu reiten und keine Zeit auf dem Wege zu verlieren. Ich sah einige von den Briefen, welche die Ehrendamen für ihre Freundinnen in London mitgaben. Wie Kinder ohne Sorge und Nachdenken ließen sie einander ihre Briefe lesen. Folgendes war der Brief der Mistreß Woodville an ihre Mutter:

„An meine verehrte Mutter, Ihre Durchlaucht die Herzogin von Bedford.“

„Madame!

„Ich, Euer Gnaden demüthige Tochter und Dienerin, empfehle mich Euerem Wohlwollen und bitte Euere Durchlaucht um ihren Segen. Die Königin kam vor drei Tagen nach Portsmouth, augenblicklich sind wir in Southampton. Sie weiß sehr schön zu reden und hat mir große Gunst erwiesen, obgleich ich nächst Winefred Wenlock das Jüngste

ihrer Ehren-Fräulein bin. Sie fragte mich sehr gütig und angelegentlich, ob es Euer Durchlaucht wohlergehe, und sie hofft und wünscht sehr, Euch recht bald zu sehen. Ihre Majestät kann noch nicht weiter reisen, da ihr Anzug verloren gegangen sein soll. Einige meinen jedoch, sie habe eigentlich gar keinen geziemenden gehabt, nicht einmal ein so schönes oder kostbares Kleid, wie Euer Durchlaucht deren so viele im Schranke hängen hat. Die Leute zu Portsmouth und hier riefen sehr viel bei ihrer Landung und grüßten sie herzlich. Sie spricht noch nicht viel Englisch. Während der Ueberfahrt hierhin unterhielt sie sich beständig mit Lord Suflolk und zwar auf Französisch. Sie trägt den Kopf sehr hoch und sieht älter, als fünfzehn Jahre aus. In Bezug auf Schönheit aber verhält sie sich nach meinem Dafürhalten zu Euer Durchlaucht wie eine bleiche Knospe zu einer vollaufgeblüheten Rose.

Euere
liebende Tochter und gehorsame Dienerin
Elisabeth Woodville."

Mary Beaumont schrieb an Mistreß Alice Botley, Seiner Majestät Amme, welche ihre Verwandte war, folgendes:

„Meine innigst geliebte Mistreß Alice!

„Ich wollte Euch gern so bald als möglich die Ankunft der Königin mittheilen, denn ich denke, Euere sehr große Liebe gegen des Königs Majestät wird Euch ungeduldig nach dieser Nachricht gemacht haben. Ihre Hoheit landete vorgestern. Sie ist eine sehr schöne und einnehmende Dame. Ihr Auftreten ist edel und ihr Benehmen so liebenswürdig,

daß die Welt seit den Tagen, wo die Königin von Saba den König Salomon besuchte, ihres Gleichen nicht gesehen haben kann. Da Seine Majestät schon so sehr über ihr Abbild erfreut war, so muß der Anblick ihrer leibhaftigen Schönheit ihn zum zufriedensten Menschen von der ganzen Welt machen. Es heißt, wir müßten noch acht Tage in dieser Stadt verweilen, weil es der Königin augenblicklich an passenden Gewändern fehlt. Nach meinem geringen Dafürhalten würde Ihre Majestät auch das aller ärmlichste Gewand so schön und zierlich zu tragen wissen, daß Niemand die Mängel desselben bemerken würde. Aber Mylady Suffolk ist entschlossen, Ihre Gnaden nicht eher weiter reisen zu lassen, als bis Mrs. Chamberlayne ihr einen kostbaren und ihrem gegenwärtigen hohen Stande geziemenden Anzug verfertigt habe. Die heilige Dreifaltigkeit nehme Euch, theuere Mistreß Alice, in ihren Schutz. Darum betet

Euere liebende Freundin und Verwandte

Mary Beaumont."

Lady Isabel Buttler schrieb an ihren Bruder, Lord Ormond, folgenden Brief, welchen sie insgeheim der Mistreß Daubeneye zeigte, die ihn dann, als ihre Ladyschaft aus dem Sprechzimmer gerufen wurde, den andern Damen laut vorlas:

„Mein verehrter Bruder!

Ich hoffe, dies Schreiben Eurer Schwester wird Euerer Lordschaft gegenwärtig willkommener sein, als es kurz zuvor gewesen wäre. Denn ich erinnere mich an Euere boshaften Reden über Damenbriefe. Ihr sagtet, sie seien in der Regel so schlecht geschrieben, daß sie dem Leser mehr

Verdruß machten, als ihr Inhalt werth wäre. Das ist in meinen Augen ein Hochverrath gegen das weibliche Geschlecht, den Euch keine von uns verzeihen würde. Doch sieh, jetzt ist die Königin angekommen und Ihr fragt gewiß mit aller Welt: Ist sie schön oder häßlich? schwarz oder weiß? mürrisch oder freundlich? fröhlich oder traurig? Und das können Euch nur die sagen, welche gegenwärtig bei Ihrer Majestät im Goddeshouse sind. Es ist das schlechteste Haus, in dem ich jemals geschlafen habe, und es hieße nach meiner Ansicht füglicher: Teufelshaus, so düster und häßlich ist es. Aber wohlan, wird ein Damenbrief jetzt lesenswerth sein, selbst wenn ihn die schlechteste Feder von der Welt geschrieben, und obendrein keine Zeit zum richtigen Buchstabiren da war? Lieber Mylord, ich sehe, wie Ihr Euch das Kinn streichelt, den Bart liebkost und erstaunt ausruft: die Pest hole die zänkische Bella! Warum können die verrückten Weibsbilder sich in ihren Briefen der Sticheleien nicht enthalten? Ach, süßer Lord, wie kann ein Weib sich des Sticheln's enthalten, wenn sie Neuigkeiten mittheilen soll, auf welche die Neugierde des Mannes auf's peinlichste gespannt ist? Doch kommt, ich will barmherzig sein und in einigen Worten diese unvergleichliche Schönheit, diese Perle schildern, mit der die Franzosen prahlen, als habe die Welt nicht ihres Gleichen. Nun wohlan, sie ist eine schwarze Perle. Man sagt, solche seien die kostbarsten. Das soll wohl wahr sein, denn sie hat uns Maine und Anjou gekostet. Sie hat Augen, die ganz sicher die Welt noch in Flammen setzen werden. Wodurch denn? fragt Ihr. Nun, Sir, das sollt Ihr wissen: Durch Liebe und Haß zugleich. Nun bitte ich Euch aber, werden sich Feuer und Wasser auch miteinander ver-

tragen? Ich sollte meinen, das Wasser würde das Feuer auslöschen, oder aber das Feuer das Wasser auftrocknen. ‚Ist sie schön'? fragt Ihr. Ja, ziemlich schön, wenn nämlich der Blitz schön ist. ‚Sieht sie aus wie eine Königin'? Mehr wie ein König, als wie eine Königin, scheint mir, ist aber trotzdem ein Weib, da sie weinen kann. Als sie nach ihrer Landung in der Kirche opferte, rann ein Thränenstrom ihre Wangen hinab. Aber ich bitte Euch, wie kann sie ein Weib für einen König sein? Sie hat ja weder Land noch Geld, nicht einen Silberpenny als Aussteuer, nicht einmal ein Gewand zum Anziehen, so daß sie sich von ihrem guten Mann muß bekleiden lassen, wie die schöne Griseldis in Master Chaucer's Erzählungen. Das versichere ich Euch, sie wird keine geduldige Griseldis werden, wenn anders die Gluth ihres schwarzen Auges und der stolze Zug ihrer Lippe und das Herrische ihres Benehmens uns nicht täuschen. Lebet wohl, guter Mylord und theurer Bruder.

Geschrieben in der Eile im Goddeshouse.

Southampton, am 12. April.

Isabel Butler."

Bevor die Putzmacherin ankam, wurde die Königin krank. Den ersten Tag kämpfte sie gegen die Krankheit und wollte keinen Arzt sehen; aber am andern Morgen war sie sehr unwohl und konnte nicht einmal den Kopf aufheben. Es ging das Gerücht, sie habe die Blattern bekommen, und die meisten ihrer Damen scheuten sich, nahe an ihr Zimmer zu gehen, so groß war ihr Schrecken vor dieser Krankheit, welche Leben und Schönheit zugleich bedroht. Einige baten um die Erlaubniß abreisen zu dürfen;

andere zogen sich in einen abgelegenern Theil des Gebäudes zurück. Lady Suffolk ließ wohlweislich die am meisten erschrockenen abreisen und schloß sich selbst mit der Königin ein. Lady de Scales, welche wußte, daß ich zu der Zeit nicht nach Hause gehen konnte, da mein Vater sich im Auftrage Seiner Majestät in Frankreich befand, wünschte, ich möchte nach dem Kloster Winchester gehen und zwar mit Mary Beaumont, deren Tante dort Äbtissin war. Ich bat sie, sich für mich bei Lady Suffolk zu verwenden, daß ich bei der Königin bleiben dürfe, denn ich habe die Blattern schon zwei Jahre zuvor gehabt und fürchte mich nicht, sie noch einmal zu bekommen, wenn ich der Königin, in deren Zimmer ich gern die niedrigsten Dienste verrichten wollte, auch noch so nahe sein müßte. Kurz darauf ließ mich Lady Suffolk rufen und empfing mich sehr freundlich an der Zimmerthüre der Königin.

„Wenn es wahr ist, Lady Margareth“, sagte sie, „daß Ihr die Blattern schon gehabt habet und Euch nicht fürchtet, sie noch einmal zu bekommen, dann bleibet in Gottes Namen bei uns. Euere Dienste sollen willkommen sein. Wenn Ihre Majestät erst im Stande sein wird, aufzustehen, so wird es ihrem Herzen wohlthun, eine Altersgefährtin bei sich zu haben“.

Mit diesen Worten führte sie mich in das Krankenzimmer der Königin. Es war für einen so hohen Gast ärmlich und dürftig genug ausgestattet.

III.

Eine Unterredung.

Einige Tage hindurch war die Königin sehr leidend. Indeß da ihre Krankheit nicht schwer war, besserte sie sich schnell. Die Genesung erfordert oft größere Geduld, als die Krankheit selbst. Wir bemerkten bald, daß diese nicht gerade ihre Haupttugend war; das Wenige, was sie davon besaß, wurde hart auf die Probe gestellt. Der lange Aufschub ihres Zusammentreffens mit dem Könige, der, als er die Erkrankung seiner theuern und innigst geliebten Gemahlin erfuhr, außer sich vor Schmerz und Kummer gerieth; die Befürchtung, ihr Gesicht möchte leiden und zur Zeit ihrer Zusammenkunft nicht so schön aussehen, wie ihr Abbild; der traurige Anblick ihrer Gemächer, der Schmerz in ihren Gliedern und ihre häufigen Kopfschmerzen machten sie oft trübsinnig und ungeduldig. Eines Tages endlich fand ich sie in besserer Stimmung und geneigt, sich mit mir zu unterhalten. Sie saß in einem Armstuhle am geschlossenen Fenster, während ihr Kopf auf einem Kissen ruhte, und hatte Blätter bei sich, auf welchen sie geschrieben hatte. Da ich geläufig französisch sprechen konnte, gefiel es Ihrer Gnaden, mit mir zu plaudern.

„Madame de Roos“, begann sie: „Die Wahrheit, sagen die Dichter, wohnt in der Tiefe eines Brunnens, doch will ich nicht läugnen, daß man sie auch anderswo finden könne. Ich denke, ich sehe sie in Eueren Augen, deshalb sagt mir jetzt gütigst die Wahrheit, die nackte Wahrheit, so kleiderlos, als käme sie aus einem Brunnen. Hat sich mein Gesicht, seitdem Ihr es zum ersten Male sahet, sehr ungünstig verändert? Mein Putzspiegel ist zerbrochen, und Madame de Suffolk will mir keinen neuen verschaffen.“

„Euer Majestät Gesicht“, erwiederte ich, „zeigt einige rothe Flecken und ist etwas angeschwollen; doch hat es keine Löcher oder Ritzen, die eine dauernde Entstellung bewirken würden.“

„Glaubt Ihr“? fragten Ihre Gnaden nachdenklich, „Madame de Suffolk zeigte mir gestern einen Brief, den sie an den König geschrieben hatte. Ich konnte mich bei ihrem Vergleiche kaum des Lachens enthalten. Sie sagte mein Gesicht sei schön, wie der Mond; der hat ja auch Flecken.“

„Ihre Ladyschaft“, sagte ich, „ist die Enkelin des Master Geoffrey Chaucer, und hat, wie ich nicht bezweifle, von ihm seine dichterischen Anlagen geerbt. Aber Madame, ich sage nur die Wahrheit, wenn ich Euerer Majestät sage, sie brauche den Verlust ihrer Schönheit nicht zu fürchten. Ich würde selbst einer Königin nicht schmeicheln; Euch aber hat Gott sie in so reichem Maaße verliehen, daß selbst vorübergehende Nachtheile die vollkommenen Gaben der Natur nicht erheblich beschädigen können.“

Die Königin lächelte, wie Jemand, der es gewohnt ist, solche Lobsprüche seiner Liebenswürdigkeit zu hören;

nicht so sehr mit eitler Selbstgefälligkeit, als mit einer gewissen gleichgültigen Ruhe, die aus dem sichern Besitze von Reizen, nach denen andere mit Begierde verlangen, entsprang. Sie fragte mich dann, wo ich das Französische so geläufig sprechen gelernt habe, und ich antwortete:

„An dem Hofe der Königin Johanna, der Großmutter des Königs, Madame. Ich wurde mit französischen Edelfräulein dorthin gebracht und erwarb mir so die Kenntniß ihrer Sprache. Aber, das Gerücht erzählt, Eure Majestät unterhalte sich mit Leichtigkeit in fünf verschiedenen Sprachen.“

„Fünf“? erwiederte sie, „Nein, vier — Latein, Französisch, Italienisch und Spanisch; ach, und in meiner eigenen theuren Provenzalischen-Sprache dazu — der Sprache der Poesie und der Liebe, deren sanfte Töne von den Lippen gleiten, wie ein Strom bezaubernder Musik.“

„Ich habe gehört“, entgegnete ich, „dieser Dialekt sei so süß und melodisch, daß nur Sänger ihn eigentlich anwenden dürften.“

„Oder Dichter“, setzte Ihre Majestät lebhaft hinzu, „die Sänger der Seele.“

„Ich fürchte, Madame, Euere Ohren sind so gewohnt an diese harmonischen Sprachen, daß sie sich durch die rauhen Klänge des Englischen sehr beleidigt fühlen müssen.“

„Ach“, sagte sie, mit einem leichten Lächeln, „die englische Sprache ist rauh, aber auch kräftig, und gewiß geeignet zur Mittheilung tiefer Gedanken. Mir mißfällt sie nicht. Die See an diesen nordischen Küsten ist ebenfalls ungestümer und stürmischer, als zu Neapel oder an den Gestaden der Provence; aber dafür hat sie etwas Erhabenes und Großartiges an sich, das mich anzieht.“

„Die Wogen bewillkommneten Eurer Majestät hier aber rauh genug."

„Ach, neidische Geister — eifersüchtig auf mein großes Glück — erregten gewiß einen Sturm, um mich von England wegzutreiben, und als ihnen dieser Anschlag fehlging, sandten sie diese bösartige Krankheit, um mein Gesicht zu verunstalten und meine Freude zu verzögern!"

„Mich däucht eher, o Königin", erwiederte ich ernst, daß vielmehr Gott unser Herr, selbst es war; daß er wohl wissend, Ew. Majestät besitze seltnere Vollkommenheiten und werde von Andern ihrer Schönheit, ihres Talentes und Geistes wegen mehr geliebt und bewundert, als irgend eine Prinzessin der Welt, diesen üblen Zufällen, seinen Dienern, befahl, von Eueren Händen für einen Augenblick seine eigenen Wohlthaten zurückzufordern, gerade wie ein König von einem Vasallen die verliehenen Länder zurückfordert, sie ihm aber nach geleisteter Huldigung sofort zurückgiebt."

„Ach, gute Mylady de Roos", rief die Königin lachend, „Euere Worte schmecken etwas nach dem großen Orden von St. Dominikus, den Predigerbrüdern. Jedoch, glaubet es mir, Ihr werdet mir sehr gefallen, wenn Ihr Gott liebt und fromm seid; denn dann sollet Ihr für mich beten. Ich habe es ja so sehr nöthig. Predigten, wenn sie kurz, eindringlich und schön sind, mißfallen mir gar nicht. Indeß sind Romane, Schauspiele und die Wissenschaft des gai savoir meine Lieblingsbeschäftigung. Mylord, der König beschäftigt sich viel mit Beten, wie ich höre?"

„Madame, Seine Majestät ist, wie man sich erzählt, außerordentlich fromm und so tugendhaft in allem, was er thut, daß seit den Tagen des Königs Eduard, des Beken=

ners, kein so frommer Monarch mehr in England geherrscht hat."

„Die Engländer sind ein sehr ernstes Volk. Manchmal fürchte ich, meine Fröhlichkeit, der ich in meinem eigenen Vaterlande keinen Einhalt that, könnte mir bei ihnen leicht den Verdacht des Leichtsinns zuziehen."

„Die Engländer, Madame, haben so viele französische Prinzessinnen von großer Tugendhaftigkeit als Gemahlinnen ihrer Könige gesehen, daß sie die Damen Frankreichs nur hochschätzen können."

„Da war meine Tante Isabel, welche schon vor meiner Geburt starb. Wenn Ihr Leben auch nur kurz war, so wird ihr Andenken desto dauernder sein, denn es lebt in den Gedichten ihres letzten Gatten, Charles' d'Orléans. Das erste Gedicht, das ich überhaupt gelesen habe, war jenes, welches so anfängt:

„J'ai fait l'obsèque de madame"

„Warum lächelt Ihr, Mylady de Roos?" Also gefragt, sagte ich Ihrer Majestät, ich hätte das schöne Gedicht in's Englische übersetzt.

„Ah", rief Ihre Gnaden, „besitzt Ihr denn die Gedichtsammlung des Herzog's Charles?"

„Nein, Madame," entgegnete ich. „Ich lernte das Gedicht vor einigen Jahren auswendig, als Monseigneur Gilles es mir öfters vorsagte."

„Was!" rief die Königin aus, „ist denn der schöne junge Prinz, der mich bei meiner Landung begrüßte, ein Liebhaber des gai savoir? Doch laßt mich mein Lieblingslied auf Englisch hören. Nein, erröthet nicht so tief, Euch als ein Mitglied des Vereines zu bekennen, dessen Schutzpatrone die neun Musen sind."

Ich erröthete freilich, aber nicht aus dem Grunde, den die Königin voraussetzte. Ich sagte ihr nun auf ihre Bitte folgende Strophen:*)

„Zu meiner Dame Todtenamt
Meine Lieb' ein Münster baut',
Im Chore sang das Requiem
Der Schmerz des Herzens laut;
Die Kerzen waren Seufzer heiß,
Der Liebe letzte Gab';
Und Kummer, der von Thränen hell,
Erleuchtete ihr Grab;
Und auf demselben las man da:
Es ruhet hier im Grab' Euch nah
Das schönste Weib, das je man sah.

Und über ihr ein Denkmal ragt
Von Sapphir blau und Gold;
Der Sapphir zeigt, daß sie war treu,
Das Gold, daß sie war hold.
Ein lebend Abbild war sie ja
Von süßer Huld und Treu,
Weil Gott mit beiden Händen gab
Ihr Schönheit ewig neu.
Sie wahr, ich weiß nicht, wie's geschah,
Das schönste Weib, das je man sah.

Nicht mehr, nicht mehr thut weh mein Herz,
Wenn es zurücke schaut
Auf sie, die sündenlos gelebt
Und stehts ja war so traut;
Sie war so rein und schön, daß Gott
Hinweg sie nahm, ich mein',
Damit sie zier' das Paradies
Mit Heiligen im Verein,
Die, während sie auf Erd' uns nah,
Die schönste war, die je man sah.

---

*) Wir werden sie natürlich in deutscher und nicht in englischer Uebersetzung geben. (Anm. d. Uebers.)

„Gut! sehr gut“! rief Ihre Majestät, in die Hände klatschend. „Ich danke den Heiligen, daß ich unter meinen Damen eine nicht geringe Trouvère gefunden habe. Ihre dichterische Anlage hat sich eben an einem traurigen Gegenstande erprobt. Sie kann gewiß in harmonischen Versen eben so gut lächeln als klagen, und eben so gut lesen und schreiben, als spinnen. Es ist ein gewisses Etwas in Eurem Gesichte und in Eurem ernsten Benehmen — nein, lacht nicht — was mich an meine Schwester Yolande erinnert. Ich möchte Euch gerne zu meiner Geheimschreiberin machen, Mylady de Roos.“

„Ach Madame,“ rief ich aus, „das wäre eine zu große Ehre für Euere arme Dienerin. Indeß fürchte ich, daß Lady Isabel Buttler schon zu diesem Amte ernannt ist.“

„Was! das langhalsige Frauenzimmer, dessen Gehorsam eher nach Mißtrauen, als nach Unterwürfigkeit aussieht! Von einer solchen libera nos, Domine! Doch dann will ich eigens ein Amt für Euch schaffen, Mylady de Roos. Ihr sollt Inhaberin meines Tagebuchs werden.“

Wie Ihre Majestät dies sagte, erhob sie die Blätter, auf die sie geschrieben hatte, und hielt sie mir vor.

„Doch später mehr davon,“ setzte sie hinzu. „Nun laßt uns zu den französischen Königinnen, meinen Vorgängerinnen, zurückkehren.“

„Das schönste Weib, das je man sah, waret ihr nicht werth, zu besitzen; denn England erschlug ihren Gemahl, den König Richard und setzte sie selbst ohne einen Pfenning Geld auf ihrem vaterländischen Gestade aus.“

„Verzeihung, Madame; König Heinrich der Vierte

hätte sehr gerne jene schöne Lilie an seinem Busen getragen, oder seines Sohnes Krone mit ihr geschmückt.“

„Ja, Ja,“ versetzte Ihre Majestät lachend, „aber die Lilie wollte nicht von dem einen englischen Könige an den andern gegeben werden. Sie war um ein Jahr jünger, als ich jetzt bin — erst vierzehn; doch sie war alt genug, um fest entschlossen gegen eine solche Heirath zu sein. Es scheint, die Frauen unseres Stammes haben einen unbeugsameren Willen, als die Männer. Aber Frankreich gab Euch noch eine königliche Blume, meine Tante, die Königin Katharina, des Königs Mutter.“

„Ja wohl,“ erwiederte ich, „und außerdem noch die Großmutter Seiner Majestät, Jeanne la Bonne, wie die Bretagner sie nannten.“

„Ah, Jeanne de Navarre! Ja wohl, Mylady de Roos, wenn sie nicht besser la mauvaise hieße, gleich ihrem Bruder; ich zweifle nämlich, ob sie ganz la bonne gewesen.“

„Madame, diese Königin besaß tausend große und edle Eigenschaften, an welchen nur die Verläumdung zu zweifeln wagte.“

„Verkehrte sie nicht, um ihren Stiefsohn zu verderben, ein wenig mit dem Teufel?“

„Nein, nein, Madame,“ rief ich schmerzerfüllt und erzürnt darüber, daß eine so große Unwahrheit der Königin schon hinterbracht sei; „das ist eine falsche, von ihren Feinden erfundene Verleumdung.“

„Lord Suffolk erzählte mir, daß am Sterbetage der Königin Johanna, alle Löwen im Tower ebenfalls gestorben seien; so etwas, fügte er hinzu, sei seit Menschengedenken nicht gesehen worden und stehe deshalb in der Chronik von

London aufgezeichnet, was mir sehr lächerlich vorkommt. Ich denke, in England hätte ein Löwe geboren werden müssen am Tage meiner Landung. Das Abzeichen unseres Hauses ist ein Löwe. Einer wird fortwährend auf meines Vaters Kosten zu Arles unterhalten. Er beschrieb mir öfters einen grimmigen Kampf zwischen diesem seinen Pensionär und anderen wilden Thieren, welche gegen ihn in die Schranken getreten seien. Aber, ich bitte Euch, ist es wahr, daß meine Tante, Katharina die Schöne, nach dem Tode ihres Gemahls heimlich einen armen Ritter von geringer Herkunft geheirathet und aus dieser Ehe Kinder gehabt hat? Eine von den englischen Damen, die nach Nancy kamen, hat mir dies erzählt."

Ich versicherte Ihrer Majestät, das sei allgemein bekannt. Jener Mann sei Owen Tudor gewesen, ein welscher Ritter von nicht geringer Abstammung, der aber trotzdem sich nicht hätte vermessen sollen, an eine Verehelichung mit der Tochter, Wittwe und Mutter eines Königs zu denken. Und dann fügte ich hinzu, daß einige Zeit vor ihrem Tode der Herzog von Gloucester derselben ihre Kinder genommen, und dieselben der Schwester des Lord Suffolk, der Abtissin von Barking, zur Erziehung übergeben habe. Diese gewaltsame Trennung habe ihr, wie man sage, das Leben verkürzt.

„Ich erröthe über meine Verwandte", rief die Königin aus. „Wie konnte eine Königin sich so erniedrigen, heimlich Gattin und Mutter zu werden? Schmach über Katharina von Valois! Ich wollte, sie wäre nie eine Verwandte oder Bekannte von mir gewesen! Wenn Adel verpflichtet, wie ein französisches Sprichwort sagt, um wie viel mehr müßte der Königsrang ein Weib zwingen, die Schwachheit verliebter Thorheiten zu verachten"!

Dann heftete sie ihre Augen auf ein an der Wand hängendes Portrait des Königs, und fragte mich, ob es ähnlich und ob Seine Majestät wohl so schön sei, wie das Bild.

„Seine Gestalt, Madame", erwiederte ich, „ist himmlisch schön, und jeder Zug seines Gesichts ist so vollkommen, als wenn ihn ein geschickter Bildner geformt hätte".

Sie dachte ein wenig nach, lächelte und sagte dann: „Ich will machen, daß er mich liebt".

„Ach, Madame", rief ich, zu ihren Füßen niederknieend aus, indem ich ihr meine Liebe und Zuneigung nur durch einen Akt der Huldigung zu beweisen wagte, „es wird sicher nicht schwer sein, ihn dazu zu bewegen, dessen sich selbst die Widerstrebendsten nur schwer enthalten können".

„Was, Ihr haltet es also für sehr leicht, mich zu lieben, petite Marguerite", sagte sie, indem sie mit ihrer kleinen Hand meine Wange streichelte. „Dann sollt Ihr meine Freundin sein".

„Euere liebende Magd, Madame", rief ich, leidenschaftlich ihre Hand küssend. Einige Thränen fielen aus ihren Augen darauf. „Ach, meine Herrin", (ich konnte mich nicht enthalten, dies zu sagen) „meine Herrin, es ist schwer, eines Vaters Haus und all' die lieben Gesichter aus der Kindheit gegen neue und unerprobte Zuneigungen zu verlassen".

„Schon in meiner Wiege", erwiderte sie, „erfuhr ich, daß die Welt voll von Veränderungen und Trennungen sei. Das früheste Ereigniß, an das ich mich zurückerinnern kann, ist, daß meine Mutter zu Nancy mich bei der Nachricht vom Verluste der Schlacht bei Bulgneville vor Schrecken

aufschreiend, in ihre Arme raffte, und dann wie irrsinnig rief: „Ach, wo ist René? wo ist mein Gatte? Er ist gefangen; er ist erschlagen“! Sie wollte sich nicht überreden lassen, er sei noch am Leben, bis meine Amme Théophanie ihr auf das Kreuz schwor, er sei in Gefangenschaft. „Dann ist noch nicht alles verloren“, rief sie, auf ihre Kniee fallend, Yolande und meine Brüder an sich drückend, und dankte Gott unter heißen Thränen. Von da an kann ich mich fast an alle unsere Erlebnisse zurück erinnern. Das Gehirn entwickelt sich, sollte ich meinen, in einigen Kindern geschwinder, als in andern; das Verständniß wichtiger Dinge erweckt die Beobachtung und bewirkt eine frühe dem Alter voraneilende Reife. Bald nach jenem großen Unglücksfalle begab sich meine Mutter zu meinem Oheim, dem Könige von Frankreich. Sie wollte ihn bitten, sie zu beschützen und sich für meinen Vater beim Herzoge von Burgund, dessen Gefangener er war, zu verwenden. Sie trug mich auf ihren Armen, und meine Schwester und meine Brüder folgten ihr, sich an ihrem Kleide haltend“.

„Ach, Mylady de Roos, man hat gesagt, daß England an jenem Tage Frankreich verloren habe. Jeanne la Pucelle hätte vielleicht ihr tapferes Schwert vergebens gezogen, wären nicht die Augen der Agnes Sorel gewesen; diese war ein Ehrenfräulein meiner Mutter und befand sich damals bei uns.“

„Madame“, entgegnete ich, „obgleich Jeanne der Fluch Englands war und Einige sie für nicht frei von dem Verdachte der Hexerei hielten — “

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, da bebte ich wie ein Espenblatt; die Augen der Königin glühten so zornig, daß ich ihren Glanz nicht ertragen konnte und meine Augen zu Boden schlagen mußte.

„Ich bitte Euer Gnaden“, sagte ich stammelnd, „einen Irrthum zu verzeihen, der in diesem Lande durch den natürlichen Haß eines besiegten Volkes entstanden ist. Ich erwähnte blos die allgemeine Ansicht unter den Engländern, die ich übrigens nicht theile“.

„Nein, dann will ich Euch eher loben, als verzeihen“, sagte Ihre Majestät; „denn dem Strom einer falschen Ansicht zu widerstehen, ist ehrenhafter, als gleichgültig mit dem Laufe einer wahren zu schwimmen. Jeanne war nach meiner und aller guten Franzosen Ansicht ebenso tugendhaft, als tapfer; das Schwert Karl's des Großen wurde in ihren reinen Händen nicht entweiht. Mein Vater focht in vielen Kämpfen an ihrer Seite; und wenn den ihrigen entgegengesetzte Rathschläge am französischen Hofe die Oberhand zu gewinnen drohten, nahm er sich ihrer Sache, welche die Frankreichs war, an. Aber vielleicht, setzte die Königin lächelnd hinzu, verräth meine Wärme eine unziemliche Vorliebe für Frankreich, die einer englischen Königin schlecht ansteht“.

„Nein, Madame“, antwortete ich; „das Gedächtniß ist langsamer im Wechseln der Partei, als das Herz. Ich glaube, daß Eueres nun ganz englisch ist“.

Dann fragte ich Ihre Majestät, ob der König von Frankreich der Königin, ihrer Mutter, in den oben erwähnten Bedrängnissen, freundlich entgegen gekommen wäre. Sie erwiederte, zwar nicht der Wille, aber die Macht dazu hätte gefehlt; und Jene, welche geboren war, zu befehlen und zu herrschen, habe ihrem stolzen Vetter Antoine de Vaudémont, der sie des größten Theiles ihres Erbgutes beraubt und Krieg gegen ihren Gatten geführt hatte, um Schutz anflehen müssen. Er

habe mit der königlichen Frau, die ihm zu Füßen sank, Mitleid gehabt und sich zu einem Waffenstillstande herbeigelassen.

„Doch was, meint Ihr“, sagte die Königin, „waren die Bedingungen, die er erpreßte? Keine andere, als daß Yolande seinen Sohn Ferry heirathen sollte, und zwar mit den Besitzungen meiner Eltern in Lothringen als Aussteuer. Das Härteste, nach meiner Meinung war, daß er sie sofort in das Haus der Gräfin, seiner Gemahlin, zur Erziehung schicken ließ. Ich wurde damals mit Pierre de Luxembourg, dem Sohne des Grafen de St. Pol, welcher meinen Vater bei Bulgneville zu Boden geschlagen hatte, verlobt. Doch in Anbetracht meiner zarten Jahre ließ man mich bei meiner Mutter. Jean und Louis wurden dem Herzoge von Burgund als Geißel für den harten Vertrag übergeben, der meinem Vater seiner Länder, seines Eigenthums und seiner theueren Kinder beraubte. Ich kann nur mit Thränen an den Tag denken, da er von Dijon nach Nancy kam, um dort drei seiner vier Kinder zu sehen und dann zu verlassen. Als er mich weinend in Yolande's Armen sah, da legte er seine Hand auf mein Haupt und sagte: ‚Ach, petite créature, hast du den Gebrauch der Vernunft nur darum so bald erlangt, um Trauer und Kummer empfinden zu können!‘ Yolande hat mir erzählt, sie wäre bei ihrer Schwiegermutter vor Kummer gestorben, wenn man ihr nicht Ferry als Spielgenossen zugeführt hätte. Zuerst wollte sie ihn nicht beachten. Als er darüber weinte, ging sie zu ihm hin, und wischte ihm die Augen mit ihrem Tuche ab. Hernach liebten sie einander stets. Da mein Vater damals seiner Verpflichtung gegen den Herzog von Burgund nicht Folge leisten konnte, mußte

er sich ihm wieder als Gefangener stellen. Jean wohnte mit ihm in der Tour de la Bar. Louis kam wieder zu uns zurück, und wir gingen Beide mit unserer Mutter nach der Provence." Darauf schloß die Königin ihre schönen Augen. Sie wurde, sei es von der Anstrengung des langen Sprechens, oder daß die Gedanken an frühe Kümmernisse ihre Seele bedrängten, für einige Augenblicke sehr bleich.

„Wohlan meine gute Margareth," sagte die Königin nach einer Weile, „wenn Ihr mehr von meinem vergangenen Leben wissen wollet – es ist zwar nur kurz an Jahren aber reich an den mannigfaltigsten Schicksalsfällen, so erlaube ich Euch dieses Buch, zu dessen Verwahrerin ich Euch ernenne, zu lesen. Es beginnt da, wo meine Erzählung endete, als beim Absterben meines Oheims Louis, mein Vater König von der Provence und bald nachher von Neapel wurde. Ich habe neun Jahre lang darin geschrieben, nicht täglich auch nicht jede Woche und jeden Monat, sondern nur dann, wenn Neigung, Muße oder zunehmende Ruhe beim Gebrauche der Feder mich dazu bestimmten. Nicht gerne möchte ich von diesen Blättern scheiden. Wenn ich auf Reisen war, ließ ich mir zuweilen Blumen von einer Hecke oder einem Rasenflecken, oder in den Alpengegenden selbst aus dem Schnee längs der Landstraße bringen. Diese Blumen waren mir wohl die schönsten, die ich je gehabt. Ich legte sie in ein Buch, welches an meinem Sattelbogen hing. Obgleich jetzt trocken und verwelkt, erzählen sie noch von den Bergen, den Gefilden und den grünen Thälern, wo sie einst wuchsen. Und diese armen Knospen jugendlichen Sinnens, aufbewahrt auf pergamentnen Blättern, reden ebenfalls von manigfaltigen Scenen,

denen sie entblüht. Nehmet also dieses Buch mit Euch. Laßt aber keine andern Augen hineinsehen, als die Euren. Die Geheimnisse einer Königin sind Euch anvertraut. Mir scheint, ich lese in Euren Augen eine Bürgschaft für ihre Sicherheit."

So wurde ich an diesem Tage Verwahrerin des Tagebuches der Königin.

IV.

Die Dämmerung.

(Der Königin Tagebuch.)

Taraskon in der Provence, 1435.

Ich, Madame l'Infante d'Anjou, bin heute sechs Jahre alt. Messire Antoine de la Salle hat mir dies schöne Buch mit dem Maßliebchenstrauß auf der ersten Seite gegeben, und meinen Namen, Marguerite, mit hübschen blauen und rothen Buchstaben und reicher Vergoldung hineingemalt. Monseigneur Louis ist eifersüchtig; aber wenn er erst so gut schreibt, wie ich, dann wird Messire Antoine ihm ebenfalls ein Buch geben und, anstatt der Maßliebchen, ihm einen Lorbeerkranz, wie er sich für einen Krieger ziemt, hineinmalen. Ich wollte, ich wäre ein Prinz, denn wenn ich dann groß genug wäre, würde man mich zum Ritter schlagen, wie Monseigneur Jean, der in Dijon die ganze Nacht bei seinen Waffen Wacht hielt, obwohl er erst drei Jahr älter ist, als ich. Gern legte ich eine Rüstung an, und zöge gegen den schurkischen Herzog von Burgund, der meinen Vater und König in Gefangenschaft hält, zu Felde. Da ich aber kein Mann sein kann, so will ich sein wie Jeanne la Pucelle, auf einem schönen weißen Roß reiten, das Schwert Karls des Großen führen, und die Jungfrau von Anjou genannt

werden. Von allen Geschichten, die ich gehört habe, gefällt mir keine so, wie die von Jeanne. Ich wollte Monseigneur St. Michael spräche mit mir. Aber Théophanie läßt mich nie allein im Garten. Ich denke, das ist der Grund, warum kein Engel mit mir redet.

Wenn wir hier lustwandeln gehen, so werfen die Leute Blumen auf die Straße und errichten grüne Bögen und schöne Lauben, überall, wo wir nur hergehen. Das gefällt mir sehr, aber noch mehr gefällt es mir, sie die Lieder des Königs René, meines lieben Vaters singen zu hören. Wenn sie auf ihren Instrumenten das „Sacre d'Angers" spielen, dann hüpft mir das Herz in der Brust, wie ein kleiner Vogel in seinem Käfig. Die Provenzalen lieben uns sehr. Sie rufen, Louis und ich seien die schönsten und herrlichsten Geschöpfe auf der ganzen Welt, und Gottes Engeln im Himmel gleich. Aber Théophanie sagt, sie wüßten nicht, wie unartig Monseigneur und Madame zu Hause seien, und daß sie dort den Engeln gar nicht glichen.

Als wir mit der Königin heute auf der Terasse waren, kam eine große Menge herbei, um uns zu sehen. Ich sah häßliche Gesichter, vor denen ich erschrack. Als Agathe mich auskleidete, sagte sie mir, man habe zwei Hexen gefangen, welche sich zuweilen in Katzen verwandelten, und vermittelst einer Börse aus Katzenfell viele Teufeleien und Ränke bewirkten, wodurch die Menschen, die einander lieb hätten, zu gegenseitigem Hasse und vielen schrecklichen Dingen gebracht würden. Sie kamen von Hyères und sitzen jetzt zu Aix gefangen, wo die Richter dieselben hoffentlich lebendig verbrennen lassen werden.

Vergangene Nacht ließen mich meine Gedanken an diese

Hexen nicht schlafen; und so kam Théophanie und setzte sich zur Seite meines Bettes nieder und sprach von meinem lieben Vater und meiner Tante Marie, welche sie gepflegt hatte, als sie noch klein waren, so wie sie mich jetzt pflegt.

„Ach, petite madame,“ sagte sie, „Ihr müßt Euch in der That bestreben, eine sehr tugendhafte Prinzessin zu sein, denn wo kann man sonst in einer Familie so viele große Beispiele der Frömmigkeit finden, als in der Eurigen? Euere Großmütter, Madame Marguerite und Madame Yolande d'Aragon, sind die geachtetsten Prinzessinen in Europa und werden als Heilige betrachtet. Euere Tante Marie, mein süßer Pflegling, ist ein Muster der Tugend. Der selige König Louis und seine Gemahlin, Euer großer Oheim Monseigneur de Bar und Euere königlichen Eltern, haben an Adel der Seele und Bereitwilligkeit zum Dienste Gottes nicht ihres Gleichen in unserer Zeit.“

„Ich bin aber zu klein, um Gott schon zu dienen,“ entgegnete ich.

Da sagte Théophanie:

„In der Bretagne lebt eine Prinzessin, welche mit dem Herzog Pierre, dem Bruder Eures Oheims Franz, vermählt ist und die man, als sie erst fünf Jahre alt war, die kleine Heilige nannte.“

„Wie heißt sie?“ fragte ich, denn ich wollte lieber plaudern als schlafen.

„Madame Françoise d'Amboise,“ antwortete sie. „Als sie erst drei Jahre alt war, sagte sie schon immer ihre Gebete auf, und war nirgends lieber als in der Kirche. An einem Wintertage nach der Messe sah ihre Amme, welche ihr ihre kalten Füßchen erwärmte, sie Thränen vergießen.

„O liebe Amme," rief sie, „sahest du nicht meinen lieben Schutzpatron Messire St. François in seiner Capelle mit seinen kalten und nackten Füßen von Stein? Bitte, bringe ihm meine Strümpfe zum Anziehen! Als sie fünf Jahre alt war, nahm die gute Herzogin sie eines Tages auf ihren Schooß und sagte; ‚Liebes Herz was fehlt Dir, daß du so oftmals weinest?' ‚Madame,' sagte das weise Kind, ‚ich sehe Euch und Monseigneur und Euren ganzen Hof zum Altare gehen, und der liebe Jesus kommt in Eure Herzen. Ich weine, weil er er nicht zu mir kommt.' ‚Tröste dich, kleine Françoise,' sagte die Herzogin. ‚Wenn der Bischof meine Bitte erfüllt, dann soll am Allerheiligen Tage der liebe Jesus auch zu dir kommen.' Und so geschah es, daß am Allerheiligentage Madame Françoise, obwohl sie erst fünf Jahre alt war, den lieben Gott in ihr Herz empfing."

„Und wie alt ist sie jetzt?" fragte ich.

„Ungefähr 25 Jahre," sagte Théophanie.

„Und ist sie seitdem immer gut gewesen"

„Ja," sagte sie, „jeden Tag besser."

„Dann dünkt mich, muß sie jetzt sehr müde sein," rief ich, „denn ich bin schon müde, wenn ich nur einen Tag gut gewesen bin."

Und da schlief ich ein, denn ich hatte die Hexen vergessen.

Heute war ich ein wenig krank, und konnte deßhalb nicht ausgehen. Um mir die Zeit zu vertreiben, nahm ich ein Spiel Karten und machte mir damit zu thun. Ich breitete sie alle auf dem Tische aus und machte Armeen aus ihnen. Barbe sagte mir, daß die mit Gesichtern Portraite seien. Die Königin mit den Kleeblättern ist meine

Tante Marie; die Eine mit den Herzen die selige Königin Isabel; die mit der Lanze die Pucelle Jeanne; und die andere mit den Würfeln Agnes Sorel. Ich wunderte mich, sie unter ihnen zu finden. Sie ist weder Königin, noch auch eine tapfere Kriegerin wie Jeanne. Die Könige, sagte Barbe, wären König Karl, der verstorbene König von England, der König von Spanien glaube ich, und Monseigneur de Bourgogne, den ich hasse. Ich zerriß diese Karte in kleine Stücke, was, meinte Barbe, Schade wäre. Ich liebe die Knappen. Da sind darunter Messire la Hire, und Dunois und Hektor de Galard und der brave Barbazon, der bei Bulgneville starb.

Heute Abend hat man vor der Schloßpforte große Feuer angezündet. Louis dachte es wären Freudenfeuer und klatschte vor Freuden in die Hände. Es war wie am St. Johannisabend, und Agathe hoffte, das würde alle Hexen und Zauberinnen vertreiben; indeß Messire Antoine erzählte mir, man habe das gethan, um die Pest, den schwarzen Tod, der viele Leute in der Stadt tödtet, zu vertreiben.

Man hat jede Nacht Feuer angezündet, aber der schwarze Tod will nicht weggehen. In einigen Tagen reisen wir nach Marseille und dann auf einem Schiffe über die See zu meines Vaters neuem Königreiche in Italien. Die guten Provenzalen haben meiner Mutter Soldaten gegeben, welche für uns gegen die Spanier fechten werden. Lebewohl, süße Provence, wo ein Jeder uns so innig liebt. Lebewohl, blauer Rhonestrom, der uns schnell zur See führen wird, und dann werden wir Euch nicht mehr sehen. Lebewohl, Yolande; lebewohl Monseigneur Jean de Calabre. Ich wollte, ich wäre gleich bei meinem Vater

im Gefängnisse. Ich wollte ich wäre eine Blüthe auf einem Zweige nahe seinem Fenster. Ich wollte der Wind wehte mich durch das Gitter in seine Arme . . . . . O, ich bin müde vom Wollen und vom Schreiben.

Messire Marie de St. André hat heute das Schloß für meine Mutter zu einem Liebesangedenken an meinen Vater abgemalt. Er hat es so sprechend ähnlich abgebildet, daß ich glaube, er wird mit diesem Gemälde sehr zufrieden sein. Die Königin stand lange Zeit beschauend davor, und sagte dann:

„Messire André, mein Gemahl wird Euch für dieses Werk belohnen. Er hat eine große Zuneigung zu so geschickten Leuten, wie Ihr, und ist selbst kein unbedeutender Maler."

Dann sprachen sie über die unterirdische Kapelle, welche hier gebaut werden soll, und über die schöne Terasse oberhalb des Flußes, welche zu den Zinnen hinzugefügt werden soll. Als die Königin weg gegangen war, sagte Messire Antoine zu dem Maler:

„Meines Herrn Leidenschaft für Euere Kunst ist so groß, daß er selbst bei der Nachricht, er sei auf einen neuen Königsthron gelangt, den Pinsel nicht niederlegte."

„Wie so," sagte Messire Marie; und Messire Antoine erwiederte:

„Der Sieur Vidal Cabanis kam von Neapel mit dieser Nachricht und traf Se. Majestät, wie er gerade ein Bild Unserer Lieben Frauen auf Glas malte; er sah nicht einmal auf oder hielt inne, um zu sagen: ‚Wie oder warum seid Ihr gekommen?' Der Gesandte endlich des Wartens müde, sagte: Monseigneur, Gott hat Eure Stiefschwester, die Königin Johanna zu sich gerufen. Sie hat

Euch zu ihrem Erben eingesetzt. ‚Gott gebe ihrer Seele die ewige Ruhe!‘ sagte der König und bekreuzte sich. Darauf griff er sogleich wieder nach seinem Pinsel zum Aerger des Abgesandten, der Se. Majestät nun fast gewaltsam nöthigen mußte, die Botschaft, gemäß welcher die Krone von Neapel ihm zufiel, anzuhören.“

Es wundert mich, daß mein Vater lieber malt, als von einem Königreich sprechen hören will. Ich würde mich freuen, wenn man mir erzählte, ich sollte Königin werden.

Marseille, 21. April.

Die See ist so blau wie die Rhone, und so breit, daß sie mehr als irgend etwas Anderes in der Welt Gott ähnlich sein müßte, da sie, so weit ich sehen kann, weder Anfang noch Ende hat. Wir haben in einer Berg-Capelle zu Unserer Lieben Frauen von La Garde gebetet. Dort sah ich auch die Galeeren, welche uns nach Neapel bringen sollen. Théophanie ist gar nicht davor bange, jetzt über die See zu fahren, seitdem wir ein Gelübde zu Unserer Lieben Frauen gethan haben. Ich habe gelobt, meine kleine silberne Harfe gegen Brot für die Armen umzutauschen, wenn wir Neapel in Sicherheit erreichen.

Capua, 15. Mai.

Dieses Land scheint mir fast ein Paradies zu sein. Die Leute hier lieben uns wo möglich noch mehr, als die in der Provence. Kaum sahen sie das Schiff, als sie in Booten herankamen, Flaggen schwingend und Evviva! rufend. Sie trugen uns auf einem großen Sessel, der aussah, wie ein Thron, durch die Straßen, ein Baldachin von Gold und rothem Sammet war über unserm Haupte.

Ueberall wo wir vorbeikamen, waren die Zurufe so laut, daß man sie wohl im Himmel hätte hören können. Gold- und Silbergewänder und Teppiche mit Bildern darauf hingen aus allen Fenstern. Die große Straße, welche Via di Toledo heißt, war mit Blumen geschmückt, und die Glocken aller Kirchen erklangen. Schüsse wurden abgefeuert, welche uns anfangs erschreckten, obwohl ich das nicht merken lassen wollte; doch sah ich Messire Antoine furchtsam an; er flüsterte mir zu: das sei hier ein Zeichen der Freude, kleine Gewehre abzufeuern. Der Graf de Nola und sechzehn Edelherren bewillkommneten die Königin. Ich zählte sie während seiner Anrede. Sie antwortete ihnen auf italienisch: dann rief man wieder „Evviva!“ Louis lachte über die Leute, welche schreiend neben uns herliefen. Er nahm der Königin ihren Blumenstrauß und warf ihnen Blumen zu, welche sie mit den Händen auffingen, und ans Herz drückten. Es gefällt mir recht wohl, Tochter eines Königs zu sein. Ich will keinen Grafen oder Herzog heirathen, nein, Niemanden als nur einen König. Agathe behauptet, ich sei schon dem Pierre de Luxembourg versprochen, der ein sehr passender Mann für mich sein würde, wenn mein Vater Herzog von Lothringen, und nicht König von Neapel wäre. Ich will ihn nicht heirathen und nur Gräfin von St. Pol sein. Ich bin zu müde, um mehr zu schreiben.

Vorige Nacht schlief ich mit der Feder in der Hand ein, und wachte mit dem Rufe: „Evviva!“ auf.

15. Juni.

Der schwarze Tod, welcher schon zu Tarraskon gewesen ist, ist nun in Neapel; ich hoffe, er wird nicht nach

Capua kommen, denn ich will noch nicht sterben, sondern in diesem schönen Palaste wohnen, dessen Wände alle so schön bemalt sind, daß wir uns die Zeit mit dem Beschauen derselben aufs Herrlichste vertreiben können. Die Gärten sind voll von Figuren und Vögeln, und zuweilen auch von Leuten, welche ganz auf ein Mal erscheinen; wenn man den Fuß nur irgendwo hinsetzt, dann springt sogleich eine Fontaine auf, die Einen mit Wohlduft überrieselt! Es sieht fast aus, als wenn neckende Feeen in den grünen Alleen wohnten. Indeß Königin Johanna war die Fee, welche diesen Palast aufbaute. Ich fragte Barbe, ob sie gut gewesen sei. „Gut insofern, Madame,“ antwortete sie, „als sie Eurem Königlichen Vater dieses Königreich hinterließ.“ Théophanie seufzte, wenn ich nur von der guten Königin Johanna sprach. Sie seufzt jetzt oft, und ist nicht mehr so munter wie in Frankreich. Ich wundere mich, wie sie hier traurig sein kann, wo doch jeder Tag wie ein Festtag ist, und die Sonne immer scheint.

Als Agathe gestern Abend mein Haar kämmte, sagte sie:

„Ach wie schön wird eine Krone Eurem lieblichen Haupte stehen!“

Ich fragte sie, welchen König ich heirathen sollte.

„Oh, oh!“ erwiederte sie, „das Gerücht geht, der König, Euer Vater, werde bald in Freiheit gesetzt, und der Herzog von Burgund verlange, daß Madame dafür ihren Vetter, den König von England heirathe.“

Ich riß mein Haar aus ihrer Hand und rief zornig: „Ich will nicht Königin von England werden — nein, und wenn der Herzog von Burgund mir auch das Haupt abschlüge.“

„Und warum nicht,“ sagte Agathe lachend; „man sagt, der englische König sei sehr schön und so mächtig, daß seine Gemahlin die allergrößte Königin werden würde.“

Ich kümmere mich nicht um das, was Agathe sagt. Ich hasse die Engländer, welche die tapfere Pücelle lebendig verbrannten. Ich wollte sie alle tödten, wenn ich es nur könnte. Ich wollte sie wol mit meinen Füßen zertreten, wie die Wespe, welche meinen Louis heute stach. Ich wollte den Herzog von Bedford wol an einen Pfahl binden, und ihn lebendig verbrennen, wie er Jeanne verbrannt hat. Sie war keine Hexe, aber er ist ganz sicher ein böser Teufel.

Ich sah heute Morgen auf der Landcharte nach, ob England wohl so groß sei, wie Frankreich oder Spanien. Es ist zwar kleiner als Frankreich, aber, wie mir scheint, größer als Lothringen, die Provence oder Neapel. Agathe erzählte es Théophanie und Théophanie erzählte es der Königin, ich hätte gesagt, ich wollte den König von England nicht heirathen; worauf sie befahl, mich zu bestrafen, weil es sich für eine Prinzessin nicht gezieme, vom Heirathen zu sprechen und zu sagen, sie wolle den oder den Fürsten heirathen oder nicht. Einer Prinzessin wählen ihre Eltern einen Mann, und sie hat nur zu gehorchen. Ich lasse mich nicht gern bestrafen, nicht weil es weh thut, sondern weil es beschämend ist. Alizon, die Hoffräulein der Königin Katharina von England gewesen ist, sagt, König Heinrich habe als Kind für seine Amme und später für seinen Erzieher eine Vollmacht des Inhalts unterschreiben müssen, daß sie ihn züchtigen dürften; denn sonst würde es Hochverrath gewesen sein, Hand an Seine Majestät zu legen. Wäre ich an seiner Stelle gewesen, so hätten sie niemals die Vollmacht von mir bekommen.

Ich schreibe jetzt nicht oft in diesem Buche, da ich Italienisch und Latein lerne und alle Bücher die ich bekommen kann, lese; gestern sagte Jean Magnot, einer der Erzieher meines Bruders, zu dem Grafen von Nicaster, der mein Gesicht lobte:

„Ja Signore! Madame Marguerite besitzt außer dem Geiste und Talente ihres Vaters die Willensstärke ihrer Mutter. Ihre ausgezeichneten Eigenschaften sind weit über alle Beschreibung erhaben. Mit acht Jahren besitzt sie reicheres Wissen, größeren Verstand und eine größere Unterhaltungsgabe, als die meisten Mädchen sonst mit fünfzehn. Ihre Schönheit, welche Ihr so preiset, ist nur die werthlosere Hälfte ihrer Vorzüge.“

Wohlan, da Gott mir Schönheit und Geist gegeben hat, will ich mir mehr Kenntnisse erwerben, welche mich lehren sollen, dieselben zu gebrauchen. Ich will die ausgezeichnetste Prinzessin von der Welt werden und in einem Alter, wo Andere sich noch mit Spielsachen abgeben, schon berühmt sein. Meine Spielsachen habe ich alle in die See geworfen. Eine schöne Puppe hätte ich gerne behalten; aber ich küßte sie nur noch einmal und warf sie dann weg, denn von jetzt an sollen Bücher, die Guitarre und Malen mein einziges Vergnügen sein. —

V.

Früh Morgens.

Sechs Monate sind es her, seit ich die letzte Seite geschrieben habe. Marguerite ist kein Kind mehr. Aehnlich der sich in einen Schmetterling verwandelnden Puppe, ist sie jetzt eine noch nicht sehr große, aber für ihre Jahre schon sehr kluge Prinzessin geworden. Sie macht sich jetzt nichts mehr aus Spielsachen, noch weniger aus Leckereien. Sie studirt mit den Lehrern ihres Bruders, von denen sie wegen ihres Fleißes und ihrer schnellen Fortschritte im Lernen sehr gelobt wird.

Heute besah ich mit den Hofdamen, dem Seneschal Enrico d'Auna und Messire Antoine, die Bilder an den Wänden der Kirche von Santa Chiara, die von einem gewissen Giotto gemalt worden sind. Sein eigentlicher Name Angioletto hätte wohl besser für ihn gepaßt; denn jene, welche durch ihr Denken oder durch ihre Hände die schönsten Dinge auf Erden hervorbringen, gleichen nach meiner Meinung den Engeln im Himmel am meisten. Messire Antoine erzählte uns, der Maler, der diese Gemälde ausgeführt habe, sei ursprünglich ein Schäferjunge gewesen. Einmal habe er mit Kalk so geschickt das Bild eines Schafes auf einen Stein abgezeichnet, daß Meister Cimabue ihn deßhalb mit nach Florenz genommen, um ihn

zum Maler auszubilden. Jedoch habe nicht Giotto, sondern Dante Alighieri, der größte aller Dichter, die Gegenstände seiner Gemälde ersonnen. Messire Antoine will mich die göttliche Comödie noch nicht lesen lassen.

„Wenn Madame erst älter ist," sagte er. Das mißfällt mir aber, denn es erfordert eine lange Zeit, alt zu werden. Um mich indeß zu beschwichtigen, erzählte er mir, während unseres Spaziergarges im Klostergarten, folgende kleine Geschichte:

„Madame wird wissen," sagte er, „daß man in Florenz die artige Gewohnheit befolgt, zu Ehren des Frühlings ein Fest zu halten. Am ersten Mai versammeln die Bürger ihre Freunde und bewirthen dieselben in ihren Häusern. Vor ungefähr hundert Jahren lud ein gewisser Folco Portinari alle seine Bekannten auf seine Villa ein und unter ihnen auch den Signor Alighieri, welcher seinen damals erst neunjährigen Sohn Dante mitbrachte. Da spielten viele Knaben und Mädchen unter den Bäumen, an deren Ergötzungen auch er, nachdem er an einem der Tische sich gütlich gethan hatte, Theil nahm. Unter der Kinderschaar war auch Folco's Töchterchen Beatrice, ein Mädchen von zehn Jahren. Sie war so himmlisch schön und bescheiden, daß Niemand sie ohne Bewunderung ansehen konnte. In ihrem Sprechen und ihrem Benehmen war sie trotz ihres zarten Alters schon sehr weise, ernst und sanft. Ihre Gesichtszüge waren so vollendet und ebenmäßig, daß einige sie für einen Engel hielten. Der kleine Knabe, der eines Tages ein so großer Dichter werden sollte, sah sie in der Mitte ihrer Gefährtinnen, und obgleich er noch sehr jung war und sie ebenfalls, liebte er sie doch von da an für immer. Nach wenigen Tagen begeg-

nete er ihr, als sie gerade inmitten zweier anderer Mädchen, ganz in Weiß gekleidet, über die Straße ging. Er wagte nicht sie anzusprechen; sie aber lächelte so heilig und anmuthig, ihre Blicke und ihre Worte waren so süß, daß er hinwegging und sich in seine Kammer einschloß, um an sie zu denken. Er sank dann in Schlaf und hatte eine schöne Vision."

„Was für eine Vision?" fragte ich.

Messire Antoine lächelte, antwortete aber nicht. Da fragte ich:

„Hat Beatrice wirklich gelebt oder ist diese kleine Erzählung nur eine Allegorie?"

„Madame," erwiderte er, „Einige behaupten, daß Beatrice, die der Dichter in seinem großen Gedichte feiert, eine früh verstorbene Tochter Folcos gewesen sei; andere aber, sie sei nur ein Sinnbild der himmlischen Weisheit, welche die Seele zum Paradiese geleitet."

Die vorige Nacht hindurch habe ich wach gelegen, indem ich auf die Sterne blickte und dachte, sie müßten wohl die Wohnungen der Heiligen sein, und fing an zu überlegen, ob ich eine große Königin oder eine Heilige werden sollte. Anna, die von Viterbo kam, hat mir erzählt, als St. Rosa erst neun Jahre alt gewesen sei, sei sie schon auf die Straßen gegangen, um den Leuten Buße zu predigen, und sie zum Kampfe für den Papst gegen den bösen Kaiser Friedrich aufzufordern. Ich möchte gern eine Heilige werden, wie St. Rosa. Als ich dies heute in der Beichte dem Bruder James della Marca sagte, erzählte er mir folgende Geschichte:

„Einmal zu einer Zeit stand eine Schaar armer Leute an der Himmelsthüre, und harrte ob sie nicht bald geöff-

net werde. Da kommt St. Peter, mit seinen Schlüsseln in der Hand und ruft: ‚Macht Platz, macht Platz, Ihr armen Leute. Hier ist eine Prinzessin, die zum Himmel eingehen will.‘ Da sagten die armen Leute: ‚Ei, guter St. Peter, wir meinten, daß jenseits des Grabes Prinzessinnen nicht mehr gälten, als Bettler.‘ ‚Ja,‘ sagte St. Peter, ‚aber ihr sehet, daß jeden Tag so viele Bettler und arme Leute hierhin kommen, daß wir auf sie weiter nicht achten; Prinzessinnen aber gehen so selten zum Himmel ein, daß wir uns nothwendig viel aus ihr machen müssen.‘ Ich mag Bruder James gern leiden und will eine jener so seltenen Prinzessinen werden, die in das Paradies eingehen.

Gestern kamen viele junge Herren und Damen, um den Geburtstag des Monseigneur Louis mit uns zuzubringen. Da gab es ein Gastmahl, und Kurzweil und Spiele im Garten. Am Abende kamen zu unserer Unterhaltung geschickte Kunstreiter, welche Dinge erscheinen ließen, die eigentlich nicht da waren, wie fliegende Drachen in der Luft; sie warfen sich einander feurige Bälle an den Kopf, welche mit einem donnerähnlichen Knalle barsten. Wir tanzten den Capello, wobei Ciarletto Caracciolo mein Tänzer war. Er tanzt nicht so gut wie der Conte di Malatesta, ist aber weit geistreicher. Er erzählte mir eine Geschichte von zwei jungen Liebenden zu Verona, Romeo Montecchi und Giulietta Capuletti, welche sich auf einem Balle im Hause von Giulietta's Vater in einander verliebten. Er sagte, er habe zwar nie geglaubt, die Liebe sei so schnell; seitdem er aber heute in den Palast gekommen sei, habe er sich in eine Dame zum Sterben verliebt, wiewohl er ihren Namen nicht zu nennen wage. Er fragte mich, ob ich noch Niemanden geliebt habe. Ich entgegente

Pierre de Luxembourg habe mir zu Nancy gesagt, er wolle mein Ritter sein und gegen Alle fechten, welche da läugnen würden, ich sei die schönste Prinzessin der Welt. Ich liebte ihn deßhalb sehr; denn ich gefiel mir darin, einen Chevalier zu haben, der alle die da sagten, ich sei nicht schön, tödten würde. Da sagte Ciarlotto, er wolle für mich kämpfen und sterben, wenn ich ihn lieb haben wolle. Aber ich weigerte mich dessen, weil er kein König sei. Darüber wurde er so erzürnt, daß er nicht mehr mit mir tanzen wollte.

Am heutigen Tage gab mir die Königin einen langen Rosenkranz mit kostbaren in Gold eingefaßten Kügelchen, der ihrer Mutter zugehört hatte, und meinem lieben Bruder eine schöne Abschrift eines lieblichen Buches: „Blümlein des hl. Franziskus.“ Ich möchte gern nach Assisi, zu Unserer Lieben Frauen von den Engeln und zu dem Berge Alvernia gehen, der nächst Jerusalem und Rom, gewiß der heiligste Fleck auf Erden ist. Ich las Théophanie die Erzählung von dem Frieden, den der Heilige zwischen der Stadt Gobbio und dem Wolf stiftete, vor; sie gefiel ihr sehr, denn sie hatte gern, daß ein Jeder mit dem andern in Frieden lebte.

Ich bin nun zehn Jahre alt; und heute Morgen empfing ich zum ersten Male den lieben Heiland mit ruhiger, wonniglicher, unsäglicher Freude. Nachdem ich die Kapelle verlassen hatte, bat ich, eine Weile allein sein zu dürfen, was man mir nicht oft gewährt, aber dazumal nicht abschlug. Das Haupt in den Händen, saß ich an einem auf die Bucht hinausgehenden Fenster; mein Busen war so ruhig wie die sanfte tiefe See und Gedanken wandelten durch meine Seele, ohne sie aufzuregen, gleich den weißen,

auf der Oberfläche des strahlenden Gewässers schwebenden Vögeln. Als ich da beinahe eine Stunde gewesen war, fühlte ich eine Hand auf meiner Schulter und aufschauend sah ich meine Mutter, die Königin an meiner Seite stehen. Sie blickte mir mild und forschend ins Angesicht, mit einem Blicke endloser Liebe.

„Marguerite,“ sagte sie zuletzt, „dies Leben ist voll von Unruhen und Sorgen, vor Allem für solche, die an den Stufen eines Thrones, und, was noch schlimmer ist, inmitten vieler Versuchungen geboren sind. Ohne die Gnade Gottes vermögen wir nicht so lange, wie das Blinzeln eines Auges währt, zu stehen; und wenn gar königliche Personen sündigen, so ist das gleich dem Falle jenes Hauses, von dem Gottes Wort sagt: ‚groß war der Fall desselben.‘ “

Dann nahm sie, die nicht gewohnt war, von sich selbst zu sprechen, aber an jenem Tage plötzlich dazu bewegt zu sein schien, mich auf ihren Schooß und zeigte im Gespräche den Adel und die Größe ihrer Seele und die mächtige Hülfe die Gott ihr in ihren großen Bedrängnissen geliehen hat. — O edles Herz meiner Mutter, zuerst erkannt an diesem Tage, Herz, welches Gott fürchtet und keine andere Furcht kennt, gern wollte ich dir in deinen großen Kümmernissen gleichen, wenn ich dir auch an Tugend gleichen dürfte!

VI.

König René.

Neapel, 19. Mai 1438.

Meine Hand zittert vor Freude, und meine Wonne übertrifft Alles, was meine Feder beschreiben kann. Mein schöner und edler Vater, der König, ist angekommen. Ich habe ihn auf seinem weißen Rosse durch die Stadt reiten sehen, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte und einem Scepter in der Hand, mit meinen beiden schönen Brüdern zur Seite. Als er vorbei kam, kniete das Volk nieder, als wenn er ein Gott wäre, herabgekommen, um über sie zu herrschen. Und was auf Erden ist denn Gott ähnlicher, als ein Herrscher, der außer seinem erhabenen Range und seiner königlichen Größe Schönheit des Leibes und eine durch Sanftmuth gemilderte angeborne Majestät besitzt? Wenn ein Freudenruf aus tausend Herzen zugleich emporsteigt, dann stockt mir der Athem, und vom Kopf bis zu Füßen durchzittert mich eine fieberhafte Bewegung, die sich dann in Thränen auflöst. Wenn Jemand einen Halbgott malen will, so möge er sich König René ansehen; wenn einen Helden, seine Thaten erforschen. Wenn man einen vollkommenen Menschen beschreiben will, in dessen Antlitz die Tugend, in dessen Gestalt die Anmuth, in dessen

Benehmen die Freundlichkeit wohnt, so möge man sein Angesicht untersuchen, seine Geberden abzeichnen, seiner Rede lauschen. Wenn irgend ein großer Maler den Hector oder Achilles auf Holz oder Leinwand darstellen wollte, so möge er die Gestalt König Renés nachahmen, und alle Welt wird Beifall klatschen; wenn einen St. Sebastian oder St. Mauriz, sein Bild abzeichnen, während er betet; wenn einen Weisen, den König, während er liest; wenn einen Dichter, während er nachsinnt; wenn einen Apollo, während er die Geige spielt; wenn einen Vater, immer noch den König, wenn er seine Kinder in seine Arme schließt, und so lieblich sagt: „Der schönste Schatz, den ein Fürst seinen Erben hinterlassen kann, ist die Liebe treuer Unterthanen."

Wenn es überhaupt Glückseligkeit auf Erden gibt, so muß sie jetzt in diesem Lande und in unsern Herzen wohnen. Denn der Frühling im Verein mit der Freude, führt jegliche vergleitende Stunde herbei, und die wonnig hauchende Luft, der die Blumen vergoldende Sonnenschein, und die glitzernden, das Gestade küssenden Wellen, vereinen sich zu einem Chore fröhlicher Harmonie.

Jeden Tag lerne ich beim Könige die vergangene Geschichte dieses Landes besser kennen, und zugleich was die Dichter geschrieben, und geistreiche Männer aller Zeiten ersonnen haben, um dieses Stück Erde zu preisen und zu verherrlichen, welches Gott selbst so schön gemacht und mit Farben geschmückt, die kein Maler erreichen kann, oder er müßte denn die Natur selbst übertreffen. O, daß ich doch kein König wäre!" ruft mein Vater zuweilen aus; „und daß ich in diesen lieblichen Hainen und auf diesen blauen Seen zwischen verfallenen Tempeln und christlichen Heilig-

thümern, Gott, dem Gebete, der Betrachtung, der Poesie und der Kunst leben könnte."

„Wolltet Ihr denn wohl ein Benediktinermönch sein, Sire?" sagte ihm einmal meine Mutter. „Denn wenn das Euer Wunsch sein sollte, dann will ich gerne bei den Töchtern der St. Scholastika eintreten."

„Nein, nein," rief der König; „höhne mich nicht so, süße Isabel. Du, die nie irdische Verlockungen verführten, dürftest wohl um Aufnahme in ein Kloster nachsuchen; aber ach! mich wird die Leidenschaft für des Krieges grimmes Gepränge und Turniere, für den Zauber wechselnder Scenen, für die Schauspiel-Kunst und der Musik wildes Entzücken, so lange ich lebe, nicht verlassen."

„O launenhafter Fürst," antwortete sie zärtlich; „nach Frieden seufzen und der Aufregung nachgehen!"

„Du würdest doch den Thron nicht fahren lassen wollen, Isabel?" fragte er.

„Ja, mein Gemahl," antwortete sie, „sehr gern, wenn Gott es so wollte. Aber seine Stellvertreter dürfen die Posten, welche er ihnen anweist, nicht verlassen. Gleich wie unsere Kinder, so sind auch unsere Unterthanen von dem Höchsten der Könige unserer Obhut empfohlen worden, und er wird einst von uns Rechenschaft über dies kostbare Unterpfand fordern."

Wenn der König sich hier öffentlich sehen läßt, so verehrt man ihn wie wahnsinnig. Einige sagen er sei zu gut, zu débonnaire. Wenn die Provinzen durch Alphonso's Sendlinge aufgewiegelt sich empören, so besiegt er sie nur, um ihnen dann zu verzeihen und von Neuem seine Gunst zu schenken. Einige Calabresische Bauern, die ihn vor Kurzem hatten ermorden wollen, verzieh er sogleich und

gab ihnen Geleitsbriefe nach ihrer Heimath mit. Wäre ich an seiner Stelle gewesen, so würde ich diese bösen Unholde bestraft haben. Er aber geht hin und läßt sich nieder in den Hütten des Landvolkes, ißt von ihrem ärmlichen Mahle, lernt ihre rohen Lieder und spielt dazu auf der Guitarre. Wenn er in Neapel ist, so würde selbst St. Januarius, wenn er von den Todten erstände, nicht mehr verehrt werden können; aber wenn er nur für ein Weilchen den Rücken wendet, selbst um für das Volk zu kämpfen, dann wankt es sofort in seiner Treue, schwachen, wurzellosen Bäumen gleich, wenn ein böser Wind wehet. Es ist so tückisch, wie die See, und so unbeständig, wie der Wind. Ich fange an, es zu hassen. Ich sagte Ciarlotto Caracciolo, ich verachte die Neapolitaner. Es freut mich, daß ich es that; obgleich er mir einen Blick tödtlichen Hasses zuwarf.

Lange habe ich in diesem Buche nicht mehr geschrieben. Ich zeichne nicht gerne Verdruß und Kümmernisse, sondern lieber Triumphe und Freuden darin auf. Heute hörte ich meinen Vater die Neapolitaner auf der Piazza San Salvatore anreden. Die Hungersnoth ist schrecklich gewesen; er sagte, er könnte sie nicht länger verhungern und seinetwegen untergehen sehen. Thränen flossen über sein Angesicht. Er sagte, er wolle sie Alle ihres Unterthaneneides entbinden und nach Frankreich zurückkehren. Nur mit Schmerz und Zorn konnte ich solche Worte anhören. Ich wollte eher verhungern und sterben, als den Spaniern das Feld räumen; und warum sollten denn diese gemeinen Feiglinge nicht auch verhungern und sterben? Sie sind wetterwendisch wie eine Windfahne; denn als er sagte, er wolle weggehen, da fielen sie ihm weinend zu Füßen und

riefen, sie würden sich nicht von ihm trennen. Aber mir gefielen ihre „Evviva's“ nicht mehr so, wie früher.

Heute Abend schreibe ich meine Erlebnisse mit großer Freude nieder. Als es dunkel wurde, versammelte der König im Hofe des Palastes alle Edeln der Stadt. Aus dem Fenster sah ich zu, wie sie sich um ihn schaarten. Er stand neben seinem Pferde, ein gezogenes Schwert in der Hand, den Monseigneur de Calabre und vierzig französische Ritter zur Seite. Diesesmal klangen seine Worte an mein Ohr wie Trompetenton. Er sagte, er wolle ausziehen, um zu sterben oder zu siegen; er wolle, so lange Neapel treu bleibe, den letzten Blutstropfen zu seiner Vertheidigung hingeben; er empfehle seine kostbarsten Schätze, sein Weib und seine Kinder, so lange als er gegen ihre und seine Feinde kämpfe, seinen edeln Lehensmannen an. Alle riefen: „Bleibe, bleibe bei uns, unser König, unser Rinaldo. Hoch lebe der König von Neapel!“ Er aber schwang sich auf sein Roß und eilte pfeilgeschwind aus der Stadt, so daß seine Ritter kaum gleichen Schritt mit ihm halten konnten. Da rief Raimondo di Bartello: „Zu Pferde! zu Pferde! folgen wir unserm König!“ Und wie ein Mann ritten die Neapolitanischen Herren ihrem Herrscher nach.

Jetzt ist Neapel belagert! Der König hat in der Nähe der Mauern sein Lager aufgeschlagen. Obgleich mein Vater in der Ferne eine Provinz nach der andern durch seine Tapferkeit und die Herzen ihrer Bewohner durch seine Milde erobert, so ist uns doch die Zufuhr abgeschnitten. Die Leute gerathen in Verzweiflung. Sie verhungern oder werden wahnsinnig vor Hunger. Ich habe meine goldenen und silbernen Schmucksachen und meinen einzigen kostbaren

Ring hingegeben, damit Brod dagegen eingetauscht werde; meine Mutter verschenkte alle ihre Juwelen. Aber bald wird kein Brod mehr zu kaufen sein und was dann? ich sehe sie bei der Mahlzeit weinen; beim Ausreiten bricht der Anblick bleicher, verstörter Gsichter ihr fast das Herz. Die Weiber halten uns dann ihre hungernden Kinder entgegen. Das ist schrecklich anzusehen. Diesen Morgen kam mir ein Gedanke; ein großer Gedanke, wenn ich ihn nur ausführen könnte. Ich will mich zur Nachtzeit hinausschleichen, und gleich der tapferen Judith, von der die heilige Schrift sagt, es gäbe kein zweites solches Weib auf Erden an Schönheit und Klugheit der Rede, will ich mich heimlich in das Lager der Feinde stehlen und dem König Alphonso das Haupt abschlagen; dann wird sein ganzes Heer von Schrecken ergriffen hinwegfliehen, und ich werde die Stadt befreit haben. Dann werde ich in ganz Europa als die muthigste Prinzessin von der Welt berühmt werden, das verhungerte Volk wird Brod bekommen und mich alle Tage segnen. Eines meiner Mädchen muß aber mit mir gehen. Agathe sagt, sie wäre zu bange dazu. Barbe erzürnt mich durch die Behauptung, das würde eine Sünde sein. „Das ist nicht möglich," entgegnete ich, „die heilige Schrift lobt ja Judith wegen ihrer That." Dann behauptete sie auch, man würde uns vielleicht am Ende tödten. „Darum habe ich keine Angst," erwiederte ich, „da wir dann ja in den Himmel kämen." Sie sagte, sie wäre des nicht sicher; denn Jemanden zu tödten, und noch dazu einen König, und wenn er auch noch so böse sei, sei eine sehr bedenkliche Handlung. Noch setzte sie hinzu: „die Stadtthore sind geschlossen, deßhalb können wir nicht hinauskommen, auch hat Madame keine Waffen, womit sie dem Könige

das Haupt abschlagen könnte.“ „Ich will das Schwert mitnehmen,“ sagte ich, „welches Louis zurückgelassen hat; mit den Wächtern will ich schon so weit fertig werden, daß sie mich durchlassen. Wollt Ihr dann mitgehen?“ Aber sie sagte in einem fort, Ja und Nein, und wollte Nichts fest versprechen. Endlich sagte sie: „Madame ich will Euch folgen, wenn Euer Beichtvater das Vorhaben billigt.“ Da war ich froh, und versprach noch heute zur Beicht zu gehen, da ich nicht zweifle, daß Fra Jacopo mich in meinem Plane bestärken wird, er betet ja auch in einem fort für das verhungernde Volk, und sagt, es sei nur ein ärmliches Almosen, unsere Juwelen zum Lebensunterhalte deßelben hinzugeben; wir müßten bereit sein, unser Herzblut seinetwegen zu opfern. —

Ich ging mit Théophanie in die Kirche, wo Fra Jacobo meine Beichte hörte, erzählte ihr aber nichts von meinem Vorhaben. Es freut mich, daß ich es nicht that, da Fra Jacobo zu lächeln schien, als ich ihm davon sprach. Ich konnte sehen, daß er es wirklich that, wiewohl er seinen Mund mit der Hand bedeckte. Er sagt, seitdem Gott auf die Welt gekommen sei, sei es sündhaft, Jemanden in der Weise zu tödten, vor Allem einen christlichen Fürsten, und wenn er auch unser ärgster Feind sei. Ich sagte mißmuthig: „Dann darf ich also Judith nicht nachahmen und Neapel retten?“ „Nein,“ sagte er. „Aber ich will Euch sagen, Madame, wie Ihr derselben ähnlich werden könnet. Ihr könnt Euch eine Kapelle in Eurem Palaste, ja, in Euerem eigenen Zimmer errichten, ein härenes Gewand tragen, und fasten und unter Thränen den Herrn bitten, daß er gemäß seinem heiligen Willen uns Barmherzigkeit erzeige.“ Ich muß mich wohl mit diesen Rathe zufrieden

geben, da Barbe doch nicht mit mir gehen will; und allein und ungebeichtet die That zu vollbringen, dazu bin ich zu bange.

Es ist Korn und Vieh in der Stadt angekommen. Die Bürger sind außer sich vor Freude. Durch einen kühnen Kunstgriff ermöglichte mein Vater, der König, die Einfuhr dieser Lebensmittel und jetzt eilt er zu unserer Rettung herbei.

Nachrichten trafen aus der Provinz Capitanate ein. Der König von Spanien liegt krank zu Lucera. Der Kampf hat begonnen. König René steht im Begriff wie ein Löwe über die Spanier herzufallen. Noch einige wenige Stunden, und Alphonso ist gefangen, Neapel frei! O Gott, ich möchte gern beten, aber mein Herz schlägt zu schnell. Minuten sind wie Stunden, Stunden wie Tage! O, daß ich gleich einem Vogel fliegen und die Schlacht sehen könnte! O, daß ich ein Mann wäre, und heute mir die Sporen verdienen müßte! Ich kann weder sitzen noch stille stehen. Ich ergreife die Feder und lege sie wieder nieder. Das geringste Geräusch schreckt mich auf. Ich hasse das Warten; es ist der Fluch des Weiberloses!

Sieg! Sieg! die Nachricht kam vom Schlachtfelde hieher! Neapel und Frankreich haben die Ehre des Tages errungen! König René hat die Aragonesen vor sich her getrieben, wie der Herstwind die Blätter. Alphonso ist umzingelt; er kann nicht mehr entrinnen. Man jubelt auf den Straßen. Man hat die Freudenbotschaft vernommen. Man ruft nach der Königin. Evviva! Evviva! Die Segler fern auf der See sollen diesen Ruf hören!

Als die Leute uns sahen, wurde das Freudengeschrei betäubend. Ich schwenkte eine von Louis' Fahnen. Ich

glaubte beinahe, sie wollten den Balkon besteigen, so groß war ihr Entzücken.

Wenn es in der Hölle einen heißeren Platz gibt, als alle andern, oder eine schrecklichere Qual, als die von Dante beschriebenen, müßte sie nicht den Verräthern vorbehalten sein? Mein Schmerz ist böser als Kummer, böser als der größte Schmerz des Leibes. Ich kann vor Zorn nicht weinen; meine Schläfen pochen schrecklich. Caldora, ich hasse Dich. Caldora, Dein Verrath ist so schwarz, daß ich keine Worte finden kann, ihn zu beschreiben. Du, den mein Vater liebte, und dem er vertraute; Du des Königs Freund — einst geehrt, nun geschändet durch diesen Namen; denn die höchsten Ehren erzeugen die tiefste Schande, wenn Schurken sie sich anmaßen. O, grausamer, liebloser Freund, Freund, schlechter denn der bitterste Feind — den Sieg entrissest Du jener Hand, der er so wohl geziemte; seine tapfern Truppen hieltest Du durch einen falschen Befehl auf, und triebst das schändlichste Spiel der Verrätherei! Mylord Constable, noch gestern würde ich den Mann verachtet haben, der es gewagt hätte, Euch einen Verräther zu nennen. O, ich bin krank vor Kummer und Aufregung und, was mich am meisten schmerzt, auch erzürnt auf meinen Vater. Ich hörte die Königin ausrufen: „Ach, ach! Was hat er gethan? René, mein Gemahl, ist nachsichtig gegen Verbrechen und gegen das Uebermaß derselben noch gnädig. Was kann schädlicher sein, als dem Verbrecher seine Schuld in's Angesicht zu werfen, und ihn dann nach kurzer Haft sogleich zu verzeihen, ja ihn wieder in seine Gunst aufzunehmen? Mein Gemahl besitzt den Muth eines Löwen, und die Sanftheit einer Taube, aber es fehlt ihm schmerzlich sehr an der so nöthigen Klugheit einer Schlange.“

Ein König müßte klug sein. Ich wollte, meine Mutter wäre der König, und mein Vater die Königin!

Ich mag nicht auf die vorhergehende Seite zurücksehen, obwohl mein Vater nach Neapel zurückgekehrt ist, und für eine kurze Zeit Friede herrscht. Ich gerathe noch immer in Aufregung, wenn ich an Alphonso's Entweichen, und Caldora's Verrath denke, der sich nun offen mit den Spaniern verbündet hat, obgleich des Königs Verzeihung feurige Kohlen auf sein Haupt hätte häufen sollen! Ohne seine niederträchtige Treulosigkeit wäre dieser fürchterliche Krieg längst beendet. Doch die Hoffnung lächelt wieder — Gott verhüte, daß es nicht das Lächeln einer Sirene sei — dem Hause Anjou zu, der gute König gewinnt sich unwiderstehlich die Herzen Aller, die ihn sehen. Festlichkeiten und Vergnügungen folgen wieder einander. Gegenwärtig ist zu Castel nuovo die edelste und schönste Gesellschaft die man sich nur denken kann, versammelt. Im Schloßgarten werden allegorische Spiele aufgeführt, welche zugleich das Auge ergötzen und den Verstand beschäftigen. Jetzt, wo ich zwölf Jahre alt bin, nehme ich an diesen Zeitvertreiben Theil und unterhalte mich oftmals mit den Hofleuten und denjenigen Herren, die ihres Witzes und Geistes wegen am berühmtesten sind. Heute hatte ich sehr viele Freude an einem geistreichen Schauspiele, in welchem die drei größten Helden des Alterthums, Alexander, Scipio und Hannibal sich vor Minos, dem Könige der Unterwelt, um den ersten Rang in den Jahrbüchern des Ruhmes stritten, indem ein Jeder von ihnen der Reihe nach das Verdienst seiner Thaten auseinandersetzte. Minos, der ein gelehrter Herr und ein wenig in mich verliebt war, fragte mich zuvor, welchem dieser großen Männer ich den Vorzug

gebe. Ich antwortete, dem Scipio, denn er sei tugendhafter und wenigstens ebenso tapfer, als die andern. Dann solle Alexander kommen, und zuletzt Hannibal. Ich hasse nämlich den Feind Roms, dessen Bewohner das größte und gewiß auch bewunderungswürdigste Volk waren. Gegen Ende des Stückes hielt Cipriano de Mero, der den Scipio darstellte, eine lange Rede, in der er König René jenem großen Römer und den König von Spanien dem Hannibal verglich. „Denn," sagte er, „Alphonso, der alte, schlaue, durchtriebene und verrätherische ist dem Karthager ähnlich; aber Ihr, Sire, seid jung, gerecht, klug und aufrichtig. Mord, Raub und Blutvergießen folgten Hannibals Schritten. Euer Feind, Sire, hat Hungersnoth, Gemetzel und Verwüstung im Lande verbreitet. Scipio vertheidigte Rom, und Ihr, Sire, seid der Schild der Kirche, die ihren Mittelpunkt in der ewigen Stadt hat. Kurzes Glück erhob die Seele des stolzen Afrikaners. Vorübergehende Erfolge blähen den Hochmuth Eures anmaßenden Nebenbuhlers auf. Ihr, Sire, seid tapfer wie Scipio, ausdauernd und geduldig im Unglück, Euer endlicher Triumpf wird den seinen übertreffen. Sire, herrschet und gedeihet. Schreitet von Tugend zu Tugend vor; dann werdet Ihr, nicht an dem Hofe des Minos, aber in dem Reiche des allerhöchsten Gottes für immer mit den Heiligen und Seligen herrschen."

Mir mißfiel diese Rede nicht; aber ich glaube doch, ich habe schon manchmal in meinen Geschichtsstunden eine kunstvollere niedergeschrieben. —

O, wie kurz sind Erdenfreuden! An die Stelle der fröhlichen Zeitvertreibe des vergangenen Jahres sind so große Unglücksfälle getreten, daß der König beinahe irrsinnig wird. Neapel ist schon wieder belagert, und die Hun-

gersnoth so schrecklich, daß die Weiber ihre Kinder dem Pferde des Königs unter die Füße werfen, wenn er vorbeireitet, und ihn um Brod oder Tod anflehen. Er, der das zärtlichste Herz von der Welt hat, muß sehen, wie seine Unterthanen zu Grunde gehen; denn Niemand ist da, ihnen zu helfen. Ein dreifacher Fluch, Krieg, Hungersnoth und Pestilenz geißeln das Land. Hätte nicht ein Brief des Dogen von Genua seine sinkende Seele ein wenig emporgehoben, er wäre beinahe vor Betrübniß gestorben. Er kann das äußerste Leiden erdulden, wenn es nur ihn allein trifft; aber das Weh Anderer bewegt ihn so tief, daß eines Weibes Kummer dem seinen nicht nahekommt. Er muß nothgedrungen meine Mutter und mich nach Frankreich zurücksenden, wohin er uns nachfolgen wird, wenn der letzte Strahl der Hoffnung für das Haus Anjou verschwunden. Wie sehen nicht die letzten Jahre einem Traume gleich! Stürmisch genug waren sie gewiß schon für jene, die alt genug waren, um die Wolken erforschen und dem veränderlichen Schimmer täuschenden Glanzes mißtrauen zu können! Lebe wohl, Italien! Lebewohl, Neapel! Die gemeinen Leute hier haben ein Sprichwort: „Sieh Neapel und stirb!“ Soll das mein Schicksal sein? Was steht mir bevor, mir, deren Leben erst vor Kurzem begann? Gott allein weiß es! Wenn ich dies Buch wieder öffne, werde ich eine andere See, einen anderen Himmel ein anderes Land, andere Gesichter sehen. Mir scheint, es ist ein Vorgeschmack des Sterbens, einen Ort zu verlassen, den man lange gekannt und geliebt, und zu dem man nie zurückkehren wird. O, mein König und Vater, die alte Sehnsucht ein Mann zu sein, kehrt zu dieser Stunde, wo die Zügel eines Königreiches Deiner Hand entgleiten, wie ein entschwundener

Morgentraum zu mir zurück. Wäre Marguerite einer von Deinen Söhnen, und nicht eine alberne Tochter, dann würde ich mit Dir um Neapel gekämpft, seinen Boden mit dem besten Blute von Anjou getränkt, gesiegt haben oder im schlimmsten Falle gestorben sein.

Nachdem ich Vorstehendes niedergeschrieben hatte, suchte ich meinen Vater auf und traf ihn, als er gerade Rosenkränze aufreihete, während die Farben auf der Leinwand, auf der er malte, trockneten. Es wundert mich, wie er malen und Rosenkränze verfertigen kann, wenn ein Königreich auf dem Spiele steht. Er sagt, Arbeit stille schmerzvolles Sinnen. Meinen Geist konnte die Arbeit nie so betrügen.

Ich habe Fra Jacopo, der mich Gott empfahl, Lebewohl gesagt. Er hoffte, wir würden uns im Himmel wiedersehen. Ich muß mich bestreben, dem Verräther Caldora zu verzeihen; Niemand weiß, wie schwer mir das wird.

(An Bord der Galeere, in der Bucht von Neapel.) „Thürme und Giebel des schönen Neapel's, zum letzten Male sehe ich Euch. Herrlichste Schöpfung des lieben Gottes — Du Bucht, welche auf Erden ihres Gleichen nicht haben soll, du Berg, von dem flüssiges Feuer strömt; du See, vergleichbar einzig dem Himmel, den du abspiegelst, fahrt wohl! Lebewohl, Neapel — lebetwohl, Alle.“

VII.

Freude und Leid.

Poitiers, 1444.

Wie verschwindet der Ehrsucht Pein, wenn Herzleid kommt! Der Tod hat seinen Pfeil abgesendet, und meine süßeste Freude vernichtet. Er wählte sich zur Beute die schönste Blume aus Anjou's Stamme. Monseigneur Louis ist todt! Ach, Ach! wie lieblich war sein Leben! wie ruhmreich, wenn auch kurz! Hat man jemals in unseren Zeiten vernommen, daß ein Knabe von zwölf Jahren, gleich dem jungen David, der mit Goliath kämpfte, bärtige Männer von Ruhm besiegen könnte! Ach! Monseigneur Antoine de Vaudémont, Ihr waret nicht bange vor dem jungen Statthalter von Lothringen, jenem stets treulosen und lügnerischen Buben, und doch vermochte er Euch, die Belagerung von Bar aufzuheben und Eure eigene stolze Citadelle zu übergeben. Louis, mein schöner Bruder, anmuthigster, den Gott je schuf, ich liebte Dich so innig, daß ich bei der Nachricht von Deinem Tode vor Kummer krank wurde und beinahe verschieden wäre. Lange Zeit konnte ich weder lesen noch schreiben, so sehr war ich von Gram bedrückt. Ebensowenig wollte ich sprechen; ich saß allein im Dunkel, jeden Trost, selbst den meines Vaters und meiner Mutter zurückweisend. Da kam Jemand zu

mir in mein Zimmer, der meine Schwermuth durch das Gemälde seiner eigenen linderte. Das war der Herzog Charles von Orleans, der so lange in England gefangen gewesen war. Er betrog seinen Gram um sein verstorbenes Gemahl, die unvergeßliche Isabel, indem er sein Trauern in Verehrung verwandelte und einen schönen Schrein von Poesie erbaute, wo das Angedenken an sie wie in einem Heiligthume eine Zufluchtsstätte fand, und Niemand es störte. Nichts Unzartes oder weniger Liebliches, als sich für einen so süßen Gegenstand geziemte, vereinte sich dort ihrem Namen. Im Anfange lauschte ich seinen Gleichnissen und wehmüthigen Liedern allein um mein Wehe zu trösten; denn was er von Isabel sagte, das wandte mein Herz auf Louis an. Doch hernach verdrängte eine neue Freude den Kummer. Jeder Gegenstand, über den er sprach, erhielt von seinem Geiste eine Strahlenhelle, sowie manche Gegenstände den Glanz der Sonne zurückwerfen. Mein Vater und dieser Prinz haben neuerlich eine enge Freundschaft mit einander geschlossen. Es herrscht unter ihnen zwar Gleichheit des Geschmackes und der Begabung, aber dabei doch ein bemerkenswerther Unterschied. Des Herzogs Geist ist nach meinem Dafürhalten am ähnlichsten einem Münster voll schwermüthiger Schönheit und düsterer Heiterkeit, in welches das Licht durch violett- und rothfarbene Fenster scheint und hineindringt, ohne das Dunkel heiliger Einsamkeit zu verletzen. König René ist gleichsam ein Tempel, in dem die Fantasie unbehindert ihr Spiel treibt und jeden Gegenstand gleichmäßig erhellt. Die Musik ist die Zwillingsschwester seiner Muse, aber in des Herzogs umfassender Seele vermählt sich mit der Poesie die Philosophie.

Tours, September 1444.

Der Hof des Königs von Frankreich ist der fröhlichste, den man sich nur denken kann, und einige seiner Hofleute sind die angenehmsten Leute von der Welt. Er selbst ist einnehmend, débonnaire, und gegen seine Nichte Marguerite ein sehr liebevoller und nachsichtiger Herr. Er sagt, seine Perlen seien seine köstlichsten Juwelen — Madame Marguerite von Schottland und seine kleine Marguerite von Anjou. O, welch' ein Antlitz hat die schottische Prinzessin! Ich meine damit nicht die Schönheit desselben, sondern das Genie und das Weh, von dem es erzählt. Ich will nächstens mehr über sie schreiben. Wir haben zusammen geplaudert, und über Alain Chartier gesprochen. Kürzlich ging sie über eine Gallerie, wo der Dichter im Schlafe lag. Sie beugte sich nieder und küßte ihn auf die Lippen. Ihre Damen erhoben ein Geschrei darüber, daß sie eine so große Ehre Einem, der ein so häßliches Gesicht habe, erweise. „Ach, Mesdames," erwiederte sie mit ihrem so ausdrucksvollem Lächeln, „meint Ihr denn, es sei der Mann, den ich ehre, und nicht vielmehr die göttlichen Worte, welche diese schlechtgeformten Lippen ausgesprochen?" Es gibt Männer, die ich gern tödtete, wenn ich nur könnte. Der Dauphin sollte, wenn es nach meinem Kopfe ginge, nicht lange mehr leben. Daß eine so liebliche Prinzessin an einen solchen Schurken, der sie haßt und mißhandelt, verheirathet sein soll, erregt in mir eine solche Rachbegierde, daß ich ihm einen Dolch in die Brust stoßen könnte.

Geist und Munterkeit durchdringen diesen Theil Frankreichs wie ein feiner Wohlduft, wo Männer von großem Ruhm im Kriege und im Frieden so fröhlich sind wie

Kinder. Leichtes Benehmen und leichte Reden sind hier Mode, und selbst die Tugend ist hier nicht mürrisch. Alles nimmt der Reihe nach das Kleid des Scherzes an. Sittlichkeit, Liebe, Laster, Zorn und Güte haben Schellenkappen auf. Nur die Narren sind ernst; man trifft ihrer aber nur wenige an, wenigstens dem äußeren Anscheine und den gewöhnlichen Reden nach zu schließen. Ich habe jetzt Männer gesehen, deren Namen seit vielen Jahren berühmt sind, wie den Grafen von Dunois, den Baron de la Trémouille, de Chabannes und viele Andere. Aber von Allen, mit denen ich gesprochen habe, kommt keiner nach meiner Ansicht dem Herzog von Orleans gleich, als nur Pierre d'Aubusson. Er ist ein junger Mann, in solcher Gunst beim Könige und so tapfer, daß sein Lob in Jedermanns Munde ist. Seine Aussprache hat etwas Sonderbares an sich. Er zollt denen, die er aufs Höchste bewundert, im Gespräche gar kein Lob, wenn aber Jemand einen Gedanken ausspricht, der ihm gefällt, dann spricht eine wahre Schmeichelei aus dem lebendigem Glanze seiner ausdrucksvollen Augen, als dem schönsten Complimente, das nur die Lippen bilden können. Er sagte gestern, als er neben mir im Walde von Marmoutier von der Jagd zurückritt, daß keine Schönheit von irgend welcher Art, die er je gesehen, den Gebilden seiner Einbildungskraft gleichkommen könne.

„Wenn dem so ist," antwortete ich, „so beschreibet doch das Bild, welches ihr auf der Leinwand Eures Geistes sehet."

„Dann müßte ich ein Dichter sein," entgegnete er, „was ich aber nicht bin. Aber hat Euer eigenes Denken, Madame, noch nie über irdische Schönheit, Größe und Wonne hinausgesehen und sich über diese irdische Welt em-

vorgeschwungen, welche mir nur wie das Vorzimmer eines göttlichen Palastes, oder wie eine zu überschreitende Brücke zwischen vergangener Nichtigkeit und künftiger Vollkommenheit vorkommt, wie ein Schatten nur einer kommenden Wirklichkeit, gleich den Visionen der schottischen Seher, von denen Madame la Dauphine so oft spricht?"

Ich sagte ihm, die Zukunft dieser Welt erfülle so sehr meine Gedanken, daß sie sich nicht oft über dieselbe hinausschwängen, ausgenommen in kurzen Stunden des Gebetes. Nach Ruhm, gestand ich ihm, gehe meine ganze Sehnsucht.

„Nun," sagte er lachend, „Ruhm ist auch mein Traum. Er wird Euerer Hoheit schon von selbst kommen. Ich werde ihn suchen müssen. An Vergnügungen ist kein Mangel an diesem Hofe; aber was meint Ihr, Madame? Wird nicht die schleichende Lust am Ende das Glück tödten, wie der rankende Epheu die Eiche die er umschlingt?"

„Wißt Ihr das aus eigener Erfahrung, Messire Pierre?" fragte ich lächelnd.

„Nein," antwortete er, „es ist nur eine Befürchtung, Madame, die eine spätere Untersuchung entweder zerstreuen oder bestätigen muß."

Nach einer so jahrelangen Abwesenheit und langem Zögern, seit wir nach Frankreich zurückgekehrt waren, sahen sich die falschen Vaudémonts endlich gezwungen, Yolande ihren Eltern zurückzugeben. Sie behaupten, dieselbe sei mit ihrem Sohne verlobt, und daß es ungesetzlich sei, sie an einen Andern zu vermählen. Sie kam heute unter dem Schutze einer Abtheilung königlicher Truppen hier an, und ist jetzt ihres Vaters Händen wieder übergeben worden. Sie ist ein liebenswürdiges Mädchen mit einem sanften

Antlitze, sehr ähnlich einem Bilde Unserer Lieben Frauen auf einem von Giotto's Gemälden in Santa Chiara. Ihr Benehmen ist gelassen, ernst und gleichmäßig. Sie spricht sehr bescheiden; jedes Wort spricht sie so leise aus, als ob es sich widerwillig ihren Lippen entränge.

Als wir uns vergangene Nacht in das Thurmzimmer, wo wir schlafen, zurückgezogen, und der Abend schön und warm war, setzten wir uns auf einen Balkon, der über dem Flusse hängt. Ich küßte sie und scherzte, denn ich wünschte sie lächeln zu sehen. Sie antwortete furchtsam, wie Jemand, der nur mit Anstrengung spricht und gern schwiege. Als es dunkler zu werden begann, wurde sie zuversichtlicher, wenn man Jemand deßhalb zuversichtlich nennen kann, weil er seinen Kummer erzählt. Zähren begannen ihr auf den Busen hinabzurollen, gleich den Tropfen eines überfüllten Springbrunnens. Dann entspann sich zwischen uns folgende Unterhaltung:

„Was fehlt Dir, Yolande?“

„Ich wage es nicht zu sagen.“

„Wagen!“ rief ich aus; „mein Motto ist, Alles zu wagen, allein die Sünde ausgenommen.“

Dann sagte sie mit noch leiserer Stimme, indem sie sich an die Brüstung lehnte:

„Ich wollte, es wäre keine Sünde, in den Fluß zu springen und zu sterben.“

„Ist es möglich, Yolande, daß Du die Vaudémonts, die Dich so lange gefangen hielten, mehr liebst, als Deine Eltern? Ihr Schloß war ja Dein Gefängniß.“

„Süßes Gefängniß! Wonnereicher, denn alle Paläste!“

„Liebst Du denn Deine Verwandten nicht mehr?“

„Ich muß Ferry, meinen verlobten Gemahl lieben.“

„Er soll nie Dein Gemahl werden. Dein Vater hat geschworen, daß kein Vaudémont jemals seine Tochter heimführen solle.“

Ich wurde erschreckt, als ich sie wie eine gescheuchte Taube aussehen sah, während die blauen Adern auf ihrer Stirn anschwollen und ihre Augen sich unheimlich ausdehnten.

„Ich bin Ferry's Gemahlin. Weder mein Vater noch irgend ein König kann ein Band, welches die Kirche gesegnet hat, lösen. Ferry sagte mir das.

„Der Papst kann es.“

„Ich wollte mich lieber von diesen Zinnen hinabstürzen, denn einen Andern heirathen, als Ferry.“

„Ferry! Ich hasse seinen Namen. Er hat uns Dein Herz gestohlen.“

„Nein, als ich noch ein kleines Kind war, gab ich es ihm. Er stahl es nimmer.“

„Ich sehe, Du besitzest einen entschlossenen Willen, wie eine wahre Tochter Lothringens.“

„Lothringens! Ja ich liebe Lothringen. Um Anjou kümmere ich mich nicht.“

„Schande über Dich, Yolande! Dich, die Tochter des Königs René!“

„Ich liebe meinen Vater, aber um Könige kümmere ich mich nicht. Wenn Ferry ein Bauer wäre, wollte ich eine Bäuerin sein.“

„Eine Bäuerin! Lieber wollte ich mich an Händen und Füßen binden und in die Loire werfen lassen, als keinen König heirathen.“

„Was? willst Du denn Pierre de Luxembourg, Ferry's Freund, der, meinen Gemahl ausgenommen, der stattlichste Prinz ist, den ich jemals gesehen, nicht heirathen?“

„Nein! Nicht um Alles in der Welt.“ Darnach wollte sie nicht weiter sprechen. Als ich in der Nacht wach wurde, schaute ich sie an, wie sie, Thränen noch auf ihren Wangen, schlief gleich einem Kinde, das sich in den Schlaf geschrieen hat.

Weh mir! ich liebe meine schöne Schwester, aber ich sähe gerne, daß sie am Lesen oder Malen, oder sonst an einem Studium Vergnügen hätte. Sie sitzt den ganzen Tag und spinnt, die Augen auf den Fluß geheftet. Es kommt mir wie ein Wunder vor, daß Jemand an Leib und Seele so still und ruhig sein kann. Mein Vater gelobt, sie solle niemals den Ferry, sondern einen italienischen Prinzen heirathen; er hält sie für so sanft, daß er keinen Ungehorsam von ihr befürchtet. Mich dünkt, er macht seine Rechnung ohne den Wirth, wie das Sprichwort sagt. Ich hörte ihn gestern Abend sagen: „Ich danke Gott, daß ich der Neigung meiner Tochter Margaret keinen Zwang anzuthun brauche; denn das würde eine ganz verzweifelte Sache werden; indeß befürchte ich auch nicht, daß Yolande jemals sich gegen mich auflehnen werde.“ Vielleicht wird er noch entdecken, daß der reißende Strom sich leichter von seinem Laufe ablenken läßt, als der ruhige Fluß. „Einigkeit ist eine große Macht,“ lautet der Wahlspruch des Comte de Dunois.“ „Wenn ein Mann oder ein Weib nur ein einziges Ding wollen, so bewahre mich der Herr davor, daß ich mich ihnen widersetze.“ Ich will sehr berühmt werden und Reichthum besitzen; bewundert werden und im Rufe der Tugendhaftigkeit stehen; eine mächtige Königin und obendrein noch eine Heilige werden. Aber Yolande, glaube ich, will einzig und allein Ferry's Weib sein. Wir wollen sehen, ob sie nicht noch dazu kommen wird. Mir

scheint, der Fluß hat sie behext. Morgens und Mittags und des Abends steht sie und schaut auf das vorübereilende Wasser, bis ich sie beim Arme ziehe, um sie so zum Essen, schlafen oder Beten zu bewegen.

Während Agatha mich heute Morgen anzog, sagte sie: „Madame, als wir vor drei Monaten in Nancy waren, hat da Madame nicht einem Maler gesessen, und sich von ihm abmalen lassen?“

„Ja,“ erwiderte ich; „Ihr wißt sehr wohl, daß ich das that.“

„Man erzählt sich,“ sagte sie, „daß dieser Maler und der Herr aus Anjou, der ihn hierher gebracht hat, nicht wie sie vorgaben, von der Duchesse Jeanne de Bretagne, sondern aus England gekommen seien.“

„Warum aus England? Wer hätte sie denn gesandt?“

„Ach, Madame! Wer Anders in England, als der König selbst, müßte auf's höchste darnach verlangen, ein Angesicht zu sehen, für dessen unvergleichtiche Schönheit jeder Fürst in Europa mit der Lanze einstehen würde?“

„Bah! Närrisches Mädchen,“ entgegnete ich. „Der König von England steht ja im Begriff die Tochter des Comte d'Armagnac zu heirathen.“

„Wie es Madame beliebt,“ sagte das Mädchen unterwürfig.

„Dies beliebt mir aber nicht,“ antwortete ich ungeduldig, denn es ärgerte mich sie lächeln zu sehen, wie wenn sie klüger wäre als Andere.

„Dann soll es sein wie es Gott beliebt,“ versetzte sie.

Ich hätte beinahe gesagt: „Es sollte nicht so sein, wie es Gott beliebte,“ so ärgerlich war ich über ihr

Benehmen; aber ich hielt an mich und brach die Unterredung ab.

Es giebt hier alle Tage Zerstreuungen und wenig Glück, wenn anders die Ansicht Pierre d'Aubusson's richtig ist, daß nämlich zu viel Vergnügen sich selbst vernichte. Man denkt hier nur an das Vergnügen, und Tag und Nacht scheinen für alle die Kurzweil, die man treibt, zu kurz zu sein. Ich meinerseits wollte, der Schlaf wäre kein Naturgesetz; denn dann würde ich die eine Hälfte der Nacht mit gelehrten nnd angenehmen Männern reden und in der andern lesen und studieren. Ich bemerke, daß einige Frauen wegen ihrer Schönheit bewundert, andere wegen ihrer Tugend verehrt und andere wegen ihrer Geschicklichkeit geschätzt werden. Wohlan, wenn nun Eine schön, tugendhaft und geistreich zugleich wäre; wenn sie zugleich festen Willen und großen Muth besäßen, würde sie nicht Alle, die sich ihr nahen würden, beherrschen? Der König, mein Oheim, erweist mir ausgezeichnete Gunst und will mich immer in seiner Nähe haben. Mein Vater beauftragte mich gestern, als ich mit Seiner Majestät ausritt, ihn zur Zustimmung zu einem Punkte in dem Vertrage mit England und Rom, zu bewegen. Weder er selbst, noch meine Tante, die Königin, noch Madame de Beauté trotz all ihrer Kunstgriffe konnten ihn in dieser Sache zur Nachgiebigkeit bringen.

Der König hat sich meinen Bitten gefügt, die kleine Marguerite d'Anjou hat das zuwege gebracht, woran Prinzen und Königinnen sich umsonst versucht hatten. Verdient sie dafür nicht, eines Tages selbst zu herrschen?

Folgende Unterredung fand zwischen mir und Yolande statt.

„Es wundert mich, Schwester, daß Du nie liesest!“

„Süße Marguerite, ich lese ja meine Gebete in dem Horenbuche, das die Gräfin mir gegeben hat.“

„Aber in unserm Zimmer liegen doch die Gedichte unsers Vaters und die Erzählungen Antoine de la Salle's und viele andere schön geschriebene Bücher, welche Du eigentlich lesen solltest.“

„Warum?“

„Zu Deinem Nutzen und Deiner Unterhaltung.“

„Die Gräfin sagt, es sei nützlicher, seine Gebete zu sagen und zu spinnen, als gelehrt zu werden.“

„Ich für meinen Theil bin der Meinung, daß man die eine Hälfte des Lebens verscherzt, wenn man sich des Lesens enthält. Woran denkst Du den ganzen Tag, wenn Du sitzest und spinnst?“

„Ich habe noch nie darüber nachgedacht, woran ich eigentlich denke.“

„Dann bist Du wie eine Blume, welche wächst, ohne es zu wissen, oder wie ein Vogel, der ohne alle Absicht singt.“

„Aber wenn die Blume süß duftet und der Vogel lieblich singt, brauchen sie es dann zu wissen oder eine Absicht dabei zu haben? Gelehrte Weiber geben, wie man mir erzählt hat, keine guten Frauen ab, sie bestreben sich eher, ihre Gatten zu beherrschen, als demüthig und gehorsam zu sein.“

„Aber wenn ein Weib die Tochter eines Königes ist, muß sie dann nicht lernen, einstens eine würdige Gefährtin eines Herrschers zu werden?“

„Ich denke, Herrscher lieben ebensosehr wie andere Leute, gehorsame Frauen. Die Gräfin sagt, als der Herzog von der Bretagne vor einigen Jahren Gesandte nach Schott=

land geschickt habe, um ihm über die Prinzessin Isabel zu berichten, seien sie zurückgekommen mit dem Bescheide, sie wäre anmuthig und schön genug, von Witz und Geist hätten sie ihr aber nicht das Geringste anmerken können. „Meine Herren," sagte der Herzog, „nach meiner Ansicht hat ein Weib Witz genug, wenn sie das Hemd ihres Mannes von seiner Weste unterscheiden kann."

Und diese selbe Prinzessin ist von ihrem Gemahle verstoßen worden und führte seit ihrer Verheirathung ein elendes Leben, was überhaupt, wie ich Dir, Yolande, versichere, das Loos aller geistlosen Weiber ist, seien sie auf dem Throne oder in der Hütte, aber ich danke Gott, daß Du Witz genug hast, um eine schlechte Sache mit Geschick vertheidigen zu können."

„O nein, nicht mit Geschick; Ferry sagt, ich hätte keines."

„Und auch keinen Witz?"

Sie lächelte, ohne zu antworten.

„Meinst Du denn," versetzte ich, „daß, wenn die Königin, Deine Mutter, nie etwas Anderes als eine spinnende Hausfrau gewesen wäre, sie Neapel drei Jahre lang während der Gefangenschaft unsers Vaters mit unglaublicher Klugheit und Beherztheit gehalten hätte?"

„Mir scheint aber, wenn sie es damals verloren hätte, wäre der König jetzt reicher."

Da wurde ich gerade zu der Königin Marie gerufen und hatte keine Zeit, dies unliebsame Gespräch fortzusetzen.

Das Leben bringt sonderbare Ereignisse mit sich, wie wir deren in den Ritterbüchern lesen. Gestern kam hier eine Gesandtschaft aus England an, die man durchaus nicht hatte voraussehen können: Mylord Earl von Suffolk, der

Dechant von Salisbury und mehrere andere englische Lords und Edelleute, für deren Ankunft Niemand einen Grund anzugeben wußte. Mein Vater wurde sofort zum Könige entboten und verweilte eine lange Zeit im Palaste, wohin, wie wir vernommen hatten, die Gesandten ebenfalls eingeladen waren. Als er zurückkehrte, war sein Gesicht ganz feuerroth, und er schien sehr aufgeregt zu sein; ob aber vor Zorn oder vor Freude, konnte man nicht gleich sehen.

Er kam und setzte sich bei meiner Mutter nieder und nahm sie bei der Hand. Sie verabschiedete ihre Damen durch ein Zeichen und, mich däucht, sie erwartete böse Nachrichten zu hören, denn das Herz, welches oftmals so sehr gelitten hat, ahnt gern kommendes Weh. Yolande und ich arbeiteten an einem Stickrahmen.

„Sieh da, die kleine Madame," hörte ich meinen Vater sagen, indem er seinen Blick auf uns richtete. Ich erhob meine Augen und lächelte.

„Ja, Madame Marguerite, Ihr möget wohl lächeln," fuhr er fort. „Denn ich zweifle nicht daran, daß Ihr eine Krone für einen geziemenden Schmuck auf Euerem verwegenen Köpfchen haltet."

„Eine Krone!" rief meine Mutter. „Was meint mein Gemahl damit?"

Ich hatte die Wahrheit schon errathen, und mein Herz schlug schnell.

„In Wahrheit, Madame," sagte der König, indem er sich zur Königin wandte, „der König von England ist so verliebt in das Bild Eurer Tochter, daß er eine Gesandtschaft abschicken mußte, um so um ihre Hand anzuhalten. Sag', Marguerite, willst Du Königin von England werden?"

„Ja, und von Frankreich dazu," rief ich, indem ich

seinen Hals mit den Armen umschlang. Darob schalt er mich lächelnd aus, und sagte, ich verlangte zu begierig nach hohen Titeln. Dann rief er Yolande und sagte:

„Komm, meine erstgeborne Blume! Komm und begrüße die Königin von England. Wenn es Gott gefällt, so werden wir Dich bald ebenso königlich verheirathet sehen, als diese Maßliebe.“

Dann umschlang er mich mit seinem einen Arm und sie mit dem andern. Yolande gab keine Antwort, sondern neigte ihr Haupt auf seinen Busen, um meinem zu begegnen, und so umarmten wir uns.

Eine Königin! Königin von England und Frankreich! Meine junge Sehnsucht ist erfüllt! Ich habe, seitdem ich hier in Frankreich bin, Männer gesehen, die ich vielleicht geliebt haben würde, wenn sie auf einem Throne geboren worden wären. Aber niemals gab ich der geringsten Zärtlichkeit gegen irgend einen Mann nach, selbst nicht der gegen Pierre d'Aubusson, obwohl ich seine Person und seinen Geist bewundere und gern hätte, daß Gott ihn als Prinzen hätte geboren werden lassen. Aber dem Himmel sei Dank, mein Herz ist stets meinem hohen Range treu geblieben; es ist ein Mädchenherz, unbefleckt von niedriger Liebe, das ich dem König Heinrich geben werde. Heute Abend werde ich Mylord Suffolk und sein Gefolge sehen. Ist das ein Traum? Nein, ich schlafe nicht. . . . . . Ich ging an das Fenster, um den Zweifel zu zerstreuen. Da waren die grünen Felder mit dem Sonnenschein darauf, die Mohnblumen und die blauen Kornblumen zwischen dem wallenden Weizen, der Fluß und die Boote auf ihm. Von einem derselben flog ein Vogel geradewegs zu dem Thurmfenster unseres Zimmers. Yolande fing ihn. Ich bin ganz gewiß wach.

Wenn König Heinrich nur halb so eingenommen von mir ist, als Mylord Suffolk, so werde ich die seligste Fürstin von der Welt werden. Wir unterhielten uns gestern Abend zwei Stunden lang mit einander; er beschrieb mir die Leidenschaft des Königs mit so glühenden Farben, daß ich wirklich anfange eifersüchtig auf mein Abbild zu werden.

„Ach, Madame!“ rief der galante Gesandte, als ich ihm meine Befürchtung ausdrückte, „meine einzige Furcht ist die, der König möchte so verliebt werden, wenn er das Urbild jenes angebeteten Gemäldes anschaut, daß er keine Augen, keine Ohren und kein Herz mehr für die Angelegenheiten des Staates haben wird, sondern Tag und Nacht seine Königin anschauen und anbeten und so seine Pflichten, aus Uebermaß von Liebe und Glück, vernachlässigen wird.“

„Das soll nie geschehen,“ erwiderte ich; „denn ich will seine Pflichten, seine Interessen, und sein Volk zugleich mit ihm selbst ehelichen. Die Sorgen der Regierung sollten der Zeitvertreib königlicher Verliebter sein, Mylord; und ich meinerseits wollte lieber des Königs Magd, als sein Spielzeug sein.“

„O, edle Worte für eines Herrschers Braut!“ rief Lord Suffolk. „Wie werden sie das Herz jenes tugendreichen Prälaten, des Cardinals Beaufort erfreuen!“

„Ist Seine Eminenz denn mein Freund?“ fragte ich.

„So sehr, Madame,“ antwortete er, „daß seine letzten Worte an mich waren: ‚Erlanget die Hand der Prinzessin von Anjou, Mylord, für den König, und meine Gebete sollen Euch nimmer fehlen, so lange als ich leben werde. In unsern Zeiten muß eine Königin nicht einzig und allein Tugend besitzen. Eines Königs Gefährtin in unserem Reiche muß geistreich und muthig sein, im Berathungszimmer

und im Nothfalle auch auf dem Schlachtfelde guten Rath geben können.

Dann beschrieb er mir mehrere von König Heinrich's Verwandten. Der Herzog von Gloucester, sagt er, werde mich immer hassen, denn er habe dem Grafen d'Armagnac geschworen, daß der König seine Tochter heirathen solle.

Nun ist mir, als ob ich zum ersten Male auflebte. Mein Puls schlägt rascher, däucht mich. Die Worte kommen mir schneller als sonst auf die Zunge. O, ich wollte lieber für ein einziges Jahr Königin, als für ein halbes Jahrhundert eine gewöhnliche Prinzessin sein!

Yolande hat den ganzen Tag geschrieen und ist durch Nichts zu bewegen, die Ursache ihres Kummers zu erzählen. Barbe, Agatha und selbst Théophanie meinen, sie sei ungehalten und eifersüchtig, daß ich den König von England heirathen werde und sie deshalb bemitleidete. Aber ich kann ihrer Meinung keinen Glauben schenken. Wenn sie nicht falsch ist, was ich für unmöglich halte, so liebt sie Ferry und weint Tag und Nacht darüber, daß sie ihn nicht heirathen kann. Ihr Angesicht, welches zuerst ruhig, wenn auch bekümmert war, ist nun häufig verstört. Wenn ihre Eltern sie liebkosen, sehe ich Thränen in ihren Augen. Gestern stand sie lange Zeit am Fenster und küßte jene verirrte Taube, welche aus dem Boote in unser Zimmer geflogen war, dann ließ sie dieselbe fliegen und sah ihr nach, bis sie verschwunden war.

Yolande und ich haben uns gezankt — das heißt, ich habe mich mit ihr gezankt. Es kamen nämlich vorgestern einige Abgesandte des Herzogs von Burgund an den Hof und mit ihnen jener falsche und abscheuliche Bube, Robert de Sarrebruche, der Damoisel de Commercy. Als ich noch

ein kleines Kind war, vernahm ich zuerst den Namen dieses Mannes, an den sich schon damals so viele Treulosigkeiten und feige Verräthereien knüpften, daß ich ihn seitdem verabscheute. Er war Einer von denen, welche vor der Schlacht bei Bulgneville dem braven Barbazan, jenem ergrauten und tapferen Ritter, deswegen, weil er zu weisem Aufschub gemahnt hatte, zu sagen sich erfrechte: „Mögen Jene, welche furchtsam sind, zu Hause bleiben;“ und als die Schlacht begonnen hatte, entfloh er selbst mit seinen Truppen wie ein niederträchtiger Feigling, so daß es heutzutage zur Gewohnheit geworden ist, von einem feigen Ritter zu sagen: „Er ist tapfer, wie der Damoisel de Commercy.“ Ich habe gehört, als Barbazan sterbend auf dem blutigen Schlachtfelde, mit klaffender Wunde dagelegen habe, sei der Feigling, sein Roß anspornend, an ihm vorbei gekommen.

„Ah!“ rief der mit dem Tode ringende Held, „wohin geht Robert de Sarrebruche? Ist dies denn Euere Tapferkeit, junger Ritter, von welcher Ihr heute Morgen so viel geprahlt habt?“ Der unverschämte Bösewicht antwortete kurz: „Ich habe versprochen meine Liebste zu besuchen und muß mein Versprechen halten;“ mit diesen Worten ritt er weiter. Es ist ein unerträglicher Gedanke, daß dieser verrätherische Ritter vor zwei Königen stehen und an ihren Hof eingeladen werden soll; aber als ich Yolande mit ihren sanften und strahlenden Augen ihn anlächeln und mit ihm in leiser Stimme mit erröthender Wange und lebhaftem Blicke sich unterreden sah, da konnte ich vor Zorn kaum meine Thränen zurückhalten. Sie wählte ihn zu ihrem Tänzer. Ich wurde beinahe wahnsinnig, als ich ihn sah, wie er sie bei der Hand hielt und ihr in's Ohr flüsterte. Als der Tanz begonnen hatte, begegneten Pierre d'Aubusson

und ich diesem schlecht zusammenpassenden Paare; ich hätte beim Tanze seine Hand fast berührt; doch ich zog die meinige zurück und sagte mit vernehmbarer Stimme: „Grammercy, Messire Robert, ich habe versprochen, meinen Liebsten zu besuchen, und muß mein Versprechen halten." Er wurde bleich vor Wuth und knirschte mit den Zähnen. Als Yolande und ich allein waren, warf ich ihr in den schärfsten Ausdrücken, die ich nur finden konnte, ihre Höflichkeit gegen jenen Bösewicht vor. Sie ertrug das eine Weile mit Schweigen; dann aber brach sie auf einmal in folgende Worte aus:

„Schwester, ich kann nicht glauben, daß Robert so niederträchtig ist, wie Du sagst; denn dann wäre er nie Ferry's Freund geworden."

„Aha! Als ob es gerade dieser Freundschaft bedurft hätte, um mir Abscheu gegen jenen Mann einzuflößen. Diejenigen, welche die Vaudémonts lieben, sind unsere Feinde." Yolande ergriff meine Hand und drückte sie herzlich, während sie mir sagte:

„Marguerite, ich bin Ferry de Lorraine's Weib. Ich liebe die Vaudémonts, und wenn das meine Verwandten zum Hasse gegen mich aufreizen muß, so läßt sich Nichts daran ändern. Wenn ich die Feindin meines Gatten oder meiner Eltern sein muß, so möge mir Gott helfen, denn ein traurigeres Schicksal kann eine Gattin und Tochter nicht treffen. Aber, liebe Schwester, habe ein wenig Erbarmen mit mir; denn seitdem ich meinen Fuß in meines Vaters Haus gesetzt habe, bin ich im Gemüthe schmerzlich bekümmert und traurig, des Friedens beraubt und niedergeschlagen gewesen. Eine Schwester sollte doch zu all' dem Kummer nicht noch eine zu schwere Last hinzufügen."

Und da fing die gute Seele an zu weinen.

„Du bist glücklich," setzte sie unter tiefen Seufzern hinzu; alle Welt beneidet Dich. Wer wird so bewundert, wer so geliebt, wer so gepriesen, wie Marguerite? Sollte sie dann nicht Mitleid haben mit einer so Unglücklichen, wie Yolande?"

Ich küßte sie und wir zogen uns in unser Schlafgemach zurück. Während der Nacht, als sie meinte, ich schliefe, stahl sie sich von meiner Seite hinweg und ging zu dem Fensterflügel, durch welchen der Mond hereinschien. Sie las einen Brief, den ich sie wieder und wieder an ihre Lippen drücken sah. Mir scheint, der Damoisel muß ihr jenes Schreiben von Ferry, den sie ihren Gemahl nennt, überbracht haben. Man erzählt sich, der Herzog von Burgund habe die Gesandtschaft zum Theil deshalb geschickt, um auf die Ausführung jenes alten Uebereinkommens zu dringen. Meines Vaters Stirn war am vergangenen Abend umwölkt. Er sagt, wenn die Vaudémonts ihn auch seines Landes beraubten, seine Unterthanen tödteten und seine Städte verbrennten, so würden sie doch nie seine Tochter bekommen, und wenn auch sein Leben dabei auf dem Spiele stände. Es giebt Ausnahmen bei allen Naturen, und ich gewahre, daß sehr viele Leute in irgend einem Punkte womöglich sich selbst widersprechen. Er, der gegen alle Andern, selbst gegen seine Feinde, sich so mild und gutmüthig bezeigt, ist in seinem Widerwillen gegen den Grafen Antoine und in seinem Hasse gegen eine Verbindung mit ihm unerschütterlich wie ein Fels, gleich als sei eine solche das ärgste Unglück, das ihn treffen könnte. Er sagt, er wolle Yolande lieber mit einem armen Troubadour, als mit Ferry de Lorraine verehelichen. Und doch schildert

das Gerücht den Jüngling als ein wahres Muster von Schönheit, Tugend und kriegerischem Muthe.

Heute ließ mein Vater Yolande zu sich rufen, und befahl ihr, Anfangs mit Liebkosen und väterlichem Zusprechen, dann mit königlicher Hoheit und zuletzt mit überwallender Leidenschaft, nicht mehr an Ferry zu denken.

„Wie wäre es mir denn möglich, nicht länger an meinen Gatten zu denken?“ antwortete sie.

Und als er schwur, sie solle ihn niemals heirathen, erwiderte sie immer noch, mit niedergeschlagenen Augen, aber fester, entschlossener Lippe:

„Ferry ist mein Ehegemahl.“

Das versetzte ihn in einen so heftigen Zorn, wie ich ihn noch nie zuvor an ihm wahrgenommen hatte.

„Undankbares, unnatürliches Kind!“ rief er aus, und schien ganz von Kummer überwältigt zu sein.

In einigen Tagen gehen wir nach Angers und von da nach Nancy, wohin auch Mylord Suffolk bald kommen wird. König Charles wird dort sein und mehr Prinzen als ich aufzählen kann, wiewohl ich alle ihre Namen schon gehört habe. Die schönsten und seltensten Kampfspiele werden alsdann abgehalten werden. Mein Vater hat Freude an solchen Zerstreuungen, und Niemand erscheint mit größerem Glanze in den Schranken oder ordnet mit gleichem Geschicke die prächtigen Aufzüge, die dabei stattfinden, an. Yolande ist munterer gestimmt, seit er so beschäftigt ist. Wenn man über das große Turnier auf dem Rennplatze spricht, dann bleibt sie und hört mit lebhaft glänzenden Augen, die mich an die des Monseigneur Louis erinnern, zu; sie hilft meiner Mutter einen Schleier für den Sieger sticken. Ah, viele werden an jenem Tage mir zu Ehren eine Lanze brechen.

Viele werden darüber weinen, daß ich nie zurückkehren werde. Ist denn immer ein Tropfen der Bitterkeit irdischen Freuden beigemischt? Nicht für die ganze Welt wollte ich nicht Königin von England sein, und doch .... Ach, was sollte das Rudergeplätscher unter dem Fenster zu bedeuten haben? „Yolande, ‚qui vive?‘ wie die Schildwachen sagen.“ „Lorraine und Anjou,“ antwortete sie aus dem nächsten Zimmer. Ach! Wehe! Sie hat die Parole von den Wachen gehört.

VIII.

Auf dem Rennplatze.

Nancy, 1. November, 1444.

Der Marquis von Suffolk hat mir heute Morgen den Brief seines Herrn, des Königs Heinrich, überreicht. Es heißt darin: „Da Ihr neulich mit Gottes Gunst und Gnade, in unserm Namen und für uns mit Worten die ausgezeichnete, herrliche und schöne Margaretta, die anmuthige Tochter des Königs von Sizilien geworben und geschworen habt, daß wir die Ehe mit ihr vollziehen werden, so genehmigen und wollen wir, daß sie auf unsere Kosten von ihrem Vaterlande und ihren Freunden über die See zu uns geführt werde.“

Ich konnte mich nicht enthalten, über dieses Schreiben zu lächeln. „Ausgezeichnete, herrliche, schöne und anmuthige!“ Mir scheint, ich muß von jetzt an meine Handlungen und meine Worte sehr studiren und mir in Zukunft ein sehr gesetztes und liebenswürdiges Benehmen angewöhnen, um den Erwartungen Seiner Majestät zu entsprechen. Margaretta! Das sieht meinem Namen nicht gleich; und wenn meine Ohren auch des Lobes nicht so ungewohnt sind, so ist es doch für mich neu und gar nicht unangenehm, herrlich genannt zu werden.

2. November.

Eine große Gesellschaft englischer Herren und Damen ist angekommen, sammt Lord Suffolk und seiner Gemahlin, um als Zeugen bei meiner Verheirathung gegenwärtig zu sein und den Festlichkeiten und Zeitvertreiben, welche dann stattfinden werden, beizuwohnen. Den morgigen Tag und die beiden folgenden werde ich in tiefster Zurückgezogenheit im Kloster St. Marie zubringen. Heute ist Allerseelentag. Ich habe einen Kranz auf das Grab des Monseigneur Louis gelegt und lange Zeit in der Kapelle, wo er ruht, gebetet.

5. November.

Ich bin Königin! Die vermählte Gattin des Königs Heinrich, meines noch nie gesehenen Gemahles. St. Martin, in dessen Kirche ich eheliche Treue versprach, bitte für mich! Ein englischer Ritter, der auch Dichter ist, sagt in einem Liede, welches ich gesehen, daß ich, die Braut seines Herrschers

„Dem ros'gen Morgen, wenn er aufsteht, gleich
Die Kirch' erheiterte, wie er des Himmels Reich."

Das nenne ich eine schöne Poesie; aber sie, die Andere erheiterte, bedurfte selbst der Erheiterung. Als ich nämlich zur Seite des Earl von Suffolk am Altare stand, um von ihm in des Königs Namen geehelicht zu werden, da beklemmte eine nie gefühlte Furcht mein Herz und ich begann zu zittern, was ich mich nicht erinnere früher bei irgend einem andern Vorfalle gethan zu haben. Binnen acht Tagen werde ich den Händen der Engländer übergeben werden. Obgleich das unheilverkündend klingt, so ist doch in der That so viel Freude, Wonne und Triumph damit verbunden, daß ein Jeder sich darüber freut. Ich werde mich von

meinen Verwandten trennen, die mich mit der zärtlichsten, leidenschaftlichsten und ausdauerndsten Liebe geliebt haben, und die ich eben so zärtlich wieder geliebt; sagt denn aber nicht die heilige Schrift, daß eine Braut ihres Vaters Haus vergessen muß, damit der König Gefallen an ihrer Schönheit finde? Einige behaupten, König Heinrich habe für einen Verliebten zu viel Neigung zum Klosterleben und zum Studiren; aber Mylady Suffolk, mit der ich gestern Abend redete, versichert mir, daß er sein Weib ganz wahrscheinlich inniger lieben werde, als jeder andere Fürst von der Welt. Ich schaue sein Abbild an, bis das gemalte Portrait Leben anzunehmen und fast zu sprechen scheint. Es ist, als ob die jugendlichen Züge, die schöne sanfte Stirn, die milden und so ausdrucksvollen Augen mich anlächelten. Doch haben sie eine gewisse schwermüthige Schönheit, welche nach meiner Meinung auch auf seinem königlichen Angesichte wohnen muß. Wenigstens könnte sie kein Maler erdenken.

8. November.

Ich kann nicht schlafen. Umsonst lege ich mich nieder und schließe die Augen. Wenn die Einbildungskraft mit mannigfaltigen Bildern angefüllt ist, bedarf man nicht der Ruhe des Schlafes. Mir hat Muße zum Schreiben gefehlt. Die Tage sind sozusagen zu kurz für alle die Freuden, die jeder Augenblick erneuert, für das stattliche Gepränge, welches den Krieg nachahmen soll, und die langen Banquette und den Tanz, der jede Nacht alle anderen Zeitvertreibe beschließt. Die englischen Gesandten müssen sich gewiß über die Fröhlichkeit, die hier am Hofe herrscht, verwundern. Sie scheinen mir ernstere Leute zu sein, als mir bisher begegnet sind, und sich der Schwermuth zuzuneigen, was ich aus ihren

Gesichtern schließen zu dürfen glaube. Jedoch scheint mir ihr Ernst auf keiner richtigeren Philosophie zu beruhen, als unsere Fröhlichkeit; denn wenn Jemand nur eine Spanne weiter geht, als sein Rang zuläßt oder wenn ein Anderer sich nicht so tief verbeugt, als es das Herkommen am Hofe verlangt, so werden meiner Treu diese Engländer schimpfen und toben, als sollte die Welt darüber untergehen.

9. November.

Das Turnier, welches mein Vater mit so großer Mühe angeordnet, hat begonnen und es ist wirklich ein schöner Zeitvertreib für Könige und Edelleute; ich wollte aber lieber, alle die hier versammelten tapferen Ritter bildeten ein in Schlachtordnung aufgestelltes Heer, um Jerusalem und Neapel zu erobern. Ein strahlender, aber sanfter Sonnenschein belebte das Gefilde, und ein schönerer konnte wirklich solche Spiele, wie dieses zu Nancy, nicht bescheinen. Die Blüthe der französischen Ritterschaft ist hier, und ebenso die von der Bretagne, der Lorraine und Allemayne. Auch die englischen Edelleute und nicht wenige Geistliche und Damen, wohnen dem herrlichen Waffengange bei. Heute Morgen um zehn Uhr nach dem Essen, welches eine Stunde früher, als sonst stattfand, ritt mein Vater mit den Rittern, welche den Angriff spielen sollten, und mein Bruder mit denen, die die Vertheidigung übernommen hatten, in die Schranken. Jeder Ritter machte, wenn er vor den Königinnen und den Damen vorbei kam, seine geziemende Verbeugung; und man lächelte und flüsterte, wie jeder vorbeiging. An Majestät und Anmuth kann, wie mir scheint, Niemand mit König René verglichen werden, so schöne und galante Ritter die Grafen von Maine, von Foix und

von Nevers, die Lords von Saintrailles, von Brézé und von Beauveau, André von Laval und der junge Louis von Luxemburg und sein Bruder, Pierre Graf von St. Pol, auch sind. Obgleich Pierre d'Aubusson noch so jung ist, hat er doch schon das Aussehen eines alten Kriegers. Er verdiente sich die Sporen in Ungarn, als er unter Anführung des tapfern Huniades focht. Ein Ritter hat sein Visir aufgeschlagen und nur ein schwarzes Kreuz auf seinem Schilde. Wenn irgend Einer auf dem Kampfplatze meinem Vater an Gestalt, Aussehen und kriegerischer Haltung gleichkäme, so wäre es dieser unbekannte Ritter. Als er die Königinnen grüßte, stieg er vom Pferde ab, was Niemand von den andern gethan hatte, und machte eine so anmuthige Verneigung, indem er ein Kniee beugte, daß Alles beifällig murmelte; als er sich wieder auf den Sattel schwang und weiter ritt, hatte Jeder seine Freude an ihm. Es bildeten sich viele Vermuthungen über diesen Ritter. Einige meinten, es wäre der Graf von Anjou, andere, es wäre der König von Frankreich; letzteres wurde aber gleich darauf widerlegt; denn Seine Majestät, welche das Wappen Lusignan's, die berühmte Schlange der Fee Melusina, auf ihrem Schilde trug, ritt selbst in die Schranken; und auch der Graf von Anjou, der mit ihm turnierte, und die von Aragon. Die Dauphine, welche mich und Yolande sehr liebt, wandte sich lächelnd zu uns und sagte:

„Mesdames, ich will diese zwei Ringe gegen zwei Rosen aus Euren Blumensträußen wetten, daß ich errathe, wer dieser Ritter ist."

„Nein, Madame," rief Yolande, bevor ich nur ein Wort sagen konnte — sie, die sonst so stumm zu sein pflegt — „verschont uns damit, ich bitte Euch."

„Nein,“ sagte ich, „antwortet Ihr selbst, schöne Schwester. Ich nehme das Anerbieten an, süße Prinzessin. Wie heißt der Ritter?“

„Meiner Treu,“ erwiderte die Dauphine, „ich wette, daß es der König von England in Verkleidung ist. Ah! welch ein edler Freier muß nicht der sein, welcher seine Königswürde unter der Hülle einfacher Ritterschaft verbarg und zur selben Stunde die Liebe seiner Braut und die Ehre des Feldes errang!“

Lord Shrewsbury, der neben der Prinzessin stand, sagte in schlechtem Französisch und in etwas erbittertem Tone:

„Madame, es ist nicht die Gewohnheit englischer Herrscher, den irrenden Ritter zu spielen und die Rolle verrückter Troubadoure zu übernehmen.“

Die Dauphine zog einen Ring von ihrem Finger und steckte ihn an meinen, indem sie entgegnete:

„Mylord, ich halte Euer Wort in diesem Punkte für ein endgültiges Urtheil; doch dünkt mich, daß es einem noch so mächtigen Herrscher keine Unehre gemacht haben würde, zweien Königen in diesen Schranken begegnet zu sein, und daß ihre strahlenden Augen recht wohl eine ritterliche Thorheit, wie ich sie mir eben in Gedanken vorstellte, entschuldigt hätten.“

Der englische Lord murmelte einige Worte theils in seiner eigenen rauhen Sprache, theils auf französisch, mit denen er wahrscheinlich seine scharfen Reden entschuldigen wollte. Diese Inselbewohner sind sehr stolz und fühlen sich leicht beleidigt trotz all ihrem gesetzten Sprechen und erstem Aussehen. Mylord Suffolk saß den ganzen Tag an meiner Seite und redete über England und seinen König.

Wenn ich einen französischen Prinzen auch nur ansah oder anredete, so wurde er schon unruhig. Ich glaube, als ich sagte, der Himmel sei schön und die Luft lieblich, da ward er eifersüchtig und mochte sie nicht mehr leiden. Armer Mylord Suffolk! Er thut mir leid! Für einen Andern den Verliebten spielen, muß gewiß ein schmerzliches Vergnügen sein. Sein ernstes Gesicht bringt mich beinahe zum Lachen.

10. November.

Heute Mittag ertönten die Trompeten und zwei Könige traten gegen einander in die Schranken, — König Charles und König René. O, da hielt ich den Athem an und konnte vor Aufregung fast nicht mehr sehen; denn dies war kein gemeiner Kampf, keine gewöhnliche Begegnung; die ganze Welt hätte dabei den Zuschauer spielen müssen. Es war wie ein Wunderanblick, diese beiden gekrönten Verwandten auf so edle und kühne Art inmitten einer so herrlichen Menge von tapferen Prinzen und Lords, mit einander tjostiren zu sehen. Ich wollte gern, ich hätte sie nicht beide so geliebt; denn dann wäre meine Freude größer gewesen, als mein Vater meinen Oheim aus dem Sattel hob. Dieser wandte sich sogleich mit anmuthiger Freimüthigkeit, wie sie einem Könige geziemte, zu den Damen und rief laut: „Je n'en peux mais,“ wodurch er sich für besiegt erklärte. Da erhub sich so großer Beifallsjubel für den Sieger wie für den Besiegten, daß die Stimme der Herolde unvernehmbar blieb. Darauf kämpfte der Comte de St. Pol mit Pierre d'Aubusson, der ihn aus dem Sattel hob; obwohl ihn am vorhergehenden Tag Niemand überwunden und er von der Königin Marie den Hauptpreis

empfangen hatte. Ach, Mylord Suffolk, Ihr überwachtet während dieses Waffenganges sorgsam meine Augen und schient sehr zufriedengestellt zu sein, als ich zu Pierre de Luxembourg's Niederlage lächelte. Ich glaube, jener andere Pierre wäre von den Beiden der Rechte gewesen, Euerem Könige ein Pierre d'achoppement zu werden! Der Ritter vom schwarzen Kreuze brach fünf Lanzen zu Ehren einer ungenannten Schönheit und warf alle seine Gegner über den Haufen: als aber mein Vater ihm eine Herausforderung zusandte, da erwiderte er, er habe ein Gelübde gethan, niemals gegen einen König zu fechten. Da kommt mir ein plötzlicher Gedanke. Ach, Madame Yolande, vielleicht verbot Euch Euer Gewissen, die Wette der Dauphine anzunehmen. Diesen Zweifel muß ich nothwendig, noch bevor wir zu Bett gehen, aufklären. Nun beginnt das Bankett und dann der Ball. Wenn mein Leben meiner Hochzeit gleichen soll, dann müßte es sehr fröhlich werden; denn in diesen Tagen folgt ein Vergnügen dem andern auf dem Fuße, und die Kurzweil nimmt kein Ende. Ich wundere mich manchmal, daß so große Fröhlichkeit das Vorspiel einer langen Trennung sein soll, und dann werde ich ein wenig traurig, und meine Mutter auch.

11. November.

Heute saßen Yolande und ich mit der Dauphine in einer Gartenlaube und plauderten mit einander.

Die Prinzessin sagte:

„Mesdames, wem von allen den Rittern, die sich zu diesem festlichen Turniere versammelt haben und Sträuße von Maßlieben zu Ehren der Königin von England tragen, glaubt

Ihr, wird wohl am ersten das Herz brechen, wenn sie fortzieht?"

„Ach! ohne Zweifel," rief Yolande, „dem Grafen von Nevers; ein traurigeres Gesicht, als seines, habe ich seit der Verlobung meiner Schwester nicht gesehen."

Darauf erwiderte die Prinzessin:

„Ja, einen verliebteren Prinzen, sollte man meinen, hat es niemals gegeben; und wenn Euer Vater, Mesdames, je Maine und Anjou wiedererlangen wird, so verdankte er es Henri de Nevers."

„Wie so, Madame?" sagte ich, da mir ihre Worte mißfielen. „Der König, mein Gemahl, hat diese Provinzen meinem Vater, wegen seiner gerechten Ansprüche, freiwillig abgetreten."

„Freiwillig!" meinte die liebenswürdige Prinzessin. „Ach, sein freier Wille war hierin nicht größer, als der eines armen Gefangenen auf der Folter. Der kleine blinde tyrannische Gott hält ihn so fest in seiner Gewalt, seit dem Tage, an welchem Marguerite's Bild ihm seinen Frieden geraubt, daß der große König nicht mehr freien Willen besitzt, als ein Vogel im Käfig. Er kann Gott danken, daß Monseigneur René von ihm nicht das verlangte, was König Herodes seiner Tänzerin versprach — nämlich die Hälfte seines Königreiches."

„Doch welchen Antheil hatte denn der Comte de Nevers an dieser Abtretung?" fragte ich wieder.

„Folgenden," antwortete die Dauphine. „Monsieur de Suffolk schrieb an Seine Majestät, ein sehr gefährlicher und verliebter Bewerber werde Madame's Hand erhalten, wenn man die Forderungen René's zurückwiese. Damit jagte er ihn so in Furcht, daß die Provinzen ver-

sprochen wurden und Monseigneur Henri in Verzweiflung gerieth."

„Er ist ein tapferer Krieger und ein süßer Dichter," sagte ich; „aber Eins fehlt ihm."

„Was denn?" fragte die Prinzessin.

„Die Königswürde!" antwortete ich.

„Die Königswürde!" wiederholte die Prinzessin. „Ach, süßes Herz, wenn das Leben schwindet, verbleicht der Schimmer jenes Flitters, der Krone, so schnell, als die Farben jener untergehenden Sonne."

„Was wißt denn Ihr, schöne Nichte," versetzte ich, „vom Schwinden des Lebens, wenn der Morgen des Eurigen erst im Dämmern begriffen?"

„Des Meinigen!" sagte sie, mit einem verächtlichen von Trauer gemilderten Blicke, „fi de la vie! ne m'en parlez plus." Und sie heftete ihre Augen auf den Himmel, der noch einen Augenblick zuvor in Roth und Gold erstrahlte, nun aber grau zu werden anfing. Nach einer Weile stillen Nachsinnens sagte sie plötzlich:

„Und war nicht auch der Lord von Varennes, der galante Pierre de Brézé einer von den Bewerbern Euerer Majestät?"

„Ihr Ritter," sagte Yolande, „nicht ihr Bewerber. Marguerite ist zu stolz, um selbst in der Reihe ihrer hoffnungslosen Liebhaber Jemanden zu dulden, der nicht einmal ein königlicher Prinz ist."

Da sagte die Dauphine:

„Messire de Brézé war beauftragt, über die Bedingungen in Betreff des Austausches der Königin gegen Maine und Anjou zu verhandeln."

Yolande rief aus:

„Ich wollte lieber ein Bauernmädchen sein und einen Liebhaber besitzen, der in eigner Person mich freit und heirathet, als in dieser königlichen Weise gegen Länder und Gold umgetauscht zu werden. Mich dünkt, der König von England hat meine Schwester gekauft.“

Diese Worte ärgerten mich nicht wenig.

IX.

Ein Gelübde.

12. November.

Heute Abend habe ich zum letzten Male mit Pierre d'Aubusson gesprochen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß meine Augen ihn jemals wiedersehen werden. Was wird mein Oheim, der König, zu seinem Entschlusse sagen, er, der zu behaupten pflegte, man habe noch niemals so große Weisheit und so großen Muth in einem Manne vereint gefunden? Wenn der Dauphin, der trotz seiner Abneigung gegen die Menschen, ihn doch liebt, im vorigen Jahre seine Empörung bereute und sich dem Könige unterwarf, so gebührt der Ruhm davon Messire Pierre; und nun soll ihn der Hof nie wiedersehen. Ich will die Unterredung, die ich mit ihm hatte, als wir nach dem Bankette auf einer Galerie oben im Tanzsale standen, hier niederschreiben.

„Messire Pierre," sagte ich, „Ihr müßt doch heute zufrieden gewesen sein, da Niemand Euch in den Schranken übertroffen, und wenige gleichgekommen sind."

„Madame," erwiderte er, „wenn Jeder der bei jenem eitlen Prunkspiele besiegten Ritter ein ungläubiger Feind gewesen wäre, dann wahrlich würde ich mich gefreut haben.

Aber eitle Ehren machen einen Christen eher unzufrieden als froh, wenn Nachrichten sein Ohr erreichen, wie ich sie heute vernommen habe.“

„Was hat Euch denn so besonders aufgeregt, Messire Pierre?“ fragte ich. „Was entflammt Euer Gesicht zu so brennender Röthe?“

Seine geballte Faust und sein starrer aber gegenstandsloser Blick, als wenn er noch nicht sähe, was vor ihm lag, bezeugten eine Aufregung, die ihn eine Weile am Sprechen hinderte; dann sprach er langsam das Wort: „Warna“ aus. Nun stieg mir das Blut ins Gesicht, denn ich schämte mich, daß die Nachrichten, die ihn so leidenschaftlich aufgeregt hatten, meinem Geiste nicht mehr gegenwärtig gewesen waren, seit ich sie im Banketsaale gehört und über ihre Furchtbarkeit geschaudert hatte.

„Ist diese Zeit denn,“ rief er aus, „angethan zu Scheinkämpfen, eitlen Vergnügungen, und wollüstigen Gelagen? Ich für mein Theil wollte lieber niedersitzen um zu essen, und aufstehen, um mit der Last eines Mordes auf meiner Seele zu spielen, als hier in schamloser Ruhe schwelgen, während von verfluchten Händen Thaten vollbracht werden, welche zu Gott und Menschen um Rache schreien, während christliche Könige und Priester auf der Folter sterben, nachdem sie von den Türken lebendig geschunden! O Gott, wäre doch Huniades dabei gewesen!“

„Ich flehe Christum um Verzeihung an,“ rief ich, „daß mein unnachdenklicher Leichtsinn für eine Zeit lang die Schärfe meines unmuthvollen Kummers über diese empörenden Vorfälle abgestumpft hat. Aber glaubet mir, Sir, ich fühle darum die Schauderhaftigkeit derselben nicht minder, als Ihr. Ich meine, der Name „Warna“

müßte wie Glockengetön so laut in jedes christliche Ohr dringen, und die Geister des Königs Ladislaus und des heiligen Prälaten Cesarini unser Lager und unsere Feste so lange aufsuchen, bis der letzte der Ungläubigen, die ihre Mörder waren, erschlagen ist."

„Da hat meine edle Prinzessin gesprochen," entgegnete Pierre. Aber nicht allein der starke Arm oder der prahlende Muth irdisch gesinnter Männer muß diesen Krieg führen, und diese Märtyrer rächen. Nein, wenn das Kreuz von seinen Feinden mit Füßen getreten wird, dann müssen seine Vertheidiger es nicht in den Händen, sondern in ihrem Herzen tragen; daher das Gelübde, welches ich nun in Euerer Gegenwart, junge Königin, ablege, da Gott Euch gewiß nicht ohne gnadenreiche Absicht zur Anhörung desselben gesandt hat. Wenige aus jener Menge würden den plötzlichen Entschluß billigen; aber wenn Ihr auch unter Pracht und Lust aufgewachsen, so seid Ihr doch von der Wiege an mit heldenhaften Gedanken vertraut gewesen, und ich fürchte keine abrathenden Worte von Euren Lippen zu hören. Andere möchten meinen, ein Heiligthum und ein Altar seien eine passendere Stätte zur Ablegung dieses Eides; aber, nein, dies ist der Ort, dies die Zeit, wo Gott mich gerufen . . . ."

„Wozu?" fragte ich ziemlich aufgeregt; denn wenn dieser Mann ein König gewesen wäre, würde ich ihn vielleicht einmal geliebt haben.

„Zur Ablegung dieses Gelübdes," erwiderte er; und dann sagte er mit klarer, fester und nachdrücklicher, wenn auch nicht lauter Stimme:

„Ich, Pierre d'Aubusson entsage von dieser Stunde an der Liebe zu den Weibern, den Freuden der Heimath,

den Hoffnungen des Glückes; und außerdem verspreche ich Gott, meinem Herrn, seiner hochgebenedeiten Mutter und St. Johann, daß ich im Orden von St. Johann Krieg gegen die Ungläubigen führen und seinen Regeln gemäß beten, fasten, kämpfen und gehorchen werde alle Tage meines Lebens. So wahr mir Gott helfe, der dieses Gelübde hört."

„Amen!" sagte ich unwillkürlich. Am Ende mißfiel es mir nicht, ihn jeder andern Liebe, als jener großen, welche diese brennende Flamme in seinem Busen entzündete, entsagen zu hören. „Das ist ein edeles Gelübde," sagte ich; „aber habt Ihr auch den Preis desselben erwogen?"

„Den Preis!" wiederholte er mit dem schönsten Lächeln, das ich jemals gesehen habe. „Ach, Tochter und Braut eines Königs, ich danke Gott in dieser feierlichen Stunde, daß Ihr so hoch über mir geboren seid — Ihr, das schönste seiner Geschöpfe — daß kein irdischer Traum menschlicher Glückseligkeit sich mit der demüthigen Verehrung, die ich Euch zollte, vermischte, so daß ich auf der Wage den Preis nicht abzuwägen brauche, der ja doch nur einer gewesen wäre."

Er stockte einen Augenblick und darauf, als ich noch immer zu horchen schien, wenn ich auch keine Antwort auf seine Worte gab, fuhr er fort:

„Und doch glaube ich, könnte ich wünschen, einer von Jenen gewesen zu sein, die nach der Hand der Marguerite d'Anjou strebten; einer, der sich durch eine reine, mächtige und so süße Liebe, wie es die Deinige gegen Deinen Ehegemahl sein wird, hätte beglückt fühlen mögen; denn dann, o königliche Maid, königlicher ob Deines Geistes, als ob Deiner Geburt, dann würde ich auf des Herrn Befehl

eine unaussprechliche Wonne, eine vollkommene irdische Zufriedenheit haben aufopfern können. Das, das wäre ein würdiges Opfer für einen Krieger des Kreuzes gewesen."

„Und wenn es so gekommen wäre," fragte ich, „würdet Ihr dann noch weggehen?"

„Ja," antwortete er, „oder ich wäre ein Feigling. Und nun, Madame, wenn in kommenden Jahren der Name Pierre d'Aubusson's zu Euerer Majestät Ohren dringt, sei es als eines Vertheidigers der Kirche oder eines für Christus sterbenden Kämpfers, so betet dann für ihn, wenn er lebt, aber noch mehr, wenn er todt ist. Wenn Gottes Stimme zu ihm in der Stunde Eurer Wonne und Eures Triumphes gesprochen; wenn mitten im Glanze eines irdischen Hofes die Kunde von Ruhm und Schande, welche unbeachtet an tausend sorglose Ohren klang, nur zwei Herzen heute aufgeregt, Eueres und seines — "

„Meines!" rief ich; „meines wurde nur von unfruchtbarem und kraftlosem Mitleide bewegt."

„Nein," rief er, „kein Gefühl, wenn es seinen Ursprung in einer edlen Seele hat, bleibt unfruchtbar. Möget Ihr es zu Eurer Aufgabe machen, den Muth der christlichen Ritterschaft im englischen Reiche aufzuwecken und vermittelst jener so oft mißbrauchten doppelten Macht, der einer Frau und einer Königin, dem Kreuze neue Kämpfer zu erwerben."

Darauf entbot er mir Lebewohl; morgen will er vom Könige und dem Dauphin Abschied nehmen und nach Rhodus abreisen. Es ist doch ein sonderbarer Gedanke! Ich danke Gott, daß ich Pierre d'Aubusson niemals geliebt habe; doch scheint mir, daß ich seines Gleichen nicht oft wiedersehen werde. Ich erzählte Yolande diesen Vorfall. Sie sagte, sie hoffe, es würde keine Kreuzzüge mehr geben;

darüber schalt ich sie aus. Ich glaube, daß das Herz durch die Liebe jene Größe, welche in einem königlichen Busen wohnen sollte, verliert; und doch habe ich diese Wirkung an meiner Mutter noch nicht beobachtet. Vielleicht ist die Zuneigung eines Eheweibes ihrer Natur nach edler, als die eines zärtlichen Mädchens. Wenn es sich wirklich so verhält, dann danke ich Gott, daß ich keine andere, als jene edlere kennen werde.

13. November.

Ich bin verwirrt und in schmerzlicher Verlegenheit. Meine gestrige Vermuthung hat sich als begründet herausgestellt. Der Ritter vom schwarzen Kreuze ist kein Anderer als Ferry de Lorraine. Ich sah ihn und Yolande Zeichen mit einander wechseln; und als er mit dem Pferde stürzte, fiel sie beinahe in Ohnmacht. Gott verzeihe mir, wenn ich vorschnell urtheile, doch aber glaube ich, daß ein geheimer Plan vorliegt. Sie zittert wie ein Espenblatt, wenn sich nur eine Thüre mit plötzlichem Geräusche schließt oder öffnet oder ein Vogel am Himmel fliegt. Ihre Augen haben einen ruhelosen Glanz, als ob sie stets ein neues Ereigniß erwartete. Vergangene Nacht, als ich im Bette war und sie mich schlafend wähnte, stand sie auf und schnitt mir eine Locke vom Haupte. Ich ergriff ihre Hand und sagte lachend: „Halte là, süße Diebin, gieb mir mein Haar wieder! Ich will es zum Abschiedsangedenken für Dich in Gold und kostbare Diamanten einfassen lassen.“

Sie aber antwortete: „Nein.“ Sie mußte es haben und wollte es nicht wieder fahren lassen. Gleich darauf hörte ich sie schluchzen.

„Thörin!“ rief ich meinen Arm um ihren Hals

schlingend, denn sie lag nun an meiner Seite; „Thörin! immer noch bekümmert um Ferry!“

„Nein!“ erwiderte sie mit leiser Stimme; „ich bin heute Abend nicht seinetwegen bekümmert.“

„Was! hast Du denn einen neuen Liebhaber gefunden?“ fragte ich scherzend.

„Sie schrack auf, wie wenn dies leicht hingeworfene Wort sie gestochen habe. „Pfui über Dich Schwester,“ sagte sie; daß Du mich so verhöhnest!“

„Bitte verzeihe mir,“ flüsterte ich sie liebkosend.

„Ja, heute Abend habe ich Dir eine noch größere Beleidigung zu verzeihen,“ sagte sie, indem sie ihr Haupt in das Kissen vergrub.

Was soll ich thun? Ich muß mich bald entscheiden. Agatha hat mir den Plan, den ich vermuthete, entdeckt. Ferry de Lorraine wird heute inmitten des Turniers, wenn mein Vater nicht vorher davon in Kenntniß gesetzt wird, Yolande vor den Augen der versamelten Könige und Prinzen entführen. Mit zwölf Rittern seines Gefolges, von denen einer an Agatha verwandt ist, will er in die Schranken treten und die Ritter von Anjou herausfordern. Dann, wenn der Kampf auf's heißeste entbrannt ist, und aller Augen auf die Kämpfer gerichtet sind, wird er mit einer plötzlichen Schwenkung auf unser Zelt zueilen; Yolande, die in früheren Jahren auf ihren Zelter, der an Schnelligkeit unerreichbar ist, zu springen gewohnt war, wird man dann, wie eine zweite Helena, zur Veste unserer Feinde schleppen. Enthülle ich dem Könige diesen Plan, so wird sein Zorn keine Grenzen kennen. Er wird Yolande, wie er bereits einmal gedroht hat, in ein Kloster schicken, und Ferry vielleicht erschlagen. Soll ich ihr diesen schreck-

lichen Kummer verursachen? oder soll ich dulden, daß mein Vater so beleidigt werde? Nein, das wäre unmöglich. Ich will es so machen. Ich will ihr ihre unziemliche und empörende Absicht in's Gesicht vorwerfen, und durch Vorstellungen und Drohungen, wenn es so sein muß, bewirken, daß sie selbst sich weigern wird, heute den Palast zu verlassen.

Mein Gott! Das ist noch schlimmer! Sie hat vor mir niedergekniet, die Haare wirr ihr Gesicht umfluthend, die Augen voll von Thränen; ihr ganzes Aussehen war so mitleiderregend, daß man Erbarmen mit ihr haben mußte. Sie ergriff meine Hände und küßte sie wie Einer, der um sein Leben fleht. O, um ihr eigenes Leben würde die Aermste nicht so dringlich gebeten haben! Aber sie fürchtet für ihn, den sie so vergöttert; diese Hoffnung allein, sagt sie, habe sie seit ihrer Trennung von ihm am Leben erhalten, und sie wolle nun sterben, wenn sie fehlschlüge. Und wenn mein Vater ihn tödtete, würde sie den Verstand verlieren und vielleicht auch ihre Seele. Als ich sie zu tadeln versuchte, da röthete das Blut ihre Wangen, und sie sagte mit einem Stolze, der ihr wohl stand:

„Schwester, ich bin keine vagabundirende Tochter noch auch ein liebessieches Mädchen, das sich soeben von ihrem neuesten Liebhaber getrennt hat, sondern ein verehelichtes Weib, das niemals seine versprochene Treue brechen wird.“

Dann wieder in Thränen ausbrechend, rang sie die Hände und schrie:

„Du hast seine edle Haltung gesehen; aber noch niemals sein herrliches Angesicht. Du hast seine Tapferkeit kennen gelernt, aber noch niemals sein zartes Herz. Er liebte mich, als ich noch ein zartes Kind war, und brauchte

nicht um mich zu werben, als ich Jungfrau wurde. Denn die Liebe des Kindes änderte sich nicht mit dem Fortschritt der Jahre, sondern wurde immer größer, wie das Herz, in dem sie wohnte.“

Zuletzt schlug sie die Hände zusammen, und rief im Tone der Trauer aus:

„Marguerite, dies ist das erste Mal, daß Jemand in tiefer Trauer zu Dir fleht. Vielleicht wirst auch Du eines Tages niederknieen, und um die gleiche Gnade zu den Füßen Jemandes flehen, der Dein Wohl und Wehe in seiner Hand hält. O, sei jetzt barmherzig, wie Du dann gern wolltest, daß man Dir Barmherzigkeit erzeigte. Wenn Du mir jetzt das Herz brichst, wird ein düsterer Schatten auf Deine Brautfeier fallen.“

Diese Worte durchbohrten mein Herz, ohne meinen Vorsatz zu erschüttern. Niemals, und wenn sie auch zu meinen Füßen sterben sollte, durfte ich dulden, daß Schande oder Unglück auf meines Vaters Hause haftete; und so verließ ich sie und suchte den König auf und kämpfte bei ihm einen Kampf, aus welchem ich zwar müde, aber siegesfreudig hervorging. Dies ist der zweite Triumph, den ich seit meinem vierzehnten Geburtstage errungen habe. O, mit welch leidenschaftlicher Heftigkeit drang ich in meinen Vater, daß er, als letzten Segen für sein geliebtestes, seit seiner Geburt bevorzugtes Kind, seine Zustimmung zu Yolandes Verheirathung mit Ferry de Vaudémont geben möchte! Weigerung auf Weigerung sprach er aus; und immer mehr noch drang ich in ihn; und zuletzt, als meine befehlerischen Bitten, zarten Vorwürfe und hervorbrechenden Thränen, die ihn wohl rührten, aber nicht überwanden, erschöpft waren, da sagte ich:

„Sire, ich weiß um ein Geheimniß, welches Euere Ehre sehr nahe berührt; und hier schwöre ich, daß Nichts mir dasselbe entreissen wird, wenn Ihr mir nicht zuvor meine Bitte gewährt."

Zuerst wurde er erzürnt bei dieser Drohung; aber ein gewisses Etwas in meinen Augen, die gewiß von ungewöhnlichem Feuer glühten, bezauberte ihn; denn er rief halb in Leidenschaft, halb im Scherz:

„Hinweg, Du unwiderstehliche Zauberin, hinweg!"

Und da schlang ich meine Arme um seinen Hals und wollte meine Augen nicht eher von seinem kämpfenden Angesichte wegwenden, als bis er lächelte und seine Zustimmung gab.

Ach, wer kann Margaret d'Anjou widerstehen?

Es wundert mich, daß der heutige Sieg mich so viele Mühe gekostet haben kann; denn kaum hatte ich ihn errungen, als bei der Biegsamkeit und natürlichen Gutmüthigkeit, die meines Vaters Charakter eigen ist, er in einer kurzen Stunde seinen Haß, der so tödtlich zu sein schien, fahren ließ. Wie ein Unkraut, welches keine Wurzel hat, war er aus dem Boden seines Herzens herausgerissen. Und überdies änderte seine Vorliebe für das Romantische wie mit einer Zauberruthe die ganze Richtung seines Denkens. Als er hörte, Ferry de Lorraine sei der unbekannte Ritter, der sich so großen Ruhm in den Schranken erworben hatte, da lobte er den kühnen Liebhaber, und würde nach meiner Ansicht diesen Schwiegersohn gegen keinen Fürsten in Europa vertauscht haben. Ich wundere mich, daß der, welcher an fester Entschlossenheit gleichsam eine Eiche zu sein schien, sich als schwacher Schößling herausgestellt hat. Ach! welch eine Umänderung

haben zwölf Stunden herbeigeführt! Da steht Yolande, die Glücklichste von der Welt, mit strahlendem Lächeln, welches bald in Gelächter, bald aus Uebermaß der Freude in Thränen übergeht; und ich sehe von diesem Fenster aus meinen Vater, wie er sich in freundschaftlicher, ja in der väterlichsten Weise, die man sich nur denken kann, auf den Arm des einst so gehaßten Ferry stützt. Und ihr, die den Andern all diese Glückseligkeit bereitet hat, was fehlt ihr heute? Ist sie nicht noch ebenso zufrieden mit ihrem Geschicke, wie vor einigen Tagen? Hat der Anblick von Yolande's Glück ihr Zweifel an den Glauben eingeflößt, daß Königin zu sein, die größte Wonne auf Erden ist? Nein! ich liebe meine Verwandten; ich liebe Frankreich; ich liebe die Erinnerungen meiner Jugend, aber noch mehr den Ruhm.

X.

Ende und Anfang.

13. November, 1444.

Drei Meilen von Nancy! eine kurze Reisestrecke; wie lang ist sie aber im Verhältniß zu der Vergangenheit und Zukunft, die sie von einander zu trennen scheint! Hier, wo wir zum Ausruhen angehalten haben, hat sich mein theurer Oheim, der König von Frankreich, von mir getrennt. O Sire, Ihr umarmtet mich viele Male mit übergroßer Zärtlichkeit, und Eure Augen waren voll von Thränen, als Ihr sagtet:

„Mir ist's, als hätte ich noch nichts für Euch gethan, meine Nichte, indem ich Euch auf einen der ersten Throne Europas setzte; denn er ist kaum werth, Euch zu besitzen."

O theurer Oheim und edler König, sollte ich jemals Eure Liebe und Güte vergessen, so möge Niemand sich in diesem Ihren Vaterlande Margueritens, während sie noch lebt, erinnern oder für sie beten, wenn sie stirbt. Ich kann meine Thränen nicht zurückhalten, mein Kummer überwältigt mich. Ich weinte heute Morgen nicht, als meine Mutter mich zum letzten Male küßte; aber jetzt giebt mein Muth nach, wie eine unversehens überfallene Festung.

Barr, 14. November.

Trennung von Herzen, die zärtlich an einander hingen, wie schmerzvolles Leid fügst Du zu! Mein Vater ist hinweggegangen! Als er mich an seine Brust schloß, sagte er nichts; ebensowenig vermochten meine Lippen das Wort „Lebewohl“ auszusprechen. Aber ich weiß, daß er in jenem Augenblicke des Scheidens mich mit einem so herzlichen Gebete, wie es nur die leidenschaftlichste Vaterliebe sagen kann, Gott empfahl. Ich folgte ihm mit meinen Augen, so lange er in Sicht war. Er wandte sich aber kein einziges Mal nach mir um. Monseigneur de Calabre und der Duc d'Alençon reiten noch mit mir. Bald werden sich nur mehr die Engländer um ihre Königin zu bekümmern haben.

Mantes, 18. März 1445.

Vier Monate, an die ich nicht gerne zurückdenke, sind vergangen, seit ich zuletzt in diesem Buche schrieb. Himmel! Geldmangel sollte einen Herrscher von dem Empfange seiner Braut abhalten. Ist das glaublich! Und, wenn glaublich, ehrenhaft? Welch ein rohes und unritterliches Volk müssen diese Inselbewohner sein, daß sie zu einer solchen Zeit nicht all ihren Reichthum ihrem Könige zu Füßen legen, mit der Bitte, ihn anzunehmen! Ich muß mich wundern, daß diese stolzen Lords niedrig genug sind, ihrem Könige das Nothwendige vorzuenthalten. Ich habe gesehen, wie die braven provenzalischen Edelleute und die Lehensmannen in Lothringen und Anjou, selbst damals, als ihre Provinzen verheert und beinahe vernichtet waren, dem Könige René Geld aufdrangen und ihre Juwelen verkauften, um ihm aufzuhelfen. Es macht mich wahnsinnig, diese Engländer

sagen zu hören, König Heinrich schreibe an die Innung der Goldschmiede Briefe, mit der Bitte, bei der Ankunft seiner Gemahlin ihre Schuldigkeit zu thun, und ebenso an andere derartige untergeordnete Gesellschaften mit der Bitte um ein Darlehen an Geld, damit er die Mittel habe, seine Lebensgefährtin zu heirathen und zu krönen, wie es sich für einen König gezieme. Wenn der König durch solchen Zahlungsaufschub nicht litte, was er aber gewiß thut, so hätte ich ganz sicher neulich einen Boten an die Könige von Frankreich und Sizilien gesandt, mit der Bitte, mich wieder in ihre Hut zu nehmen, und hätte vielleicht den Comte de Nevers geheirathet. Doch jetzt sind wir in Mantes, und werden uns hoffentlich in wenigen Tagen einschiffen. Der Lord Regent Herzog von York ist hier. Wir speisten heute mit ihm zu Nacht, auf seine eigenen Kosten, wie ich von Monsieur Brecknock, unserem Schatzmeister erfuhr, der es mir mit nicht geringer Heiterkeit mittheilte. Wahrlich das Rechenbuch dieses guten Mannes ist seine Religion: er gibt gewiß mehr auf einen Dukaten, als auf ein Agnus Dei.

Mantes, 19. November.

Der Herzog von York hat mich mit überaus großer Höflichkeit unterhalten. Sein Aussehen ist edel, seine Manieren sind anmuthig, seine Rede ist angenehm. Gestern Abend nach dem Essen ließ er seinen Sohn rufen, mir die Hand zu küssen. Dieser kleine Earl von March, der jetzt drei Jahre alt ist, ist ein sehr schönes Kind, von weißer und zarter Hautfarbe, wie ich sie noch nie in Frankreich gesehen habe. Mein Gemahl, der König Heinrich, hat diesen Fürsten in seinen Rang und seine Würden wieder

eingesetzt und vom Earl von Cambridge zum Herzog von York erhoben. Er sagte heute beim Mittagessen, daß er, Richard Plantagenet, dem Könige zur größten Dankbarkeit verschuldet sei, und nicht lange genug leben könne, wenn er das durch die That bezeugen solle.

Vernon, 21. März.

Vergangenen Abend unterredete sich Lady Suffolk eine Zeitlang mit mir. Gegenstand unserer Unterhaltung war ihr Vetter, der Lord Cardinal Beaufort. Sie sagt, er sei ein Prälat von großer Tugendhaftigkeit und dem Könige so sehr ergeben, und so zufrieden mit der Heirath desselben, daß er mir bei jeder Gelegenheit bereitwillig mit seinem Rathe beistehen werde. Ich erwiderte darauf, mein bester Rathgeber solle der König selbst sein. Da entgegnete sie, obwohl Seine Majestät einen ausgezeichneten Geist und Verstand besitze, so sei er doch nicht immer in seinen Entschlüssen so entschieden, als man wünschen könne; oder doch in der Ausführung derselben zu langsam. Sie setzte hinzu, einige unter den englischen Edelleuten seien jeder guten Regierung so abhold, so empörerisch in ihrem Benehmen, und der Herzog von Gloucester sei so feindlich gegen mich gesinnt, daß ein erfahrener Rathgeber, wie der Lord Cardinal mir bei meinen jungen Jahren sehr Noth thue, um die Anschläge meiner Feinde zu vereiteln.

Rouen, 23. März.

Ich sehe mich gezwungen, Geld zu borgen. Das bringt mich nicht wenig auf. Es ist ein unerträglicher Gedanke, daß ich gezwungen sein sollte, die englischen Herren meines Gefolges um die Mittel zur Belohnung gerin-

ger Dienste, um die sich Monseigneur Brecknock nicht weiter kümmert, anzugehen. Als uns heute arme Seeleute über die Seine ruderten, riefen sie: „largesse!“ Er hatte ihnen nämlich nur ein sehr kärgliches Fahrgeld gegeben. Ich habe meine silbernen Gefäße für einige Goldstücke der Herzogin von Somerset verpfändet. Ich bin nicht wenig erzürnt über die Reden, welche unter meinem Gefolge über meine Ausgaben geführt werden. Ich kaufte zu Mantes vierzehn Paar Schuhe, welche ich an baarfuße Weiber auf der Landstraße vertheilte. Jean Brecknock mißbilligte diesen Einkauf und sagte, es würde nicht leicht sein, Geld für den Rest meiner Reise aufzutreiben. Sobald ich nur Königin bin, werde ich mich einer solchen Behandlung nimmer fügen. Hätte ich die Armuth erwählt, so wollte ich lieber wie St. Isabel, die Schwester des St. Louis, als baarfuße Nonne vom Orden des hl. Franziskus leben; aber als Majestät angeredet werden, und nicht einmal ein Paar Goldstücke zu Almosen erhalten können, das ist doch zu erniedrigend für Eine von meinem Stamme und meinem Charakter.

Honfleurs, 3. April.

Ein Tag vergehet nach dem Andern, und noch immer täuscht Englands Küste, wie ein trügerisches Spiegelbild, meine Erwartungen. Aber nur Geduld, stolzes Herz! Nichts Hohes ist ja ohne sie zu erreichen.

Honfleurs, 8. April.

Jetzt ist das Schiff in Sicht. Heute Abend werden wir uns einschiffen. O See, so wild und rauh und so unähnlich jener blauen, die ich zu Neapel und in der Pro-

vence gesehen, sei heute barmherzig! Woge und brülle, wenn du willst, — dein Auf- und Niederwallen kann ich ertragen; mögen nur deine rauhen Arme mich zu meinem Gatten und meinem Königreiche bringen! Wind, so feindlich und heftig, sänftige deine Wuth! Wolken, schwarz und dicht, zerflieht! Zeit, eile schnell dahin! Morgen werde ich England sehen!

Hier endeten die Aufzeichnungen in dem früheren Theile des Tagebuches der Königin, welches sie mir, Margaret de Roos, zu Southampton übergab. Eine Zeitlang schrieb sie nicht auf ihre Blätter. Sie befürchtete vielleicht, auf diese Weise in England ihre Gedanken zu verrathen, wenn Jemand ihr Geschriebenes entdeckte; vielleicht fehlte ihr auch die Muße dazu. Da ergriff ich die Feder, weil ich nicht wollte, daß die Handlungen der Königin unaufgezeichnet bleiben oder daß jene Unterredungen, die sie zu verschiedenen Malen in den ersten Jahren ihrer Verheiratung mit mir hielt, vergessen werden sollten. Ereignisse, welche auf meine eigene Lebensgeschichte oder auf Personen Bezug haben, die ich in meinem Vaterlande und in Frankreich kennen gelernt habe, sind zuweilen in meine Erzählung verflochten. Was der Verlauf der Zeit miteinander in Verbindung gebracht hat, habe ich keinen Grund, wieder auseinander zu reißen; und so ist es denn gekommen, daß ich Briefe an mich, die entweder für künftige Geschichtsschreiber wichtig, oder für die augenblickliche Erbauung förderlich sind, ebenfalls in dieses Manuscript aufgenommen habe.

Erzählung der Lady Margaret de Roos.

Am einundzwanzigsten April ritt die Königin von Southampton nach der Tychfield Abtei, wo der König sich am folgenden Tage mit ihr verehelichen wollte. Nur ein kaltes und treuloses Herz hätte ungerührt bleiben können, als der Reiterzug sich der Klosterpforte näherte und jene langersehnte Begegnung bevorstand. Ich konnte meine Augen nicht von dem Angesichte der Königin abwenden, als wir auf das Portal zukamen. Sie erröthete und erbleichte; jedoch war sie sichtlich entschlossen eine ruhige Haltung zu bewahren. Sie erblickte den König, welcher den Mylord Cardinal an seiner Seite auf der Schwelle stand. Er schritt voran, um sie zu empfangen, und sie beugte mit weiblicher Ehrerbietung und mit so süßer Anmuth ihre Knie, daß Alle, welche es sahen, sich wundern mußten, wie ein so junges Weib so viel Würde mit Demuth vereinen konnte. Ich glaube, sie fühlte sich weniger durch die herablassende Majestät (wenn anders zwei so entgegengesetzte Begriffe zu einander passen), als vielmehr durch jenen gewinnenden Adel in des Königs Haltung, den nur wenige ohne Rührung sehen können, plötzlich betroffen. Er hob die liebliche Frau sogleich vom Boden auf, indem er sagte: „Bei St. Johann, das darf nicht sein!“ und begrüßte sie liebreich. Dann nahm er sie bei der Hand und führte sie durch das Kloster in die Kapelle, und die in seiner Nähe waren, hörten ihn sagen:

„Schönes Weib, Gott unser Herr ist so gütig gewesen, da er Dich mir gab, daß ich ihm, wenn es Dir gefällt, gern meinen Dank darbringen wollte, bevor wir weiter mit einander reden.“

Auf ihre Zustimmung gingen sie zum Altar, und es wurde ein Te Deum gesungen. Der Lord Cardinal sprach darnach einige Gebete. Ich bemerkte, daß des Königs Augen sich niemals von dem Kruzifix verwandten; nicht aber so die Königin, deren Augen sich zuweilen mit Neugierde auf mehr als einen Gegenstand hefteten. Hernach lustwandelten sie in dem Garten der Abtei und ließen sich in der Anlage auf eine Bank nieder, wo ihr ganzes Gefolge sie wohl eine Stunde lang zu ihrer gegenseitigen Zufriedenheit sich unterreden sehen konnte.

Als die Königin am Abend jenes Tages ihre Frauen entlassen hatte, ließ sie mich rufen, um ihr vorzulesen, was ich seit ihrer Krankheit zu Southampton zu thun pflegte; doch bevor ich das Buch öffnete, sagte sie:

Ich dachte soeben an den Papst Gregor den Großen."

„Wahrlich Madame," antwortete ich, „die Gedanken Ew. Majestät beschäftigen sich immer, wie ich recht wohl weiß, mit Erhabenem; was aber jener heilige Papst zur gegenwärtigen Zeit Eurem Geiste nützen kann, sehe ich nicht ein."

Sie lachte und erwiderte:

„Wo ist denn Dein Verstand geblieben? Rief nicht St. Gregor, als er die britischen Gefangenen sah, aus: ‚Non Angli, sed angeli?'"

„Ah, so," rief ich lächelnd, denn nun errieth ich, was sie meinte. „Des Königs Anblick ist nicht englisch, sondern engelgleich."

Sie neigte zustimmend ihr schönes Haupt und bat mich zu lesen; bald aber hielt sie mich auf mit der Frage, ob des Königs Augen nach meiner Meinung nicht von tieferem Blau seien, als sein Abbild sie darstellte, und ob er nicht

schlanker sei, als man ihr erzählt habe. Dann erging sie sich in Lobeserhebungen des Lord Cardinal und sagte, sie habe gefunden, er sei ihr wohlgeneigt; sie zweifle nicht an seiner Weisheit und Heiligkeit und seinem ausgezeichneten Verstand. Er und der Herzog von Somerset und Mylord Suffolk würden immer ihre besten Freunde sein. Der König habe, wofür sie Gott danke, dieselben als seine sehr geliebten Verwandten und vertrauten Räthe höchlich gelobt.

„Er sagte aber kein einziges Wort über den verhaßten Herzog von Gloucester,“ setzte sie hinzu, „der mein Feind ist.“ —

Die königliche Hochzeit war ein herrlicher Anblick; und kein Ehepaar könnte schöner, frommer und zufriedener sein, als der König und seine Braut. Die Tage, welche ihrer Vereinigung folgten, waren so glänzend und so glückselig, wie es nur das treueste Unterthanenherz wünschen konnte. Ihrer Majestät Anmuth bezaubert Alle, die sie anschauen; und was ihr Anblick verspricht, das erfüllt ihre Rede. Selbst Lady Isabel Butler sieht sich gezwungen zu gestehen, daß sie schön ist, und die Hofleute behaupten, daß Margaret nicht allein Königin der Engländer, sondern auch der Liebe und der Schönheit sei. Durch die frühe Majestät ihrer Mienen und ihres Benehmens, scheint zuweilen ihre Mädchenhaftigkeit durch. Zu mehreren Malen rief sie aus:

„Mesdames, ich fühle mich glücklicher darüber, Mylord Heinrich's Weib, als Königin von England zu sein; nichtsdestoweniger fühle ich mich doch sehr glücklich darüber, daß er König ist, und ich Königin.“

Seine Majestät ehelichte sie mit dem Ringe, mit

welchem er zu Paris geweiht worden war; es war ein sehr schöner, mit Rubinen besetzter Ring, ein Geschenk des Lord Cardinal. Sie drückte ihn eines Tages, als ich gerade neben ihr stand, an ihre Lippen, und indem sie in dem Augenblicke mit dem bezaubernsten Blicke der Wonne, den ich jemals gesehen habe, mir in's Auge blickte, rief sie aus:

„Ich habe nun keinen Grund, Yolande zu beneiden. Der verliebteste Bauer liebt seine Braut nicht inniger, als mein König mich; der liebeverlorenste Ritter des Feenlandes verehrt die Dame seiner Gedanken nicht mehr, als Englands Herrscher seine Königin; und Ferry's jahrelange Leidenschaft wird von König Heinrichs erst dreitägiger ehelicher Liebe übertroffen.“

Als die Reihe, an ihrer Seite zu reiten, an mich gekommen war, deutete sie auf die schattigen Haine und grünenden Abhänge und sagte:

„Die Farbe Englands ist grün; und die Dichter sagen, das bedeute Hoffnung.“

Als wir über eine mit Maaßlieben besternte Wiese kamen, sagte sie:

„Der König behauptet, daß die Gefilde seinen Edelleuten und Rittern nacheifern, welche meine Sinnbildblumen an ihren Festmützen tragen. Diese lächelnden Wiesen, sagt er gar anmuthig, zeigten seiner Marguerite dasselbe Wahrzeichen der Treue.“

Es ist wahr, daß jetzt in beiden Geschlechtern und in jedem Range Niemand ist, der nicht mit Freude für sie die Maßliebe trägt. Aus den Städten kommen edle Versammlungen von Lords und Esquires auf die Wege, um ihren Beherrschern ihre Huldigung darzubringen. Ihre

Majestät wurde bei einer dieser Gelegenheiten ein wenig erzürnt. Von allen Geschenken, die sie seit ihrer Ankunft in England erhalten hatte, gefiel ihr am besten ein junger Löwe, den ihr zu Basingstoke, wo wir eine Nacht verblieben, ein Mann geschenkt hatte. Sie sagte, er sei das Wappen ihres Hauses, und eine recht fürstliche Gabe, die sie sehr gern bei sich in ihrem Hause behielte; sie zweifelte gar nicht daran, daß das königliche Thier, da es noch sehr jung war, gezähmt werden könne und zu seiner Zeit so artig werden würde, wie ein Schooßhund. Aber Niemand aus ihrem Gefolge wollte sich ihres Günstlinges annehmen, und so wurde er von zwei Aufsehern in den Tower nach London gebracht.

Monsieur l'Eskosse, ein Schildträger des Königs von Sizilien, welcher Ihre Majestät begleitet, zankte sich mit Mr. Brecknock, weil dieser sich darüber beklagte, daß er 2 l. 5 s. 3 d. für das Wegbringen und das Futter dieses Löwen zu bezahlen habe. Diese Provenzalen nehmen Anstoß an der Armuth unseres Königs, als ob nicht ihr eigener Herrscher der dürftigste Fürst in Europa wäre. Die Königin wundert sich darüber, daß Seine Majestät an Geldmangel leidet, während in England doch so große Reichthümer vorhanden seien. Als der Regen uns nöthigte, in einem kleinem Wirthshause zwischen Basingstoke und Guildford Obdach zu suchen, da hörte ich sie zu M. de Serrecourt, einen der französischen Edelleute ihres Gefolges, sagen:

„Messire, seht Ihr nicht, daß Jedermann in diesem Lande, so arm und niedrig er auch sein möge, seine Tafel mit silbernem Eßzeug und Trinkgeschirre besetzt? Die silbernen Gefäße würden dem Hause eines französischen Edelmannes keine Unehre machen.“

„Ja, Madame,“ erwiderte der Franzose, „es gibt hier keine Pfarrkirche, wie ich sehe, kein Kloster, nicht einmal von Bettelmönchen, welches nicht Cruzifixe, Kronleuchter, Weihrauchfässer und goldene und silberne Schaalen besäße. Diese frommen englischen Häuser sehen eher wie Grafenschlösser, denn wie Klöster aus.“

Der König und die Königin hörten auf dieser Reise an jedem Morgen eine Messe und opferten dann jedesmal einen goldenen Engelsthaler für die Armen. Sie beten zusammen mit leiser Stimme das Offizium Unserer Lieben Frauen und jedesmal, wenn sie an einer Kirche vorbeikommen, steigen sie ab und beten eine Weile.

Zu Greenwich wohnten Ihre Majestäten im Palaste des Herzogs vou Gloucester. Seine Hoheit kam ihnen mit fünfhundert Mann, welche alle seine Livree und sein Wappen trugen, entgegen, und viele beobachteten ungeduldigen Auges das Benehmen der Königin und des Herzogs, als dieser sie begrüßte. In seinem Gesichte gewahrte man mißtrauische Höflichkeit, in ihrem einen unverhohlenen Stolz, den ich mit Schmerz wahrnahm. Die offenkundige Gunst, die Ihre Majestät sogar in des Herzogs eigenem Palaste den Beauforts erwies, muß ihn nothwendig beleidigen. Monseigneur Gilles de Bretagne, der an jenem Abend sich eine Weile mit mir unterhielt, sagte, er befürchte, das würde den Widerwillen des Herzogs gegen die Königin nur vergrößern nnd es gebe keinen gefährlicheren Feind für sie. Als ich hernach die Königin besuchte, sagte sie: „ich mag unter diesem Dache nicht schlafen.“

„Ach, Madame,“ hatte ich die Kühnheit zu antworten, „ich wollte Eure Majestät wendete die Euch von Gott verliehene Zauberkraft den Haß hinweg zu beschwören, vor

ihrer Abreise an! Ich meinte auf des Herzogs Angesichte Zorn und Bewunderung mit einander kämpfen zu sehen! und wer vermag die Ereignisse vorauszusehen, die andauernder Haß nach sich ziehen kann?"

„Seid ohne alle Furcht," erwiderte die Königin; „ich bin schon Gebieter im Herzen des Königs und fürchte mich vor dem Herzog so wenig wie vor dem Earl."

Dann schauete sie auf die Themse, und ein stolzes Lächeln erhellte ihr Angesicht.

„Wie majestätisch," rief sie aus, „ist dieser breite Strom! und wie herrlich die Schiffe, die wir dort sehen! Das sind die Bollwerke unseres Königreiches — die hölzernen Festungen dieser Herrin der Meere, dieses kleinen Eilandes, klein an Ausdehnung, aber groß an Macht. England gleicht mir," sagte sie, sich zu einem Spiegel hinwendend, „nicht sehr groß, aber, wenn es will, fähig, die Welt zu beherrschen."

„Madame," entgegnete ich, „M. de Serrecourt schreibt die Größe unseres Landes einer Eigenschaft zu, welche Eure Majestät, wenn sie mich anders wegen dieses Gedankens entschuldigen will, nicht in so hohem Grade besitzt, wie manche andere."

„Ich fürchte, in Eueren Worten steckt eine boshafte Absicht, Madame de Roos," antwortete die Königin mit einem Lächeln. „Wie heißt jene gute Eigenschaft, die nach Ansicht jenes Edelmannes eine Ursache der Größe ist?"

„Madame, als wir am Sonntag aus der Domkirche zu Winchester kamen, sagte dieser Monsieur zu Monseigneur Gilles, der es mir wiedererzählte:

‚Ach, Herr Prinz, jetzt habe ich es entdeckt, warum die Engländer unsere Provinzen erobern und so mächtig

sind, obwohl sie weder tapfrer, noch so geistreich wie die Franzosen sind.'

‚Was habt Ihr denn entdeckt,' fragte der Prinz.

‚Ach, Monseigneur, ihre Geduld ist so groß. Monsieur de Wicester predigte ein und eine halbe Stunde hindurch, und sie hielten ohne Murren in dieser langen Rede aus. Wann hat man jemals gehört, daß ein französischer Prediger eine so große Ausdauer bei seinen Zuhörern gefunden habe?'

Ihre Majestät lachte und sagte, sie sei ungefähr derselben Ansicht, wie ihr Landsmann; die langen Gebete der Engländer überstiegen auch ihre Kräfte.

Von Greenwich bis nach Westminster waren zur großen Freude der Königin und ihrer Begleiter Triumphbögen errichtet und sonstige Verzierungen angebracht. Sie rief zu verschiedenen Malen aus:

„Ich wollte doch, mein Vater könnte diese geistreichen Inschriften und prächtigen Anstalten sehen; Nichts würde ihm gewiß größere Freude bereiten, als diese geistreiche Bewillkommnung seiner Tochter."

Alle Obrigkeiten und Gewerke Londons kamen in blauen Gewändern, gestickten Aermeln und rothen Hüten herangeritten, um ihr das Geleite in die Stadt zu geben, welche mit herrlichen Teppichen verschönert und durch prächtige Aufzüge belebt war. Gerechtigkeit und Friede küßten einander auf der Brücke zu Southwork. Noah's Arche war auf dem Fluße. Zu Leadenhall hielt Frau Gnade, die Kanzlerin Gottes, eine Rede. Zu Cornhill sagte St. Margaret ein Gedicht auf. Bei dem großen Aufzuge zu Cheapside grüßten die weisen und die thörichten Jungfrauen die Königin; und bei dem Kreuz zu Charing Croß sah man ein Abbild des neuen Jerusalems. Die französischen

Edelleute lächelten über einzelne dieser Prunkstücke. Ich hörte sie mit leiser Stimme diejenigen ihres eigenen Vaterlandes loben, wo in den letzten Jahren anmuthigere und gebildetere Spiele durchgedrungen seien. Es werden nämlich dort anstatt der Heiligen und Engel heidnische Götter und Göttinen dargestellt, was nach meiner Meinung ein sehr schlechter und unchristlicher Tausch ist. Monsieur l'Eskosse sagt, Alles in England sei langweilig: der Himmel, die Gesichter und selbst die Vergnügungen; letztere sehen eher wie Pflichten, denn wie Zeitvertreibe aus.

Am Tage der Ankunft der Königin im Palaste zu Westminster kamen die obersten Beamten des Staates und des Hof's, um derselben ihre Aufwartung zu machen, unter ihnen auch die Herzogin von Bedford. Sie unterhielt sich eine Zeitlang sehr angenehm mit Ihrer Majestät und empfahl ihr mit vielen geschickten Worten Mistreß Woodwille, ihre Tochter. Sie sagte, es sei für sie die größte Freude auf dieser Welt, daß diese junge Dame zur Umgebung Ihrer Majestät gehöre; sie, die Herzogin sei für die derselben erwiesene Gunst Ihrer Majestät sehr verpflichtet. Wie ich indeß sehe, ist die Königin, obwohl sie großes Wohlgefallen an der angenehmen Unterhaltung mit dieser hohen Dame findet, dennoch so sehr gegen ihre Heirath, als eine herabwürdigende in Ansehung ihrer Abkunft eingenommen, daß sie gewiß Mißtreß Elisabeth nicht besonders zugethan ist, zumal sie von ihr sagt, sie sei weder Fisch noch Vogel. Der Lord Cardinal, der Bischof von Bath und Wells und der Provost von Eton sprachen am Abende mit dem Könige. Bevor Ihre Majestäten sich zur Ruhe zurückzogen, wurden Gebete in der Kapelle verrichtet.

XI.

Floreat Etona!

„Floreat Etona!" Wie süß flossen diese zwei schönen Worte von den Lippen der Königin von England, als sie vor der Vorderseite des herrlichen College stand, welches ihr Gemahl, der König, zur Ehre Gottes, zur Förderung der Tugend, zur Verbreitung der Wissenschaft und zur Aufrechthaltung des christlichen Glaubens erbaut hat! Die Bewohner desselben und die Menge, welche sich versammelt hatte, um ‚La belle Marguerite' bei diesem ihrem ersten Besuche bei Unserer Lieben Frauen zu empfangen, ließen laute Begrüßungsrufe ertönen. Die Knaben trugen alle Maßlieben an ihren Hüten. Himmel und Erde schienen ihr im Vereine zuzulächeln. Die alten grauen Thürme von Windsor, die Kirche des neuerrichteten Colleges, die mit goldgelben Blumen geschmückten Wiesen, die alten Bäume der Lustgefilde, der breite Fluß, seine kleinen Boote und die fröhlichen Gesichter der jungen Scholaren waren alle erhellt vom Sonnenscheine, und „Willkommen" las man auf jeder Miene, jedem Blatte und jedem Segel; jeder wehende Grashalm sah aus, als ob er sich freute, daß sie vorbeiging, und mir war, als hörte ich die Worte:

„Lang lebe die Königin!“ in den Glocken der alten St. Marienkirche wiederklingen.

Die berühmtesten und edelsten Scholaren umgaben Ihre Majestäten und sprachen mit ihnen in dem Kloster des Colleges, indem sie der Königin, deren Kenntnisse und schlagfertigen Witz sie alle bewunderten, die schuldigen Ehrenbezeigungen erwiesen. Als Lord Talbot sich näherte, welcher dem Könige und ihr einige Tage zuvor mit dem schönsten gemalten Meßbuche, das man jemals in England gesehen, ein Geschenk gemacht hatte, sagte sie:

„Mylord, dieser schöne Himmel erinnert mich an Euer seltenes Geschenk, worin das Blau jeder Eckverzierung stets von derselben Farbe ist; aber dies natürliche Dach über unseren Häuptern entbehrt gegenwärtig den reichen Schmuck der goldenen Sterne, welche Euer Buch zieren.“

Darauf richtete sie an Mylord von Worcester, der eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande gemacht hat, von wo er seltene Handschriften mit nach Oxford brachte, folgende Worte:

„Mylord, Ihr küßt mir die Hand; mir scheint, wir müßten Euch die Füße küssen, da sie den Boden, den unser Herr Christus betreten hat, berührten. Da wir Euerem Beispiele nicht folgen, noch Pilgrime zum heiligen Grabe werden können, wollen wir Euch wenigstens um eine solche Erzählung Euerer frommen Fahrt bitten, daß sie uns zu heiligem Neide bewegt. Man hat mir erzählt, daß Oxford kostbare Schätze morgenländischer Weisheit Euerer Freigebigkeit zu verdanken habe.“

„Nicht halb so sehr ist Oxford mir zu Dank verschuldet, Madame,“ entgegnete der Earl, als anderen, die jetzt in Euerer Nähe sind. Mylord von Gloucester hat

jenen Sitz der Gelehrsamkeit mit nicht weniger als zweihundert vierundsechzig Bänden bereichert.“

„Ah! ein königliches Geschenk,“ sagte die Königin; aber auf ihrem Angesichte sah ich eine Wolke aufsteigen und ohne jegliche Höflichkeitsbezeugung gegen den Herzog, der im Begriffe stand, sie anzureden, wandte sie sich zu Master Waynfleet, dem Vorsteher von Eton.

„Euer Name, Monsieur, ist so oft auf den Lippen des Königs — aus der Fülle des Herzens spricht der Mund —“ (dies sagte sie auf Latein), „daß, wenn eine so böse Leidenschaft wie Eifersucht jemals in mein Herz kommen sollte, Ihr der Gegenstand derselben sein würdet. Als wir Winton College besuchten, erzählte mir Seine Majestät, Master Waynfleet, der früher Lehrer an demselben war, sei sein innigst geliebter Freund und Gehülfe in allen Dingen. Ew. Ehrwürden soll sich dieses Titels nicht länger erfreuen oder wir werden Feinde sein.“

Dies sagt sie mit einem scherzhaften Lächeln und auf eine wirklich anmuthige Weise. Der heilige Mann, an welchen diese Worte gerichtet waren, antwortete folgendes:

„Ich bitte Gott, Seine Majestät möge so große Freude an Euerer Anmuth finden, daß er niemals mehr eines Anderen zu seinem irdischen oder himmlischen Heil bedürfe.“

„Aber wir Beide bedürfen doch der Freundschaft und Unterstützung derjenigen, welche uns lieben,“ entgegnete die Königin, indem sie in dem Kreise, der sie umgab, umherschaute und ihre dunkeln Augen der Reihe nach auf Jeden der Anwesenden heftete; mit fast töchterlicher Liebe auf den Cardinal, mit innigem Vertrauen auf die Lords, die sie zu ihren Freunden zählte, mit gewinnender Anmuth auf

Jene, die sie nur wenig kannte und mit herausfordernder blitzgleicher Gluth, die ich nie an andern Augen, als den ihrigen, wahrgenommen, auf die Gestalt des Herzogs von Gloucester, der seit ihrem plötzlichen Abwenden von ihm zu Master Maynfleet hin, immer düsterer wurde. Während sie ihn anblickte, fügte sie laut genug, daß er es hören konnte, ihren Worten folgendes hinzu:

„Ja, derjenigen, die uns lieben, gegen diejenigen, die uns hassen."

Gott schütze die Königin davor, daß sie sich Feinde erwecke! Selbst dieser Herzog könnte noch zur Liebe gegen sie bewogen werden, so unvergleichlich sind ihre Reize, wenn sie nicht ihrem mädchenhaften Groll so freien Lauf ließe. In seiner Gegenwart ertheilt sie seinen Feinden Beweise ihrer Gunst, nicht so sehr um sie zu ehren, als um ihn zum Zorne zu reizen. Gleich den andern hatte er an jenem Tage eine Maßliebe getragen; aber es dauerte nicht lange, da sah ich, wie er sie von seiner Brust entfernte, auf die Flur warf und seinen Fuß darauf setzte.

Als der königliche Zug sich der Kirche näherte, sagte die Königin zum Könige:

„Sire, was ist Euch am theuérsten — Oxford oder dieses neue College?"

„Süßes Weib," erwiderte der König, „Oxford ist meine Mutter, an deren Brüsten ich unter der vorsorglichen Pflege Seiner Eminenz meines lieben Oheims und Seiner Gnaden von Bath und Wells (der König wandte sich mit einem dankbaren Lächeln zu den Prälaten) Weisheit gesogen habe. Eton aber," fügte er hinzu, „ist mein Kind, welches ich jetzt mit der gesunden Nahrung frommer Unterweisungen und nützlicher Kenntnisse auferziehe"

„Was lehrte Euch Mylord Warwik, der brave Lord Beauchamp, Sire?“ sagte die Königin.

„Ausdauer unter schweren Strafen, süßes Herz,“ antwortete der König lächelnd. „Seine Treue bewies er durch manchen strengen Ruthenhieb, der mir seiner Zeit verhaßt war, an welchen ich mich aber jetzt dankbar erinnere. Gott gebe seiner edlen Seele die Ruhe!“

Die Königin seufzte etwas ungehalten, wie mir schien, und sagte dann:

„Und wann gedachtet Ihr zuerst daran, diese Kirche und dieses College zu erbauen?“

„Bevor ich achtzehn Jahr alt war,“ erwiderte der König. „Beim Beginne meiner reiferen Jahre, als ich die Regierung meiner beiden Königreiche in die Hand nahm, dachte ich emsig nach, auf welche Weise oder durch welche Gabe ich Unsrer Lieben Frauen eine schickliche Ehre erweisen könnte, so daß das große Haupt der Kirche, ihr Sohn, daran Gefallen finden möchte; und während ich mit innerlicher Betrachtung über diese Angelegenheit nachsann, da befestigte sich in meinem Herzen die Absicht, dieses College zu gründen.“

„Das war ein großer und guter Gedanke, Sire,“ sagte die Königin, während sie in die Kirche gingen, deren wenn auch noch nicht ganz vollendete Schönheit doch das Auge entzückt und die Seele zu Gott erhebt. Die glänzenden Farben und die gemalten Bilder an den Fenstern, welche das Werk der geschickten Künstler von Southwark sind; das gewölbte Dach und die gefälligen Schnitzarbeiten, die vielen Altäre, das schöne steinerne Bild Unsrer Lieben Frauen, das Wappenschild, welches überall mit drei silbernen Lilien auf dunkelm Grunde, welche Standhaftigkeit und

Reinheit bedeuten, besetzt ist, zogen die Aufmerksamkeit der Königin auf sich und erregten ihre Bewunderung.

Bevor Ihre Majestäten die Kirche verließen, opferten sie ein Almosen für die Unterhaltung der Collegiengebäude und die Vertreibung der Ungläubigen, wodurch diejenigen, welche Unsere Liebe Frau zu Eton besuchen, auch einen Ablaß gewinnen können. Als sie darauf aus der Kirche kamen, besuchten sie den großen Lese- und Disputirsaal, die geschickt ausgeführten Gänge in der Mitte des Viereckes; und der König gab sich nicht eher zufrieden, als bis er die Königin auch in die Brot- und Butterkammer, in das Backhaus und die Vorrathskammer und den viereckigen Hof für Holz und andere derartige Sachen, den er selbst nach seinem eigenen Entwurfe zur Bequemlichkeit seiner Scholaren hatte ausführen lassen, geführt hatte.

„Ich wollte nämlich gern," sagte er, Alles aus dem festesten und dauerhaftesten Material, das man nur bekommen kann, sauber und hoch genug, aber ohne alle überflüssige Anbringung von Verzierungen und eingelegten Arbeiten erbaut haben."

Bei der Collation, welche in dem Saale des Colleges eingenommen wurde, hielt man ein Gespräch über die große Nützlichkeit des Collegs; der Bischof von Bath und Wells erzählte der Königin, wie der König nun viele Jahre gearbeitet habe, um diese Stiftung zu vollenden und Tag und Nacht viele Stunden auf seinen Knieen im Gebete zugebracht habe, um sie unter Seufzern und Thränen Gott anzuempfehlen; und zu verschiedenen Malen nach Winton geritten sei, um sich dort mit Master Waynfleet zu berathen, die Verordnungen des großen Bischofes Wykeham einzusehen und einen nach dem andern die Knaben

und die Lehrer zu prüfen, bis er die Statuten für Eton aufgesetzt hätte.

Die Königin sagte, es gefalle ihr sehr, die Devise des Wappens überall auf den Wänden, den Thüren und den Pfeilern zu sehen — ein schwarzes Schild mit drei schönen silbernen Lilien. Sie vertraue darauf, daß dasselbe gleich den Wappenschildern der Ritter in der Schlacht, die jungen Studenten stets zu herrlichen und tapferen Thaten anregen werde.

„Ja,“ entgegnete der Bischof, „wenn es Gott gefällt, so soll Eton stets ein Denkmal von des Königs heiligem Eifer bleiben. Sein schwarzer Schild, welcher Standhaftigkeit bedeutet, sollte die jungen Scholaren stets bewegen, durch ihr heiliges Leben einen süßen Wohlgeruch vor Engeln und Menschen emporzusenden, und die glänzenden weißen Blumen, die darauf angebracht sind, das herrliche Bild Unserer Lieben Frauen, ihrer Mutter und Herrin, in ihr Herz eingraben.“

Als die Sonne sich zu neigen begann, stiegen Ihre Majestäten auf die Spielplätze hinab, wo die Scholaren sich zu Ehren der Vermählung des Königs sehr fröhlich ergingen, und unterschiedliche Spiele und nicht wenige Bootwettfahrten veranstaltet wurden. Eine ziemlich große Gesellschaft versammelte sich an jenem Abende an dem Ufer der Themse, wo Munterkeit in Aller Herzen zu herrschen schien. Jedoch einige von den Hofleuten, waren nicht besonders gut aufgelegt; der Herzog von Gloucester hatte um Erlaubniß zur Rückkehr nach London gebeten, da er Nachricht von der Ankunft seiner Gesandtschaft aus Frankreich bekommen hatte.

„Bei St. Johann!“ rief der König, nachdem er abgereist war, „das berührt Dich süßes Weib, sehr nahe.

Ich wollte, diese Gesandten wären früh genug gekommen, daß sie noch Deiner Krönung und dem großen Turnier zu Westminster hätten anwohnen können; indeß ein altes sächsisches Sprichwort sagt: „Besser spät, als nie;“ und so sollen denn diese Abgesandten Deines Vaters und Oheims hoch willkommen sein; und mein Oheim von Gloucester wird für so würdige Gäste einen geziemenden Empfang bereiten.“

„Sire,“ sagte die Königin hastig, „Seine Eminenz der Lord Cardinal oder der Herzog von Somerset oder selbst Mylord Suffolk würden besser mit dieser Pflicht betraut. Wenn Ihr mich liebt, Sire, so überlaßt nicht dem Herzog von Gloucester die Anordnung dieser Angelegenheit.“

Ich hörte die Antwort des Königs nicht, aber die auf dem Angesichte der Königin sichtbare Zufriedenheit bezeugte seine Zustimmung. Ihre Wünsche zurückgewiesen sehen und doch zufrieden sein, ist undenkbar bei Ihrer Majestät. Lady Isabel ist keine Freundin der Königin. Sie gewahrt jede Wolke auf ihrer Stirn; und wenn sie auch nur so groß ist wie eine Manneshand, gleich der, die der Prophet in der Zeit der Dürre sah, so deutet sie gleich Ahnungen düsteren Inhaltes heraus. Ich wollte, sie wäre vom Hofe verbannt; aber ihre Freunde sind so mächtig, daß es gefährlich sein würde, die Königin vor ihr zu warnen. Sie wurde zu Eton erzürnt, weil die Königin mich auf dem Spielplatze an ihre Seite gerufen hatte, um einen Maßliebstrauß für die Mütze des kleinen John de la Pole, des jüngsten der auswärtigen Schüler zu winden.

Darauf versammelten sich um den Thron, den man für Ihre Majestäten errichtet hatte, um den Spielen zu-

zuschauen, die Söhne der Edelleute und Ritter, die dem Könige dem Namen nach bekannt waren — der junge Lord Robert de la Hulme, Richard de la Warr, Simon Digby, Edward Beaufort und viele Andere. Die Königin unterhielt sich damit, daß sie ihnen Fragen stellte; sie that dies freilich in einem keineswegs gutem Englisch, welches aber, wenn auch noch so gebrochen, auf ihren Lippen dennoch anmuthig lautete. Sie verhörte dieselben auf folgende Weise. Zu dem Einen sagte sie:

„Zu welcher Stunde steht Ihr auf, Messire?"

„Um fünf Uhr Morgens, Madame, ertönt des Präpositor's ‚Surgite' im Schlafgemach."

Dann zu einem Andern:

„Was für Gebete betet Ihr?"

„Vor Beginn der Hochmesse sagen wir das Gebet des Herrn fünf Male in dem Grabgewölbe oder dem Kloster; und nach jeder Bitte zehn englische Grüße nebst einem Credo zum Bekenntniß des christlichen Glaubens. Jeden Tag beten wir den ganzen Psalter der gebenedeiten Jungfrau."

„Was! fünfzehn Paternoster und einhundert und fünfzig Aves?„

„Ja, Madame, es sei denn, daß wir anstatt dessen das kleine Offizium beten."

„Habt Ihr schon Euere erste Communion gefeiert, Mylord Robert?"

„Nein, Madame, aber am grünen Donnerstage werde ich es thun, wenn es Gott so gefällt, und die Nacht hindurch das heilige Grab bewachen."

Darauf sagte Master Digby:

„Die Scholaren, welche schon zur Communion gewesen sind, sitzen getrennt von den andern an einem besonderen Tische

und bekommen an jenem Tage auf Kosten des Colleges besseres Essen."

„Warum ist das so angeordnet?" fragte die Königin.

„Um jene zu ehren," erwiderte der Knabe lebhaft, „welche der Herr selbst mit seinem Besuche geehrt hat. Es ist ihnen auch erlaubt, auszugehen und in den Feldern zu lustwandeln."

„Wirklich!" sagte die Königin. „Und zu welchem Zwecke?"

„Gewiß damit sie sich mit dem großen Gaste, den sie in ihr Herz empfangen haben, unterreden sollen," war die schnelle Antwort. „Am Ostersonntag Morgen stehen wir früh auf, um den Tag zu begrüßen und die Sonne aufgehen zu sehen."

Darauf sagte die Königin zu dem jungen Beaufort:

„Bist Du ein fleißiger Schüler, Master Eduard?"

„Madame," antwortete der Knabe, ich bin noch niemals an Freitagen wegen Nachlässigkeit im Studium bestraft worden; ich habe dieses Jahr am Allerseelentage den zweiten Preis für lateinische Verse erhalten."

„Wie hieß denn das Thema, bitte?"

„Das Glück der im Glauben an Christum verscheidenden Seelen. Auf das Fest St. Johannes des Täufers machte ich ein Lied und ein Bild, welches mit grünen Zweigen umwunden im Schlafgemach aufgehängt wurde. Master Waynfleet hat es dem Könige gezeigt."

„Könnt Ihr Latein sprechen?"

„Ja, Madame. Denn wenn der König hierhin kommt, spricht er mit allen Knaben, denen er begegnet, Latein, und wenn sie gut antworten, dann legt er ihnen seine Hand auf's Haupt und sagt: ‚Sitis boni pueri, mites et

docibiles, et servi Domini.' Aber ich fürchte, Euere Majestät versteht kein Latein, da Ihr ein Weib seid."

„Nein, nein," rief die Königin lachend; „Antoine de la Salle hat mich nicht so schlecht unterrichtet, daß mir eine gewisse Kenntniß desselben abginge. Aber mir scheint, Euer Leben in Eton geht ganz in Gebeten, Latein und Stäupen auf; denn Ihr erzähltet mir sonst von Nichts Anderem."

„O, wenn es Euerer Majestät um Zeitvertreibe zu thun ist, dann kommt nur an einem heiligen Kreuztage nach Windsor Forest, wohin wir aufs Nüssepflücken gehen; oder am St. Philipp's- und St. Jakobstage, wo wir, wenn das Wetter schön ist, um 4 Uhr aufstehen und ausgehen dürfen, um Maizweige zu suchen, ohne nasse Füße zu bekommen; dann schmücken wir das Haus mit all' den wohlriechenden grünen Kräutern und zieren die Fenster mit schönen Zweigen. Denkt Euch, Madame, vor diesen Spieltagen mußten wir Verse schreiben über die Fruchtbarkeit des Herbstes oder die süße Frühlingszeit des Mai."

„Grammercy für die Nachricht," sagte die Königin lächelnd. „Und wie haltet Ihr denn Fastnacht?"

„O, am Fastnachtsdienstag heftet der Koch an eine alte Krähe einen Pfannkuchen an, was der lustigste Zeitvertreib ist, den man sich nur denken kann; am St. Peterstage giebt es Lustfeuer."

„Werden Euere Majestät am nächsten Fastnachtsdienstage nach Eton kommen?" fragte ein kleiner Knabe. Da lachte die Königin und sagte, sie werde es thun, wenn der König nichts dagegen habe. Seine Majestät hörte diese Unterhaltung mit fröhlichem Gesichte an. Zuletzt rief er einige der älteren Studenten zu den Stufen des Thrones und stellte sie der Königin vor.

„Dies sind die Praepositoren, Madame," sagte er, welche vom Vorsteher beauftragt sind, die Ordnung in der Schule aufrecht zu erhalten. Dies ist Georg Neville."

„Was ist Euer Amt, Sir?" fragte die Königin.

„Ich halte, wenn es Euerer Majestät gefällig ist, Wache im Schlafzimmer."

„Und Du, Anton Woodville?" sagte der König.

„Ich in den Schulstunden," antwortete der Knabe.

„Und Du, John Wedlock?" fragte Seine Majestät einen schönhaarigen Jüngling von fünfzehn Jahren.

„Ich bin moderator aulae, erwiderte er, „und halte Ordnung im Refektorium."

„Und Du, Ralph Butler?"

„Ich beschaue das Gesicht und die Hände jedes Schülers, wie er eintritt, Sire, um zu sehen, ob sie rein sind."

„Ah, ich liebe eine solche Obacht," rief die Königin; „und ich hoffe, Eton College wird stets eine wegen reiner Hände berühmte Schule sein."

„Und reiner Herzen," setzte der König hinzu. Dann rief er einige der Schüler zu sich und sprach freundlich mit ihnen, wie er immer zu thun pflegte; ich habe nämlich oft gehört, daß er, wenn er einem der Studenten in Windsor Castle begegnet, wohin sie zuweilen auf Besuch zu Hofdienern von ihrer Bekanntschaft gehen, und sie ihm ihren Namen sagen, er sie ermahnt, den Pfad der Tugend zu verfolgen und ihnen auch wohl Geld giebt, um sie dazu willfährig zu machen.

Als Ihre Majestäten sich zum Weggehen erhoben, kam mein kleiner Vetter William Paston zu mir und flüsterte mir in's Ohr. Sobald als die Königin das bemerkte, wollte sie ohne Gnaden wissen, was der Knabe von mir begehrt habe.

„Mögen Euere Majestät es nicht übel nehmen,“ sagte ich, „er wünscht, ich möchte ihm doch mit dem nächsten Boote eine Schachtel voll Feigen und Rosinen aus London übersenden und seinen Bruder John, sobald ich ihn sähe, daran erinnern, ihm ja achtzehn Pence zu schicken, damit er sich ein Paar Pantoffeln dafür kaufen könne.“

Die Königin lächelte und sagte, Master Paston sollte von ihr die schönste Schachtel voll Früchte und die herrlichsten Pantoffeln, die man nur in London auftreiben könne, haben, da er ja der Verwandte ihrer süßen Namensgenossin sei; so nannte sie nämlich in ihrer Güte ihre arme Dienerin, welche dieses schreibt.

Die Sonne war am Untergehen, als Ihre Majestäten in ihre Barke stiegen. Der Himmel war dazumal lieblicher, als die Erde; karmoisinrothe Wolken verschönerten den Fluß, der in dem zurückgeworfenen Lichte wie von Feuer strahlte. Der König begann mit der Königin französisch zu sprechen, indem er nicht wußte oder aber nicht daran dachte, daß ich diese Sprache verstand.

„Süßes Herz,“ sagte er, als das Boot auf dem glatten Wasser dahinglitt, „ein Fluß erinnert mich stets an die Reise dieses Lebens nach der See der Ewigkeit. Mich dünkt, unsere vereinte Wanderung nach jenem glückseligen Ziele wird so glücklich sein, wie nur irgend eine andere auf Erden.“

„Ja,“ antwortete die Königin; gegenseitige Liebe und der Besitz eines der größten Throne der Welt versprechen Glück, wenn man es überhaupt vor Erreichung des Paradieses erlangen kann.“

„Ich könnte mit Dir überall, wo ich meine Seele retten und Gottes Willen thun könnte, glücklich sein.“

„Gottes Wille, Sire, ist unzweifelhaft, daß Ihr glücklich und deshalb strenge in diesem Euerem schönen Königreiche herrschen sollt. O, mein bester Gemahl, es ist gut zu beten und zu studiren; es ist gut, heilige Tempel und gelehrte Sitze zu erbauen; für gewöhnliche Leute würde schon die Halbscheid dessen, was Ihr, Sire, bereits vollendet habt, zum Ruhme eines ganzen Lebens hinreichen. Aber der Sohn Heinrich's V. der gekrönte Herrscher von England und Frankreich, darf sich nimmer mit dem Lobe der Geistlichen und der Liebe von Schulknaben zufrieden geben."

„Bei St. John! Süßes Weib! Du wolltest doch nicht den Krieg mit Frankreich erneuert und das neue Band der Einheit, das Du geknüpft hast, wieder zerrissen sehen?"

„Nicht jetzt, Sire, nicht jetzt, wo Euer Schatz erschöpft, Euere Berather uneinig sind; jetzt ist keine Zeit zum Angriffe —"

„Gegen Deinen und meinen Oheim, Marguerite?"

„O, mein Gemahl, das theuerste Band der Verwandtschaft muß vergessen werden, sobald die Wohlfahrt Euerer Unterthanen bedroht ist. Die Königswürde legt eine besondere Verpflichtung auf, welche ähnlich derjenigen ist, von der das Wort Gottes spricht, wenn es denen, die Gott in außerordentlicher Weise beruft, Vater und Mutter, wenn es so sein müsse, zu hassen befiehlt. Eines Königes Salbung ist gleich einem klösterlichen Gelübde, eine feierliche Weihe. Seine Unterthanen sind seine Kinder, seine Größe ist seines Landes Größe. Er muß am Tage des Gerichtes dem allerhöchsten Könige Rechenschaft ablegen, wenn er in irgend Etwas sich seinem hohen Auftrage in pflichtvergessener Weise entzogen hat."

„Gott und St. John weiß, daß ich seit dem Tage, wo in Paris die Krone auf meine glückliche Stirne gesetzt wurde und der heilige Chrisam auf mein Haupt floß, täglich darum gebetet habe, die Pflicht eines Königs zu erfüllen, indem ich Tag für Tag in dieser Beziehung mein Gewissen erforschte. Ich möchte mit Wissen und Willen nicht einem Geschöpfe auf dieser Erde ein Leides anthun, wieviel weniger meinem eigenem Volke?“

„Und doch, süßer König —“

„Und doch was?“

„O, mein Gemahl, seht Ihr nicht, daß Euere ergebensten Freunde, Euer euch mehr denn väterlich gesinnter Lord Cardinal, der gute Lord Suffolk, der edle Sommerset aufgeopfert werden einem —“

„Wem, Marguerite? Ich habe ihnen beständig meine Gunst erwiesen, die sie auch wirklich sehr verdienen.“

„Ach, aber Ihr verbannet nicht aus Euerm Rathe den Herzog von Gloucester, Eueren bittern Feind — und meinen.“

„Deinen! Hat mein Oheim gewagt —“

„O, Sire, er erweist Euerer Gemahlin eine äußerliche Huldigung — er trägt eine Maßliebe auf seiner Brust; aber wenn Blicke jemals erzählen, was die Zunge nicht auszusprechen wagt; wenn schneidende Reden voll von Haß gegen Lord Suffolk wegen seines Antheils an Euerer Majestät Verehelichung; wenn Andern anvertraute Befürchtungen, seine Herrschaft in diesem Reiche werde zu Ende gehen, wenn Euere Majestät die Nichte des König Charles liebe; wenn täglich erneute Verhöhnungen und studirte Beleidigungen gegen den guten Cardinal, die sich seit Kurzem gemehrt, seitdem er meiner armen Person väterliche Güte

erwies, Haß anzeigen, dann ist Mylord Gloucester's Feindschaft gegen mich erwiesen."

„Wenn ich so dächte —" sagte der König, heftig bewegt. „Ich habe Vieles von meinem Oheim Gloucester zu ertragen. In meiner Kindheit verehrte ich in ihm den eingesetzten Wächter über dieses Reich; ich mißfiel ihm in Nichts und studirte gleichsam seine Wünsche. Aber wie die Jahre voranschritten, betrübte mich seine ehrgeizige, weltliche und nicht sehr religiöse Gesinnung oftmals. O, ich habe gelitten, ja geweint über die Ausbrüche seines Hasses gegen den Cardinal, meinen edelsten, gütigsten und liebendsten Vater in Gott. Oftmals bin ich in verflossenen Jahren von dem Einen zu dem Andern gegangen, und habe sie mit Thränen angefleht, sich wieder zu versöhnen und mein Herz nicht durch ihre Entzweiung zu verwunden. Beide wollen mir wohl, wie ich glaube. Wenn aber der Herzog von Gloucester sich als Deinen Feind zeigt —"

„Mein Herr und Gemahl," sagte die Königin, „ich will mich Euerer Leitung unterwerfen. Wenn Euere Majestät wünschen, daß ich den Rathschlägen des Cardinal's taube Ohren und dem Lord Suffolk, der so lange hindurch mein guter Freund gewesen ist, den Rücken zuwende und mich von Mylord Gloucester regieren lasse, dann werde ich Euer Gnaden gehorchen und so möglicher Weise seine Freundschaft erlangen."

„Davor sei St. John!" rief der König hastig. „Der Lord Cardinal und alle diejenigen, welche den Namen Beaufort tragen, sind unsere wahren Freunde. Aber Nichts will ich gegen den Herzog von Gloucester thun, bis man mir bewiesen, daß er treulos ist. Er kann die Schande und die Leiden seines Weibes nicht verzeihen und sein Gemüth ist

seit jenen traurigen Ereignissen finster und mürrisch geworden. Gott vergebe jenen, die so hart gegen die Angeklagte verfuhren, wenn etwas Anderes, als das Gesetz und die Gerechtigkeit sie dazu bewogen. Ich wollte das Halsband St. Georgs und jedes Juwel, das ich noch besitze, hingeben, daß jene Untersuchung nicht stattgefunden hätte und die beiden Mitschuldigen der Herzogin nicht untergegangen wären."

„Wenn sie aber Etwas gegen das Leben Euerer Majestät unternommen, so wurden sie gerecht verdammt."

„Gott weiß es! Ich bete oft für ihre Seelen und ich wollte, meines Oheims Weib wäre niemals in diesem Königreiche der öffentlichen Schande ausgesetzt worden. Indeß wenn sie schuldig war, so war der Urtheilsspruch gerecht; denn selbst königlicher Rang sollte Christen nicht vor öffentlicher Strafe schützen, wenn sie gesündigt haben. Wenn — was Gott verhüte, ich jemals mir ein Vergehen, welches öffentliches Aergerniß gäbe, zu Schulden kommen ließe, so würde ich als Büßender vor den Augen des ganzen Volkes zu St. Paul's Kirche gehen."

„Gott verhüte es!" wiederholte die Königin. Ich fürchte, sie dachte dabei ebensosehr an die Buße, als an die Sünde.

XII.

Wolken drinnen und draußen.

Die Königin kam auf mein Zimmer, wo ich gerade in diesem Buche schrieb; und als ich aufstand, sagte sie:

„Bitte, stehe nicht von deiner guten Beschäftigung auf, in welcher ich Dich mit so großem Gefallen fortfahren sehe. Wenn Du eine treue Chronikschreiberin bist, so wirst Du niederschreiben, daß dieses Jahr das glücklichste ist, das ich jemals erlebt habe — St. John sei großer Dank dafür, wie mein theuerer König sagen würde. Hast Du den Tag beschrieben, an welchem wir zum ersten Male nach Eton gingen?"

„Ja, Madame."

„Und hast Du der Aufnahme der französischen Gesandten am sechszehnten July Erwähnung gethan und daß der König Monsieur de Presigny erzählte, daß er sie nicht für Fremde halte, in Anbetracht dessen, daß sie zum Haushalte seines Oheims von Frankreich, den er von allen Menschen in der Welt nächst mir seinem Weibe am meisten liebe, gehörten, und daß er die Fortdauer des Friedens mehr als Alles Andere wünsche; und daß sie alle ‚Amen' sagten?"

„Ja, Madame; und ebenfalls habe ich berichtet, wie der König auf einem hohen Prachtsessel, der mit einem himmelblauen Teppich überdeckt war, in ein langes, goldverbrämtes Gewand gekleidet, saß."

„O ich beschwöre Dich, gute Meg," sagte die Königin lächelnd, „ja diese Einzelheiten aufzuzeichnen. Ich zweifle nicht daran, daß Du die goldenen Damastvorhänge, die der Cardinal neulich für mein Prachtzimmer in seinem Hause zu Waltham Forest gekauft hat, und die mannigfaltigen kostbaren Geräthe meiner Wohnungen zu Eltham und Kew und Windsor, vom Tower und diesem Palast zu Westminster nicht zu sprechen, unübertrefflich gut beschrieben hast; aber ich wünsche oftmals, wir hätten eine weniger prächtige Wohnung und dafür mehr Gold in unserem Staatsschatze; denn William Clive, der Werkführer, sagt, er habe kein Geld den armen Arbeitern ihren wöchentlichen Lohn zu bezahlen und müsse mit der äußersten Noth und Schwierigkeit kämpfen, um sie zu unterhalten. Wenn der Lord Cardinal nicht so freigebig wäre, so wäre der König in der größten Verlegenheit gewesen und würde es noch sein. Doch Gott sei gelobt, Seine Eminenz ist eben so gütig, wie reich."

„Ach Madame," sagte ich, „seine Reichthümer wirft er oftmals seinen Freunden gleichsam in den Mund, als ob es für einen Prälaten ungeziemend sei, so große Güter zu besitzen."

Die Königin erwiderte:

„Dieser große und gute Mann ist die am ungerechtesten beurtheilte Person von der Welt; denn, ich bitte Euch, giebt er denn seinen Reichthum für sich selbst aus? Ist nicht sein Essen und sein Lager das eines armen Mannes, inmitten seines Glanzes? Versagt er jemals den Armen ein Almosen? Schmückt er nicht Kirchen und stiftet er nicht Klöster von seinem Reichthume? Steht er nicht dem Könige in seinen Bedrängnissen mit fürstlicher Freigebigkeit bei? Wenn er nicht Gold aufgehäuft hätte, wo, ich

bitte Euch, hätten wir dann die Mittel finden können, die Ehre der Krone zu wahren, treue Dienste zu belohnen, armen Dienern Gehälter auszusetzen? Ach die gierigen Geier, die selbstsüchtigen Verschwender! des Königs falsche Freunde verleumden diesen unsern gelibtesten Freund und Oheim: sie wollten nämlich nur zu gern selbst das erraffen, was er nur für seinen König, für die Armen, für die Kirche in Verwaltung genommen hat! Der Herzog von Gloucester sähe den König gern in Armuth; denn dann hätte er unumschränkter an seiner Statt herrschen und seine Gutmüthigkeit rücksichtloser und tyrannischer ausbeuten können. Ich kann keine Nachsicht mit jenem Herzoge haben. Jeder Tag lehrt mich deutlicher seine alte Feindschaft gegen den Lord Cardinal und seine gegenwärtige gegen mich kennen. Er buhlt um die Zuneigung der Unterthanen des Königs; er hat einen dem innersten Wesen des Königs widersprechenden Charakter. Er schwärzt mich durch Verläumdungen bei Andern an. Mein Glück übersteigt meine Hoffnungen, denn wann war ein Weib jemals glückseliger durch ihres Gatten Liebe, oder eine Königin von ihrem Gefährten höher geachtet, als ich, oder mit größeren Freuden gesegnet? Aber das Gerüste meiner Freuden würde bald wanken und fallen, wenn es nach dem Willen des Herzog's ginge. Er brennt vor Haß darüber, daß Eine von meinem Alter seine List zu Schanden macht, seine Vorsätze vereitelt und seinen Stolz demüthigt. Aber keinen Zoll breit werde ich ihm weichen; und seine freche Seele soll den Lord Cardinal im Staube kriechend um Verzeihung anflehen, bevor noch dieses Jahr zu Ende geht. Lady Suffolk und ich erklären oftmals, das werde der glücklichste Tag unseres Lebens sein."

„Madame und theuere Herrin," sagte ich, die Wahr=

heit zu sagen, so wollte ich Euch gern beschwören, das Uebermaß Euerer Aufgeregtheit gegen den Herzog von Gloucester, zu mäßigen. Gott weiß es, Niemand aus meiner Verwandtschaft liebt den Herzog; aber er ist mächtig, — ein Günstling des Volkes."

„Deshalb gerade hasse ich ihn," rief die Königin. „O, meint Ihr, liebe Meg, ich durchschauete nicht seine List und die hintertückische Weise, mit der er den König beiseite schiebt? Während mein Gemahl Heinrich betet und liest oder sein kleines Königreich von Schülern zu Eton regiert, reitet der Herzog mit kriegerischem Aussehen und stolzem Benehmen, woran eben das gemeine Volk seine Freude hat, durch London, und der Ruf: ‚Lang lebe der Herzog von Gloucester!' wiederhallt in den Straßen und verpestet die Luft, die ich athme, denn ich verabscheue schon seinen Namen."

„Kein Herrscher wird mehr geliebt," sagte ich, „als der König."

„Ich weiß es," erwiderte die Königin. „Und wer hätte mehr Anrecht auf Liebe, als er? Meint Ihr, ich verehre seine heiligen Tugenden nicht? Ja, um so ehrerbietiger, sollte ich meinen, je entgegengesetzter sie meiner ungestümen Natur sind. Himmel! giebt es hier auf Erden eine heiligere Seele, einen gottesfürchtigeren Fürsten, als König Heinrich? Jene, denen seine Seele ein offenes Buch gewesen ist seit den Tagen seiner Kindheit, bestätigen es, daß niemals eine schwere Sünde sein Gewissen befleckt habe. Gleich einem reinen See, der keine Schatten zurückwirft, bleibt seine Seele makellos inmitten böser Beispiele; nie entflieht ein sündhaftes Wort seinen Lippen. Und doch ist es wahr, was der Cardinal, als wir uns zuletzt zu Waltham Forest allein unterredeten, mir sagte:

‚Liebe Nichte! Euer Gatte besitzt die Tugenden eines Heiligen, und beinahe die Reinheit eines Engels; doch die Klugheit, welche gerade in diesen verwirrungsreichen Zeiten so Noth thut, fehlt ihm gänzlich. An Euch, der Gott in der Hülle eines Weibes männlichen Verstand gegeben hat, ist es, diesen Mangel auszufüllen und diese heilige Seele vor den Gefahren zu schützen, die ihre himmlische Milde rings um Euch heraufbeschwört. Seid Ihr auf der stürmischen See, auf der Ihr jetzt segelt, fortan der Pilot und haltet in Euerer jungen Hand das Steuer, welches meine altersschwache fahren lassen muß.‘

Das ist ein feierlicher Auftrag — das Schicksal, die Regierung, der Ruhm des Königs sind mir, der Unerfahrenen anvertraut! Ich müßte verzweifeln, wenn ich nicht ergebene Freunde und Rathgeber besäße, welche die Welt besser kennen, als es einer von meinem Geschlechte und von meinen Jahren möglich ist. Indeß Somerset, Suffolk und Shrewsbury besitzen Klugheit und Muth genug, um den langen Kampf des Cardinals gegen den Herzog von Gloucester fortzusetzen, und selbst in dem Falle, daß der Herzog von York und der junge Earl von Warwick auf seine Seite träten.“

Dann verließ mich die Königin, und ich dachte sorgenvoll über ihre Worte nach; denn ich fürchte, der Lord Cardinal wird nicht mehr an den Hof kommen, und auch wahrscheinlich nicht lange mehr leben — wenigstens ist das die allgemein verbreitete Meinung. Er hat sich in seinem Palast zu Wolseley eingeschlossen und sich ganz den Uebungen der Frömmigkeit ergeben, um sich auf den Tod vorzubereiten. Wenn er aus diesem Leben scheidet, ach! wer soll dann der Königin mit Rath und That zur Seite stehen? —

Ich habe von Jeanne de Kersabiec, welche zu Havering Bower meine Bettgenossin war, einen Brief bekommen, dessen Inhalt mich nicht wenig bestürzt gemacht hat. Nach dem Tode der Königin Johanna, unserer Herrin, kehrte sie nach der Bretagne zurück und kam dort in das Haus ihrer Nichte, der Madame Catherine de Rohan, Gattin des Messire Jacques de Dinant, des reichsten Edelmannes der ganzen Provinz. Sie schreibt mir öfters, denn die Abwesenheit hat keineswegs eine Zuneigung vermindert, welche in unserm Mädchenalter begann, als wir noch Gespielen des Monseigneur Gilles waren. Ich weiß nicht, wer von uns ihn am meisten liebte. Als er ungefähr zehn Jahre alt war, pflegte er über meine englische Gesetztheit und ihre französische Lebhaftigkeit zu lachen und mich „Jean qui pleure“ und sie „Jean qui rit“ zu nennen. Als er etwas älter war, verglich er Jeanne mit einem sonnigen Tage und mich mit einer monderleuchteten Nacht. Ich meine aber, wir beide glichen eher zwei kleinen Planeten, die sich um eine Sonne drehen; denn da wir keine Brüder hatten, so beschränkte sich die Zuneigung, welche junge Mädchen sonst in der Kindheit gegen nahe Verwandte und vertraute Bekannte zu empfinden pflegen, bei uns ganz auf den jungen Prinzen. Wenn wir allein waren, so war Monseigneur Gilles der einzige Gegenstand unserer Unterhaltung. Wir lernten, wenn er nach Havering Bower kam, ihm zu Gefallen kleine Lieder. Wir schmückten sein Zimmer mit wohlriechenden Kräutern und auf der Flur streuten wir Thymian und Lavendel auf die Binsen. Wenn er auf die Falkenbeize ging, dann ritt Jeanne mit ihm aus, und ich saß neben ihm, wenn er seine Lektionen lernte. Wenn er gezüchtigt wurde, weinten wir beide und boten uns an seiner Statt

an. Wir liebten uns einander um so mehr, weil wir beide ihn so sehr liebten. Als er späterhin in Windsor beim Könige wohnte, war es für Jeanne und mich die größte Freude auf Erden, nur seinen Namen zu hören oder geschrieben zu sehen. Wenn Eine von uns in London war und ihn nur über die Straße reiten sah, dann schrieb sie sogleich an die Andere, wie er gekleidet war, wie sein Roß aussah und was für Gedenkzeichen er trug; das lieferte uns Unterhaltung genug für ganze Wochen. Kurz vor dem Tode seiner Großmutter kam er nach Havering Bower, und das war das letzte Mal, wo wir drei zusammen waren, die wir so lange Spielkameraden und Freunde gewesen. Es war im September und sehr warm für die Jahreszeit; zu warm, meinte Monseigneur, zu heiß; aber ich wußte wol, das war nur ein Vorwand, da er am liebsten im Garten im Schatten saß und plauderte. Dies erinnere ihn, sagte er, an vergangene schöne Tage und „Gott weiß,“ setzte er hinzu, „ob wir uns in England jemals wiedersehen werden.“ Er nahm seine Mütze ab und ich heftete ein Jasminsträußlein daran, was ihm Veranlassung gab, über die Blumen und ihre Bedeutung zu sprechen. Poesie war immer seine Freude, und wenn er Verse aufsagte, so verlieh seine Stimme den unbedeutendsten Versen musikalischen Klang. Er bat Jeanne, mit ihm eines jener Noël's zu singen, welche die Bauern in der Bretagne am Christabend herumwandernd singen. Dieses Lied hat eine traurige Melodie, die aber das Ohr sonderbar ergötzt. Sie hatten es von ihren Ammen gelernt; in ihren alten Jahren verlangte die Königin Johanna oft es zu hören. Als Jeanne den letzten Vers beendigt hatte, und ihre vereinten Stimmen in der verhallenden Endnote verklangen, seufzte sie auf und er sagte:

„Ach, Jeanne! Ihr seid heute nicht Jean qui rit.“

Darüber lachte sie, aber Ihr Lachen endigte in Thränen; nur verhüllte sie ihr Angesicht in ihr Tuch, damit er nicht sehen sollte, daß sie weinte. Hernach stritten wir oft darüber, wer von uns die meiste Aussicht hätte, den Monseigneur Gilles oftmals wiederzusehen.

„Ganz gewiß Ihr,“ sagte Jeanne; „denn wenn die Königin stirbt und ich zu meinem Vetter Dinant gehe, dann sollt Ihr selbst urtheilen, wie viele Aussicht ich haben werde, den Prinzen wiederzusehen.“

„Nun,“ antwortete ich, „Ihr werdet ihm an dem Hofe des Herzogs, wohin er eines Tages zurückkehren muß, wiederbegegnen, und dann werdet Ihr zusammen über England und die arme Margaret de Roos sprechen.“

Meine Vorhersagung wird noch wohl eintreffen; denn Jeanne steht in so großer Gunst bei der Madame de Dinant, daß sie sich keinen einzigen Tag, wenn es nur eben geht, von ihr trennt, und sie oft mit nach Vannes und in diesem Jahre sogar mit nach Guincamp, dem Schlosse des Monseigneur Pierre de Bretagne und der Madame Françoise d'Amboise, seiner Gemahlin, genommen hat. Folgenden Brief, den ich jetzt hier mittheilen werde, hat sie theilweise an letzterem Orte geschrieben.

Mademoiselle Jeanne de Kersabiec an die Lady Margaret de Roos.

„Schloß Guincamp, 1446.

Liebe Margaret!

Ein Kaufmann aus Vannes, der nach Cherbourg geht, will diesen Brief einem Schiffsherrn überbringen, welcher ihn dann nach London senden wird. Innigst geliebte

Freundin, von allen irdischen Geschöpfen liebe ich Euch am meisten; und der Verkehr mit Euch ist seit unserer schmerzlichen Trennung vor sieben Jahren nach dem stillen und kummervollen Ende der langwierigen und schweren Krankheit der Königin meine süßeste Freude. Ach, wie wahr schildert ihre Grabschrift sie als die Freude Eueres Landes und den Glanz des unsrigen! Aber ich will jetzt nicht von den Todten, sondern von den Lebenden sprechen. Mein Herz kehrt oft nach England zurück; jedoch habe ich hier, wie Ihr wohl denken könnt, neue Freundschaften angeknüpft, welche mit den früheren durch tausend Bande verknüpft sind. Sehr theuer ist mir die kleine Françoise, mein besonderer Pflegling und meine tägliche Sorge. Sie ist das anmuthigste Geschöpf von der Welt; wenn sie auf den Knieen ihrer Pathin, der Madame Françoise d'Amboise sitzt, dann solltet Ihr meinen, Ihr sähet St. Anna mit der gebenedeiten St. Marie auf ihrem Schooße.

Welch ein süßer und angenehmer Aufenthalt ist dieses Schloß Guincamp, und welch seltene Beispiele der Tugend hat man hier stets vor Augen! Die Andacht schließt nicht die Freude, noch auch die Frömmigkeit anständige Erholungen aus. Eine edle Gesellschaft von Rittern und Damen versammelt sich hier jeden Tag aus den Angesehensten in der ganzen Nachbarschaft. Während Monseigneur Pierre und seine Gefährten schießen und jagen, sitzt Madame Françoise bei ihren Frauen und Töchtern und spinnt feine Wolle und verfertigt Kleider für die Armen; und auch nicht ein einziges muthwilliges oder boshaftes Wort läßt sich in ihrer Gegenwart hören. Wenn dann die Sonne am Untergehen ist, und die Zeit der Rückkehr ihres Gatten herannaht, geht die edle Dame zur Porte de Rennes und er-

wartet dort seine Ankunft auf einer steinernen Bank unter dem Thurmwalle. Dieser Sitz ist gleichsam ihr Audienzzimmer. Hierhin eilen Reiche und Arme, Edle, Handwerker und Leibeigene — Alle, welche Hülfe, Rath oder Trost bedürfen und sich nach ihren gütigen Worten und ihrer liebreichen Barmherzigkeit sehnen. Die frommen Handlungen der Prinzessin sind so zahlreich, daß es mir an Zeit fehlen würde, wollte ich sie alle aufzählen. Die gute Herzogin Jeanne hinterließ ihr nach ihrem Tode Nichts, als nur den aus Holz verfertigten Rosenkranz des heiligen Mannes Vincent Ferrer. Dieses Erbstück hat in ihren Händen schon so reichliches Gedeihen gebracht, daß Viele sie, so jung wie sie ist, schon für eine Heilige halten.“

Dinant, 5. Februar.

Diesen Brief, den ich vor drei Tagen an meine inniggeliebte Freundin zu schreiben begonnen, setze ich nun in großer Sorge und schmerzlichem Kummer weiter fort. Ach! Gott, Unser Herr hat zugelassen, daß eine große Betrübniß meine arme Nichte, Madame Catherine überkam. Sie hat Nachricht erhalten von einer, wie zu befürchten steht, tödtlichen Krankheit des Messire Jacques, ihres Gatten. Sie ist ganz unfähig, dieses große und unvorgesehene Wehe zu ertragen; sie besaß ja niemals viel Verstand oder Muth. Sie kehrte, fast außer sich vor Schmerz nach Dinant zurück. Den ganzen Weg bejammerte sie zu Pferde laut ihr hartes Loos, und ihre Thränen rannen wie ein reichlicher Regen ihre Wangen hinab. ‚Weh' mir,‘ rief sie in einem fort, ‚was soll aus mir unglücklicher Wittwe noch werden?‘ und unter Zeichen großen Kummers zerraufte sie ihr Haar

und schalt ihre kleine Tochter aus, wenn sie den ganzen Tag über nur ein Wort sagte. —

Es ist zu Ende. Messire Jacques ist todt. Gott gebe seiner Seele die Ruhe! und vom Paradiese, wohin er bald emporsteigen wird, möge er über sein Kind, welches jetzt zu meiner Seite schlummert, wachen! Ach, armes unwissendes Fräulein, du bist jetzt das reichste Mädchen in der ganzen Bretagne und vielleicht auch in ganz Frankreich. Keine Königstochter lebt jetzt, die ihrem Gatten so viele Städte und Länder und Schätze zubringen wird. Liebe Margaret, dies veranlaßt mich, Deine Hülfe in einer wichtigen Sache in Anspruch zu nehmen, in der Klugheit sehr noth thut. Meine Nichte ist ganz verstört durch die Furcht vor einem Ereignisse, welches ihr den größten Kummer und den Häusern Dinant und Rohan Schande bringen würde. Ich habe schon früher in einigen Briefen von dem Günstlinge des Herzoges, dem jungen Arthur von Montauban gesprochen, den Niemand auf der ganzen Welt an abgefeimter Schlauheit und verzweifelter Bosheit übertrifft. Seine Gier nach Reichthum kennt keine Gränzen; und ich fürchte, sein Einfluß auf seinen Herrn ist unbeschränkt. Wenn dieser Habicht auf unsere Taube niederstoßen sollte, — und daß er mit böser Absicht über ihrem Neste schwebt, ist zu klar —, so möge Gott sie beschirmen; denn nur Seine Macht könnte sie vor seinen Krallen bewahren. Nur eine menschliche Hülfe vermag ich zu sehen. Wenn ein edler Adler ihm den Weg verlegt und diese unschuldige Beute errettet, dann könnte der Erzbetrüger noch übermeistert werden. Monseigneur Pierre sprach noch einige Tage vor seinem Tode mit Messire Jacques über die schlechte Behandlung, die unser Monseigneur Gilles von seinem Bruder,

dem Herzoge, erfuhr. Das ärmliche ihm hinterlassene Erbtheil, die Domainen von Ingrande und Chantocé, machte ihm der König von Frankreich streitig. Er ist zwar der ärmste Prinz in Europa, müßte aber, wenn es nach der Gerechtigkeit erginge, einer der reichsten sein. Monseigneur Pierre sähe es sehr gerne, wenn er seine Umstände durch eine Heirath oder sonst auf eine erlaubte Weise verbesserte. Messire Pierre bot sofort dem Prinzen für seinen Bruder die Hand seiner Tochter an, wofür ihm jener in erkenntlichen Worten dankte und ihm wiederholt versicherte, daß keine Heirath seinem Weibe und ihm angenehmer sein könnte, als gerade die vorgeschlagene, und daß er die Sache beim Herzog näher anregen wolle. Seit ihres Gatten Tode hat meine Nichte ins Geheim hierüber an den Prinzen Pierre geschrieben. In seiner Antwort sagt er, er sei dieser Heirath noch immer so geneigt, wie früher; indeß habe er aus einigen Worten seines Bruders, des Herzogs Francis, abgenommen, daß dieser ganz gegen dieselbe sei. Das ist aber unglaublich, es sei denn, daß die Kniffe seines Günstlings ihn feindselig gegen seinen Bruder gestimmt haben. Wenn Monseigneur Gilles nur hier wäre, dann würden sie ihn, wie ich glaube, ganz sicher liebgewinnen, selbst auch der Constable de Richemont. Wenn Du, liebe Margaret, durch die Königin von England oder durch directen Briefwechsel mit dem Prinzen selbst, ihn bewegen kannst, ohne Aufschub hierher zu kommen, so wäre Aussicht auf einen glücklichen Ausgang da. Denn in seiner Abwesenheit kann nichts ausgerichtet werden. Die edelste Liebe auf Erden ist diejenige, die ihre eigenen Wünsche und eigenen Freuden vergißt und sich allein um die Ehre und das Glück des Gegenstandes ihrer Zuneigung bekümmert. Ich bewahrte

zuweilen die Früchte, die auf meinen Antheil fielen, auf und legte sie auf grünen Blättern in seine Lieblingslaube, um ihm damit eine Freude zu bereiten. Und Du schriebst oftmals für ihn die Lektionen, die er eigentlich selbst des Abends abschreiben mußte, wenn er von der Jagd zurückkam und keine Lust hatte, sich selbst dabei anzustrengen. Jetzt, wo jene Zeiten vorbei sind, sind andere Beweise selbstverläugnender Zuneigung erforderlich. Das schöne kleine Mädchen, welches ich in schönen Kenntnissen und feinem Benehmen unterrichte, soll mit Gottes Willen einst sein Weib werden und seiner Liebe sich erfreuen. Wenn er durch Deine Vermittlung von dem ihn erwartenden Glücke benachrichtigt wird und kühn und schnell entschlossen ist, dann kannst Du vielleicht seine angenehme Gesellschaft wol verlieren; doch wie theurer wird Dir nicht der Gedanke sein, ihn glücklich zu wissen und das theilweise durch Deine Hülfe! Bewirke also, daß er die Sache nicht aufschiebt. Möge er nicht aus Liebe zu seinen englischen Freunden die schöne Gelegenheit versäumen! Madame de Dinant ist leidenschaftlich für diese Verbindung; aber sie ist höchst furchtsam und feige; und wenn Arthur von Montauban Zeit erlangt, seine Pläne reifen zu lassen, dann möge Gott ihr und der kleinen Françoise gnaden! —

Deine unterthänige und liebende Freundin
„Jeanne de Kersabiec.“

Mein Gott! Mein Gott! ist meine Liebe selbstsüchtig oder bedrückt eine düstere Ahnung meine Seele? Ich wollte, dieser Brief wäre niemals in meine Hände gekommen. —

XIII.

Françoise de Dinant.

Am Abend traf ich Monseigneur Gilles im Gesellschaftszimmer der Königin. (Vetter können sich einander nicht mehr lieben, als der König Heinrich und dieser Prinz, obgleich sie an Charakter sehr verschieden sind.) Sobald er gehört, was Jeanne an mich geschrieben hatte, war sein Entschluß gefaßt; er wollte sogleich nach Dinant gehen.

Einige Zeit vorher hatte ich schon bemerkt, daß die Sehnsucht, nach der Bretagne zurückzukehren, ihn verzehrte. Die Ungerechtigkeit seines Bruders, der sich weigerte, ihm die Verluste, welche er durch das unehrenhafte Benehmen des Königes von Frankreich erlitten hatte, zu ersetzen und ihn ohne alle Erbschaft ließ, vergrößerte jene Sehnsucht nur. Er wußte nämlich, daß sein Oheim, der tapfere Arthur de Richemont, ihn zärtlich liebte, und daß das Volk mit nicht geringer Zuneigung an ihm hing.

„Zu lange, zu lange,“ sagte er, „bin ich abwesend gewesen. Mein Bruder würde mir Gerechtigkeit haben angedeihen lassen, wenn ich nur Rücksprache mit ihm hätte nehmen können. Was Arthur de Montauban anbetrifft, so ist er ein Schurke, den jeder tugendhafte Mensch verabscheuen muß. Gott weiß, daß nicht allein die Feindschaft, die er

gegen mich zur Schau trägt, mich zum Auftreten gegen ihn antreibt. Von seiner Kindheit an war er wie ein böser Geist dem Herzog zur Seite. Seine Mutter war eine Visconti; von ihr hat er den verschmitzten, lügnerischen und verführerischen Charakter jener Familie geerbt. Francis beging nie einen Fehler, ohne daß dieser Gefährte seiner Kindheit demselben seinen Beifall spendete. Niemals hegte er eine tugendhafte Absicht, ohne daß er sie mit höllischer List in ihrer Knospe zerstörte. Mit dem Angesichte eines Engels hat er die Laster eines Dämon's; und seit die Herzogskrone auf seines Herrn Haupt ruht, hat er ihn mit seinen eigenen Creaturen als Gefährten umgeben. Er flößt ihm Gift ins Gemüth gegen seine eigenen Verwandten und hauptsächlich gegen mich. Das Gift ist so versteckt, daß es nur in seinen Wirkungen sichtbar ist. Vergnügungen zu ersinnen, besitzt er eine wunderbare Gewandtheit; Frömmigkeit verspottet er. Der Hof zu Vannes, einst der andächtigste in ganz Europa, wird jeden Tag ausgelassener. Der Herzog selbst sinkt bei seinem gottesfürchtigen Volke, das an Treue und Ritterlichkeit seines Gleichen nicht hat, in immer tiefere Verachtung. Die Botschaft von meiner lieben Demoiselle Jeanne befestigt mich in meinem Vorsatze, nach der Bretagne zurückzukehren. Die neue Hoffnung, die sie mir macht, will ich nicht durch schädlichen Aufschub zernichten. Das schnellste Roß, das mich zur Küste tragen und das bestsegelnde Fahrzeug, das mich über die See fahren kann, sollen nun meine besten Helfer sein. Ich wollte, ich könnte in Dinant sein, bevor der Herzog oder sein Günstling Etwas von meiner Hinreise erführen. Du wirst doch für mich beten, süße Marguerite?"

„Ja, Monseigneur," erwiderte ich. Und dann, aus

Furcht er möchte aufstehen, denn ich wußte, daß ich ihn niemals nach jenem Abende wiedersehen sollte, setzte ich hinzu:

„Möge Gott Euere Bewerbung segnen und Euch in Zukunft alles Glück verleihen!“ Er antwortete eher auf meine Gedanken, als auf meine Worte, da er sagte:

„Catherine de Rohan, ihre Mutter, steht im Rufe größerer Schönheit, denn irgend eine andere Dame in der Bretagne, und ist gleichfalls wegen ihrer Tugendhaftigkeit berühmt; Messire Jaques de Dinant war der tapferste und ehrenhafteste Ritter in der ganzen Provinz, ausgenommen meinen Oheim, den Connétable.“

„Ihr werdet es sehen, Jeanne,“ sagte ich; heimlich wünschend, ich möchte selbst Jeanne sein, da sie nun den Anblick dessen genießen sollte, den meine Augen nie wiedersehen sollten.

„Die liebe Jeanne,“ antwortete er. „Unsere liebliche Jeanne qui rit. Bei St. Anna, Madame Marguerite, sie waren doch glücklich die Tage zu Havering Bower, ich werde sie niemals vergessen. Ihr und Jeanne seid meine lieben Freundinnen. Ach, weinet nicht, Marguerite.“

„Marguerite qui pleure war mein Name,“ sagte ich, indem ich durch meine Thränen zu lächeln versuchte.

„Bitte, weine nicht,“ wiederholte er freundlich.

„Je n'en peux mais,“ entgegnete ich, wie er uns in unsern kindischen Spielen zu thun gelehrt hatte.

Dann küßte er meine Hand und sagte:

„Adieu Marguerite.“

An jenem Abende nahm er Abschied vom König und der Königin, welche sich mit der größten Betrübniß von ihm trennten. Aber welche Betrübniß war gleich der meinigen?

Monseigneur erzählte mir einmal, die Herzogin, seine Mutter, habe, als er gerade im Begriff war, auf die Welt zu kommen, dem heiligen Manne Vincent Ferrer gesagt:

„Ich ersuche Ew. Ehrwürden, zu beten, daß dies mein Kind bis zu seiner Taufe leben möge.“

Darauf machte der gute Heilige (denn für einen solchen wurde er gehalten) das Zeichen des Kreuzes über sie und antwortete:

„Sei zufrieden, meine Tochter. Das Kind soll bis zu seiner Taufe leben und zudem noch einst ein Märtyrer werden.“

Ach, diese Prophezeihung ängstigt mich. Er setzte hinzu, seine Mutter habe ihn hieran während seiner Kindheit erinnert, so oft sich seine leidenschaftliche und heftige Natur gezeigt habe.

„Ach, lieber Sohn,“ pflegte sie zu sagen, „ich glaube, daß Du nach vieler Trübsal den Himmel erreichen wirst, wenn Gott Dir das noch gewährt. So werden sich des heiligen Mannes Worte erfüllen.“

Die Tage vergingen, und jeder, der ohne Nachricht über seine Ankunft zu Dinant zu bringen, schwand, kam mir lang und drückend vor. Endlich erhielt ich von Jeanne durch dieselbe Hand wie zuvor einen Brief. Folgendes war sein Inhalt:

„Meine innigst geliebte Freundin!

Was sich ereignet hat, ist so sonderbar und so unerwartet, es gibt Raum zu großen Befürchtungen und zu großen Hoffnungen, Zweifeln und einer von Unruhe gestörten Zufriedenheit, daß ich schwerlich die verschiedenen Gefühle die mich bestürmten, beschreiben, noch auch in meinem

eigenen Dafürhalten bestimmen kann, welches augenblicklich in mir vorherrscht. Das, was ich am meisten ersehnte, hat sich erfüllt, aber in einer solchen Weise, wie ich es wirklich nicht gewünscht hätte. Was geschehen ist, kann ich nicht ungeschehen machen wollen; und doch wollte ich gern, es wäre nimmer geschehen. Ich freue mich und bebe doch; ich bin bekümmert und doch fröhlich. Doch ich will Dich nicht länger hinhalten, sondern Dir einfach und so kurz als möglich die Ereignisse der letzten Tage, welche in mir diese mannigfaltigen und entgegengesetzten Empfindungen erregt, erzählen.

Am verflossenen Donnerstage ließ mich Frau Catherine rufen, was sie öfters im Tage thut, und immer dann, wenn irgend Etwas sie ungewöhnlich beunruhigt. Niemand kann mehr als sie von Andern abhängig sein — sie ist eine wahre Windfahne von Veränderlichkeit und doch bisweilen hartnäckig in ihren Wünschen. Ich traf sie höchst beunruhigt durch einen Brief, den sie von dem Herzog der Bretagne erhalten hatte und der die Hoffnung aussprach — bei einem Herrscher lautet sie bekanntlich wie ein Befehl — sie werde die Hand ihrer Tochter bereitwillig dem Grafen Athur de Montauban, dem ehrenwerthesten der Männer und treuesten aller Unterthanen, gewähren; und diese Verheirathung des einzigen Kindes seines sehr geliebten Messire Jacques de Dinant mit einem, den er gleichfalls für einen seiner liebsten Freunde halte, werde ihm so große Freude verursachen, daß Nichts die Gunst, die er dem Grafen und seiner jungen Gemahlin erweisen wolle, übertreffen solle. Er schrieb noch mehreres von der Art.

„Jeanne, was soll ich thun," fragte mich Madame

Catherine. „Ihr seht, der Herzog dringt ganz entschlossen auf die Heirath. Ich werde sterben, wenn Françoise diesen Mann, den ihr Vater mehr denn irgend Jemanden sonst auf der Welt haßte, heirathen muß; aber was soll ich thun, wenn der Herzog und er entschlossen sind, ihr Vorhaben durchzusetzen?“

Darauf begann sie zu weinen und jammervoll die Hände zu ringen. Der Anblick heftiger Schmerzensausbrüche bewegt mich nicht wie Andere zum Mitleid. Uebergroße Weichheit bei Andern verhärtet mein Gemüth, und das Uebermaß fremder Leidenschaft läßt mich kalt; die Jammerklagen meiner Nichte, mögen sie auch noch so begründet sein, erwecken in mir – ich flehe um Verzeihung dafür! — einen größeren Widerwillen gegen ihre Thorheit, als Mitleid mit ihrem Kummer. Diese Lieblosigkeit ist, wie ich weiß, sehr böse; aber es gibt Leute, die geschaffen zu sein scheinen, um Andere zu dieser Sünde zu versuchen; und wenn das der Zweck war, weßwegen Madame de Rohan auf die Welt kam, so hat sie ihre Bestimmung, so weit dieselbe auf mich Bezug hat, sehr gut erfüllt.

Als sie eine Zeitlang gejammert und geschrieen, sie sei die elendeste Frau von der ganzen Welt, und mich oftmals gefragt hatte, was sie thun solle, ohne je auf meine Antwort zu hören, da sagte ich endlich in jener entschiedenen Weise, welche sich Aufmerksamkeit erzwingt:

„Madame, Ihr müßt Euch muthiger benehmen: rufet den Connétable de Richemont zu Hülfe; berathschlagt Euch mit Monseigneur Pierre und seiner heiligen Gefährtin. Wenn es so sein muß, dann appellirt an die Stände der Bretagne und an den König von Frankreich; aber gebet nimmer auch nur einen Zoll breit nach in einer Sache, in

der es sich um das Wohl Eures Kindes und um Eure Ehre handelt.“

Aber ach, alles Blasen in der Welt vermag so wenig feuchtem Holze einen Funken, als alles Aufrütteln einer furchtsamen Seele einen Aufschwung des Muthes zu entlocken. Ich will lieber mit schlechten als mit muthlosen und feigen Menschen zu thun haben. Catherine de Rohan's Vorzüge sind gleich dem Weizen, der auf dem Felsen wächst; sie sehen schön aus für eine Weile, entbehren aber der Tiefe des Bodens, welche allein Ausdauer verleiht, wenn der Sturm der Versuchung aufsteigt. Sie will gern bemitleidet sein. Sie muß immer geliebkost werden. Ihre blauen Augen flehen um Erbarmen — die Thränen rinnen ihr ja so anmuthig ihre Wangen hinab. Sie war ein schöner und nutzloser Zierrath im Hause eines braven Mannes; aber welchen Halt kann sie dem Hause gewähren, da nun die Stütze desselben gefallen ist?

Der Nachgiebigkeit abgeneigt, aber zu furchtsam, um dem Herzog entgegen zu treten, verbrachte sie zwei Tage in nutzlosen Klagen; am dritten legte man ihr das Papier vor und sie hielt die Feder nachdenklich, noch unentschlossen, was sie hinschreiben sollte, obgleich sie den Boten des Herzogs zwei ganze Tage und Nächte hatte warten lassen! Dann sagte sie, sie wolle selbst nach Vannes gehen, um ihn zu sprechen; ihre Thränen würden ihn gewiß bewegen, von seiner Forderung abzustehen.

„Ja,“ entgegnete ich etwas erzürnt, denn ich wußte, was das Ende davon sein würde, wenn sie hinginge — „Ja, gehet hin und sprecht nur mit ihm. Am anderen Morgen wird dann Françoise jenem Bösewicht, den Mes-

sire Jaques erschlagen habe würde, wenn er es gewagt hätte nur an sie zu denken, angetraut werden."

O, welch ein beleidigtes, äußerst sanftes und bemitleidenswerthes Gesicht nahm sie da an! Sie rief, daß ich das Herz einer Mutter wenig kennte, welche, wenn ihr Kind in Gefahr sei, einem Löwen oder Tiger entgegen treten würde!

„Ja einem gemalten Löwen," antwortete ich, „oder einem Tiger in einem Käfig auf dem Jahrmarkte."

Dies waren freilich lieblose Worte; aber meiner Treu, ich konnte sie nicht zurückhalten. Es brachte mich fast von Sinnen, sie diese schönen Reden aufsagen zu hören und mittlerweile zu sehen, daß sie nicht mehr Muth zur Vertheidigung ihrer Tochter besaß, als eine Maus oder ein Hase.

Während wir so mit einander im Wortwechsel begriffen waren, sie jammernd und klagend, und ich, ihr erzürnte Vorwürfe machend, da hörten wir plötzlich Pferdegetrappel im Hofe unter den Fenstern; und wie ich hinging um zu sehen wer angekommen sei, kam Françoise in das Zimmer und sagte:

„Madame, ein schöner Herr auf einem schönen schwarzen Pferde ist vor das Thor geritten! Wie heißt er?"

Dann folgte eine kurze Pause, während welcher mich eine eisige Furcht ergriff. Es ist Arthur de Montauban, dachte ich, oder vielleicht der Herzog, der für seinen Günstling ein Wort einlegen will, und dann ist Alles verloren. Als aber der Schloßvogt Monseigneur Gilles de Bretagne ankündigte, da war ich einer Ohnmacht nahe, wie noch nie in meinem Leben, so plötzlich war meine Ueberraschung und Freude.

„Ah, Monseigneur, Ihr seid sehr willkommen,“ rief Madame Catherine mit einem ihrer süßesten Blicke.

Mademoiselle Dinant — der Himmel segne sie! — hielt, als er sich zu ihr wandte, ihm ihre kleine Hand hin, erwartend, er würde sie der Sitte gemäß küssen. Aber er kniete vor ihr nieder und sagte zu ihrer Mutter:

„Erlaubet Ihr mir, Madame, meine kleine Nichte zu umarmen?“

„Ja, Monseigneur, Ihr werdet ihr dadurch eine große Ehre erweisen,“ erwiderte Madame Catherine. Darauf küßte er Mademoiselle Françoise auf beide Wangen; und sie, gleich als hätte sie eine plötzliche Liebe zu dem Prinzen gefaßt, schlang ihre kleinen Arme um seinen Hals, und hielt ihn in seiner knieenden Stellung eine Zeitlang an sich gedrückt. Dann stand er auf, nahm sie bei der Hand (sie wehrte sich nicht dagegen) und führte sie zu ihrer Mutter.

„Ihr gewähret sie mir?“ sagte er mit seinem bezaubernden Lächeln. „Sie ist mein von diesem Tage an?“

Madame Catherine widersprach ihm nicht, sondern nannte ihn ihren lieben Sohn, und zeigte große Freude über seine Ankunft und seine Bewerbung.

Dann sagte der Prinz mit einem Blicke auf mich:

„Ist dies meine liebe Freundin Jeanne?“ und begrüßte mich wie seine Schwester. Sein Gesicht hat sich nur wenig, sein Herz aber gar nicht verändert seit den Tagen, da wir zusammen zu Havering Bower waren.

Auf Befehl ihrer Mutter führte ich die kleine Demoiselle in den Garten, welcher, wie Du weißt, zwischen dem Palast und dem Hofe liegt, dessen eines Thor auf die Stadt, und das andere auf das offene Feld nach Rennes hingeht.

Eine Stunde oder etwas länger redete Monseigneur mit Madame Catherine. Als er hinaus kam, war seine Stirn umwölkt und sein Gesicht verändert.

„O beau sire," rief Françoise aus, „seht, man hat Euer Pferd an das Thor gebracht. Laßt mich einmal mit Euch rund um den Hof reiten, wie ich sonst mit Messire Jacques, meinem Taufpathen, that."

„Ja, Mademoiselle Françoise," erwiderte der Prinz, das möget Ihr thun, wenn es Euch so gefällt. Aber wollt Ihr nicht so artig sein, mir einen Strauß von jenen schönen Blumen zu pflücken, um ihn meiner Liebsten zu bringen?"

Die kleine Dame warf ihre hübschen Lippen auf und sagte:

„Ich will Eure Liebste sein, und Ihr sollt keine andere haben."

„Und Ihr auch nicht, m'amie," antwortete er lächelnd. „Ihr seid meine Liebste, und ich will keine andere haben."

„Dann," rief sie, in die Hände klatschend, „will ich für Euch den schönsten Blumenstrauß, den es nur geben kann, pflücken."

Und wie ein Schmetterling flog sie von einem Busch zum andern, Rosen pflückend.

Dann sagte Monseigneur zu mir:

„Wird jene edle Dame da, Jeanne, dem Arthur de Montauban, an Schlauheit gleichkommen?"

„Nein, Monseigneur, ich glaube nicht einmal einer ihrer Tauben."

„Besitzt sie die Tugend des Muthes, oder den Muth der Tugend?"

„Weder das Eine noch das Andere. Sie kann nicht einmal begreifen, was Muth bedeutet."

„Aber wird nicht die Liebe zu ihrem Kinde ihr denselben einflößen, wenn es zu einem Kampfe kommt?“

„Monseigneur, in weichen Naturen hat die Liebe Antheil an der allgemeinen Schwäche.“

„Verabscheut sie wirklich Arthur de Montauban?“

„Sie haßt ihn wahrhaftig; aber selbst Beständigkeit im Hasse erfordert eine Art Stärke.“

„Sie sagt, sie sehne sich über Alles nach einem Ehevertrage zwischen mir und ihrer Tochter. Ist das wahr?

„Ja, für jetzt so wahr, als das Evangelium. Heute wahrer als es gestern war oder als es morgen sein wird, wenn sie Euer Gnaden nicht mehr sieht. Wenn sie den Herzog und seinen Günstling sieht, kann es sehr bald gar nicht mehr wahr sein.“

„Wenn ein Unglück sich ereignet, wird sie dann lange darüber jammern?“

„Nicht lange, es sei denn, daß ihr ein Thema zum Jammern fehlt; das wird ihr aber jeder beliebige Vorfall liefern.“

Der Prinz setzte sich nieder, und über sein Gesicht eilten ängstliche Schatten, wie Wolken über einen sonnigen Himmel. Er stützte sein Haupt mit den Händen und dann ging er mit unruhigen Schritten auf und ab, während er seine Augen bald auf den Hof, bald auf die hinter demselben liegenden Gefilde, bald auf Françoise, welche im Garten herumging, schweifen ließ. Ich wundere mich nicht, wenn er die kleine Demoiselle mit Freude und Bewunderung betrachtete. Sie ist das liebenswürdigste Kind, das man sich nur denken kann; ihre Haut ist fein und zart, ihre Augen blau, aber von einem dunkleren Blau, als die ihrer Mutter. Jede Ader an ihren Schläfen ist durch die durch-

sichtige Weiße ihrer Haut sichtbar. Ihr schlanker Hals ist sehr anmuthig und ihr Haar von der schönsten goldenen Farbe, die man sich nur denken kann. Der Garten erscholl von ihrem lieblichen Lachen, während sie Blumen pflückte, und halb redend halb singend, mit sich selbst sprach; und als sie ihr rosengefülltes Mieder mit beiden Händen haltend, die Wangen vom Laufen geröthet und die Augen vor Freude strahlend, zu uns kam, da hörte ich Monseigneur Gilles mit lauter Stimme, durch die Zähne sprechend, sagen:

„Nein, wahrlich, wahrlich, dieser Engel soll niemals jenem Bösewicht angehören!“

„Beau Sire,“ sagte das kleine Mädchen, „ich wollte, diese Rosen verwandelten sich in meinem Schooße in Brod, wie es der hl. Elisabeth begegnete, denn dann wollte ich Euer schwarzes Pferd füttern, wenn es uns um den Hof herumgetragen hat.“

„Seid Ihr nicht bange, mit mir zu reiten, Mademoiselle Françoise?“ fragte der Prinz.

„Nein, nein, beau Sire,“ rief sie, „wenn Ihr mich nur mit dem einen Arme festhaltet, wie mein Vater sonst that.“

„Fürchte Dich nicht, petite madame,“ antwortete er, „ich werde Dich festhalten und nie fallen lassen.“

Ich war halb bange sie reiten zu lassen, und drang in sie, den Monseigneur nicht zu belästigen; aber weder er noch sie hörten auf mich: sie hing sich an seine Hand, in einem fort am Springen, wie sie weiter gingen. Als wir das Thor erreichten, stand der Schloßvogt neben dem Pferde des Prinzen.

„Bon ami, ich werde jetzt ausreiten,“ rief Françoise.

Er schüttelte den Kopf und sagte, Mademoiselle sei

zu verwegen; als aber Monseigneur Gilles im Sattel saß, stampfte sie mit den Füßen und schrie:

„Hebt mich aufs Pferd, ich will mitreiten!“

Da setzte sie M. de Maulévrier vor dem Prinzen auf das Pferd, während alle Rosen, die sie in den Händen hielt, zur Erde fielen. Sie rief:

„O meine Rosen!“

Ich beugte mich nieder, um sie aufzulesen. Im nächsten Augenblicke hörte ich sie sagen:

„Haltet mich fest, beau Sire.“

Ich schaute auf und sah Monseigneur Gilles seinem Rosse die Sporen in die Seiten setzen und dann mit der Schnelligkeit eines Blitzstrahles durch das Portal aus dem Hofe verschwinden.

Er hatte vor den Augen des alten Vogtes, der Schildknappen und der Diener und meinen eigenen Françoise entführt! Wir standen vor sprachloser Furcht und vor Erstaunen wie an die Erde gewurzelt. Ich hörte ihre Mutter kreischen — dann ein Hin- und Herrennen von Leuten, laute Alarmrufe. Ich konnte mich nicht bewegen, so erschreckt war ich über das Ereigniß. Keiner, glaube ich, wußte, wo ihm der Kopf stand, und am wenigsten von Allen Madame Catherine. Sie war zu bestürzt, um dazumal auf irgend eine schöngesetzte Rede zu verfallen.

„Wohin hat er sie entführt?“ rief sie in einem fort. „Was hat er mit meiner Françoise angefangen? Ihr sagtet, er würde mein Freund sein, und nun handelt er gegen mich als grausamer Feind. Er beraubt mich meines Kindes. Befehlt, daß man jenen Bösewicht verfolge. Wo ist der Vogt?“

„Madame,“ sagte ich, „beruhigt Euch;“ doch schlug

mein eigenes Herz so schnell, daß ich kaum sprechen konnte. „Der Vogt steht hier zu Eueren Befehlen. Beruhigt ihn, ich bitte Euch. Erzählt Euerer Dienerschaft . . . . . .“ Vor Bestürzung konnte ich nicht weiter sprechen; denn ich wußte wirklich nicht, welchen Rath ich geben sollte.

„Sprich zu ihnen, Jeanne,“ schrie sie, indem sie auf die Diener deutete, welche erschreckt dastanden, und auf ein Zeichen ihres Willens warteten. Ich sah, wie sie einer Ohnmacht nahe war; deßhalb nahm ich mich zusammen und sagte:

„Liebe Freunde, der Prinz hat eine unverantwortliche Handlung begangen, indeß ohne alle unehrenhafte Absicht, wie Ihr zweifellos ohndies bald einsehen werdet. Euere Gebieterin, Madame Catherine, versprach heute dem Monseigneur Gilles die Hand der Mademoiselle de Dinant.“

„Nein, Jeanne!“ rief meine Nichte.

„Nein, Madame,“ unterbrach ich sie, „ich halte ihn deßhalb nicht für entschuldigt.“

„Wir verlieren unsere Zeit,“ rief der alte Armand de Maulévrier, mit einem von Zorn und Hasse geröthetem Gesichte: „wohin sollen wir reiten, Mesdames? nach Rennes oder nach der Küste?

Wir konnten es wirklich nicht sagen, bei der Erwähnung der Küste jammerte Madame de Rohan laut auf, und rief, sie werde sterben, wenn man ihre Tochter über die See entführt hätte. Der Schloßvogt ritt mit der Besatzung von Dinant aus, und durchforschte die Gegend; aber es war nichts Näheres über den Prinzen und das Kind zu erfahren; nur hatten einige Bauern Jemanden mit Windesschnelle reiten, und in dem Wald hinter der

Stadt verschwinden sehen, worauf sie dann jede Spur von ihm verloren haben wollten. Die größte Befürchtung, die sie hegte, war, Monseigneur Gilles möchte Françoise nach England entführt haben, welches sie für ein barbarisches Land hielt. Meine Unruhe kam in der That der ihrigen gleich, denn ich befürchtete, diese unüberlegte Handlung möchte schreckliche Folgen nach sich ziehen. Es peinigte mein Herz doppelt schmerzlich, anhören zu müssen, wie das arme Geschöpf sich bejammerte und den Prinzen der Grausamkeit und des schauderhaften Raubes ihres Kindes anklagte, wiewohl ich die Ueberzeugung hegte, daß er es in keiner bösen Absicht gethan habe. Ich suchte sie deß zu versichern. Aber ich mochte sagen, was ich wollte, sie blieb untröstlich, bis denn am andern Morgen ein Bote von Schloß Gualdo kam mit einem Briefe an die: Haute et puissante Dame Catherine de Rohan, die innigst geliebte Mutter meines theuersten Weibes Françoise de Dinant."

Der Prinz schrieb Folgendes an sie. Während ich seine Worte hier aufzeichne, muß ich mich wundern, daß ein so guter, gottesfürchtiger und zartsinniger Mensch wie er, das große Unrecht thun konnte, einer Mutter ihr Kind zu stehlen, obwohl ich der Meinung bin, daß man die Plötzlichkeit seines Handelns und seine Furcht wegen der Unentschlossenheit der Madame Catherine, welche sehr leicht seine und ihre eigenen Absichten zum nicht geringen Schaden Aller wieder in Frage stellen konnte, wohl als Entschuldigung betrachten kann. Doch dem sei, wie ihm wolle; folgendes war sein Brief:

Schloß Gualdo, 11. Januar 1445.

Madame und innigst geliebte Mutter!

In der demüthigsten Weise, die mir nur möglich ist, (und ich sollte wahrlich zu Eueren Füßen niederknieen und Euch um Verzeihung anflehen), bitte ich Euch, Euerem armen liebenden Sohne und gegenwärtigen Gemahle Euerer schönen und anmuthigen Tochter, der Madame Françoise, die Furcht, den Schmerz und die Sorge zu verzeihen, welche ich Euch, die ich mein ganzes Leben hindurch lieben und verehren werde, verursacht habe. Mutter, ich ersuche Euch, mir in Allem zu befehlen; und da Ihr immer gewillt waret, ich sollte Eure Tochter heirathen, so seid jetzt nicht erzürnt auf mich, wenn ich langes und gefährliches Zögern dadurch verhindert habe, daß ich heute in Gegenwart vieler angesehenen und ehrenwerthen Leute den Bund der Ehe mit ihr geschlossen. Ich denke, die Dame hat nicht tiefer unter ihrem Stande geheirathet, als Ihr selbst wünschen konntet; ich werde mit Gottes Gnade immer und zu jeder Zeit alles thun, was für sie und für Euch, die Ihr für mich nächst ihr das Liebste auf Erden seid, von Nutzen sein könnte. Es war gegen meinen Willen und gereichte mir zum großen Schmerze, daß ich in dieser Sache nicht umhin konnte, Euch so sehr zu beleidigen, und Niemand auf Erden könnte froher sein als ich, wenn Ihr die böse Ausführung dessen, was Ihr so sehnlichst, nur nicht in dieser Weise gethan zu sehen wünschtet, vergäßet und eiligst zu Eurem Kinde und meiner Gattin kämet. Sie sagt, sie würde die zufriedenste kleine Madame von der Welt sein, wenn nur ihre Frau Mutter und ihre liebe Jeanne hier wären. Wenn Ihr mir

diesen Gefallen erweisen wollt, dann werde ich von aller beträchtlichen Schuld in dieser Sache freigesprochen sein; denn dann wird jeder sehen, daß Ihr mich jetzt als Gatten Eurer Tochter und Eueren treuen und liebenden Diener in Allem, was Ihr mir befehlt, annehmt, so wie Ihr mich gestern Abend mit den liebenswürdigsten und zärtlichsten Worten als Eueren Sohn aufnahmet.

Ich habe dies Papier, auf dem ich schreibe, Françoise gebracht, welche mit einer Puppe spielt, die des Majordomus Kinder wie eine Königin angezogen haben. Sie hörte eine Weile mit dem Spielen auf, um folgende Worte niederzuschreiben:

„Theure Mutter! Bitte, komm hierhin. Gualdo ist ein sehr schönes Schloß. Ich machte gestern Abend einen langen und lustigen Ritt mit Monseigneur Gilles und diesen Morgen sind wir in der Kirche gewesen, um uns trauen zu lassen. Ich will gerne sein Weib sein, aber ich sehne mich doch so sehr nach meiner guten Mutter und Jeannette.“

Madame und theure Mutter!

Gott sieht in mein Herz. Als ich am vergangenen Abend in Madame Dorac's Zimmer ging, um nach der schlafenden Françoise zu sehen, da knieete ich zur Seite des kleinen Bettes, worin sie wie ein schönes, geschnitztes Heiligenbild ruhte, nieder und that vor ihr das Gelübde, daß ich sie von jetzt an immer verehren wolle, erstlich als zarter, freundlicher Vater und dann als liebender Ehemann, bis der Tod uns trennen werde; und zum Beweise dessen küßte ich ehrerbietig ihre kleine Hand, die so schön und so weiß auf dem Bettuche lag. Nun trägt der kleine Finger

ihrer schönen Hand als Pfand versprochener Treue den ehelichen Ring. Ich bekenne und läugne nicht, daß ihre großen Ländereien und bedeutende Mitgift meine ehrgeizigen Hoffnungen erregten; aber glaubet mir, Madame, ich wollte diese jetzt lieber vermissen, als sie besitzen und Françoise dem Günstlinge meines Bruders überlassen müssen. Jedes ihrer goldenen Haare ist eine heilige Fessel um mein Herz. Ihr Anblick bewegt mich zum Beten. Der Gedanke an sie bringt den Himmel in mein Gemüth und jagt wie ein guter Zauberspruch alles Böse von mir. Gott verzeihe mir, wenn ich, wie ich befürchte, eine Sünde dadurch beging, daß ich meine versprochene Braut entführte; jetzt aber will ich Gott dienen und diesem Engel ein Wächter sein. Wenn Ihr herüber kommt, dann wird Alles gut sein. Ich bitte Gott, daß er Euch dazu bewege, mir und Françoise und Euch selbst diese Güte zu erweisen. Der allmächtige Gott behalte Euch in seinem Schutze!

Euer liebender und demüthiger Sohn und Diener
Gilles de Bretagne.

Dieser Brief änderte die Denkungsweise der Madame Catherine und söhnte sie sofort mit dem Monseigneur Gilles aus. Jetzt vergab sie ihm bereitwilliger, als ich es hätte thun können. Sie war froh darüber, daß Françoise mit einem königlichen Prinzen vermählt war, und fühlte sich zugleich beruhigt, daß weder der Herzog noch sonst Jemand ihr als einer Mitschuldigen Etwas zur Last legen konnten. Wenn er ungehalten darüber wird (was indeß kaum zu befürchten steht, denn diese Heirath bringt großen Länderbesitz in seine Familie, und macht seinen Bruder reich und mächtig ohne jeglichen Nachtheil für ihn selbst),

so kann sie vorgeben, sie sei dazu gezwungen worden und habe, wie das Sprichwort sagt, aus der Nothwendigkeit eine Tugend gemacht. Und so gingen wir an jenem Tage nach Gualdo. Françoise und ihr Gemahl waren, wie sich denken läßt, sehr erfreut uns zu sehen. Sie eilte in die Arme ihrer Mutter und fiel ihr, Thränen der Freude vergießend, zu Füßen. Mir kam es vor, als wollten die schönen Reden und Umarmungen gar kein Ende nehmen. Madame Françoise bat mich um einen Ferientag, weil sie verheirathet war. Ich sehe daraus, daß Ihre königliche Hoheit mir noch zu schaffen machen wird. Sie schmollt immer ein wenig, wenn ich sie zum Unterricht rufe, und als ich ihr sagte, daß es zu Gualdo so gut Ruthen gäbe, wie zu Dinant, antwortete sie, Monseigneur, ihr Gemahl, würde sie alle verbrennen lassen, wenn sie ihn nur darum anginge. Ich glaube, er wird ihr keine Bitte abschlagen können, so sehr ist er in die petite madame verliebt. Darum wende ich andere kluge Methoden an, um sie zum Gehorsam zu bringen. Ich ermahnte sie nämlich, gesetzt und verständig zu sein, wie es sich für eine verheirathete Prinzessin gezieme; und sie ist ein so gutwilliges und lenksames Kind, daß dieses Mittel genügt, sie zum Ablegen ihrer Fehler zu bewegen. Ach, geliebte Marguerite, es ist doch ein sonderbares Gefühl, nach so langer, langer Zeit, wieder unter demselben Dache mit Monseigneur Gilles zu wohnen! Ich hatte oftmals dem lieben Gott gesagt, daß ich ihn bäte, alle Glückseligkeit hier auf Erden von mir hinwegzunehmen, wenn ich nur eines Tages dem Prinzen einmal einen außerordentlichen Dienst erweisen könnte; und wenn ich sein Weib so erziehen kann, daß er seine Freude an ihr hat, wenn sie erst zu den Jahren des Verstandes

gekommen ist, dann bin ich gewiß hierin erhört worden. Aber ich bitte Dich, liebe Freundin, höre nicht auf für ihn zu beten, und andere andächtige Leute dazu zu bewegen, damit ihm nichts Uebeles in Folge seiner Heirath zustosse, denn ich fürchte zuweilen, daß sie nichts Gutes mit sich bringen wird. Und sagt nicht der heilige Paulus: „Thuet nichts Böses, damit Gutes daraus kommen möge"? Dieser Ausspruch beunruhigt mich nicht wenig. Françoise saß eines Tages auf seinem Schooße, als ich bemerkte, wie ihr Angesicht betrübt wurde; indem sie ihre zarte Wange an seine bärtige schmiegte, sagte sie:

„Ach, mein lieber Prinz — mein armer Prinz!" und in dem Ausdruck dieser Worte lag Etwas so Trauriges, daß ich tief im Herzen bekümmert wurde. Ein alter Mann, der in einem benachbarten Walde wohnt und die Zukunft voraussieht, hat mir erzählt, er habe eines Tages, als er gerade im Gebete begriffen war, in einer Vision Monseigneurs Gesicht bleich und entfärbt und ihn wie nach Athem schnappen sehen. Gott sei uns Allen gnädig! Am letzten Ablaßtage sah man auffallende Leute um das Schloß herum schleichen. Sie wurden von Einigen für Spione gehalten. Ich bitte Dich, laß beim Schreine Unserer lieben Frauen zu Everingham eine Messe für den Prinzen und sein kleines Weib lesen. Die heilige Dreifaltigkeit nehme Dich in ihren Schutz!

Deine Dich liebende Freundin und Dienerin

Jeanne de Kersabiec."

XIV.

Die Wolke von der Größe einer Manneshand.

Jeannes Brief erfüllte mich mit mannigfaltigen Befürchtungen, welche alle meine Gedanken beherrscht haben würden, wären dieselben nicht zu jener Zeit von ernsten und gefahrdrohenden häuslichen Ereignissen in Anspruch genommen worden. Die Königin erzählte mir eines Tages als Geheimniß, man beabsichtige, das Parlament sehr bald nach Edmondsbury zusammen zu berufen. Als ich fragte, warum denn gerade dorthin und nicht nach London, legte sie den Finger auf die Lippe, als ob sie mir einschärfen wollte, kein Wort davon wiederzuerzählen. Doch im nächsten Augenblicke sagte sie mir:

„Große Ereignisse stehen bevor, Meg. In Wahrheit, des alten Feindes Macht wird zu groß.“

„Wie? Die des Teufels?“ fragte ich.

„Nein, Nein,“ entgegnete sie lachend. „Obgleich ich nicht leugnen will, daß der Feind, den ich meine, eine teuflische Gesinnung hegt.“

„Meinen Eure Majestät den Herzog von Gloucester?“

„Ja, eben den. York ist höchst unzufrieden, daß Somerset an seiner Stelle Regent von Frankreich ist.

Zwischen ihm und unserm Oheim von Gloucester sind Briefe und Besuche gewechselt worden, welche uns allen Grund geben, das Brüten einer Verrätherei im Reiche zu befürchten. Nein, nicht nur Befürchtungen, sondern auch Beweise sind dafür vorhanden."

„Großer Gott! und was soll denn nun geschehen?" fragte ich, ganz außer Fassung.

„Viel," antwortete die Königin. „Aber der erste Schritt dazu ist die Versammlung des Parlaments zu Bury."

„Hat der Cardinal dazu gerathen?"

„Der Cardinal ist weltlichen Gedanken nicht mehr zugänglich. Er wiederholt stets, wenn er von Jemandem angesprochen wird, dem er keine Antwort verweigern kann, daß für mich oder den König keine Rettung sein werde, so lange der Herzog noch mächtig sei. Dies wird er noch mit seinem letzten Athemzuge behaupten und auch daß er, wenn er heute vor Gottes Richterstuhl erscheine, keine Verdammniß von dieser Seite seines Betragens befürchte, wenn er gleich sonst viele Sünden zu verantworten habe; im Uebrigen aber ist er ganz in Gedanken an seinen nahen Tod versenkt. Hast Du nicht gehört, wie er verflossene Woche sein eigenes Leichenbegängniß zum Voraus beging und in der Cathedrale zu Winchester in seinem Sarge lag, die Hände auf der Brust gefalten, während die Geistlichen und die Mönche die Todtengesänge für ihn sangen, gleich als ob er schon gestorben wäre? Hiernach wurde sein letzter Wille verlesen, worin er Alles den Armen vermacht, mit Ausnahme von zweihundert Pfund für den König, der sie aber, wie ich weiß, nicht annehmen wird. Als man es ihm nämlich mittheilte, antwortete er, er wolle das Geld

nicht anrühren, denn er sei immer ein gütiger Oheim gegen ihn gewesen, und Alles, was er hinterlassen habe, sollten die Armen bekommen. Das werde auch am besten für das Heil seiner Seele sein, und er bitte Gott, es ihm zu lohnen. Am Tage nach diesem feierlichen Gottesdienste wurde ein feierliches Todtenamt gelesen, und dann nahm der Cardinal Abschied von allen seinen Freunden und wurde in sein Zimmer zurückgetragen. Sobald wir indeß von Bury zurückkehren, hoffe ich nach Wolvesey zu gehen, denn ich wollte gern den letzten Segen dieses theuren Freundes empfangen, welcher mir eher ein Vater, denn ein Oheim gewesen ist."

Ich begleitete die Königin nicht nach Bury, wohin sie bald nach dieser Unterredung sich begab, denn damals war die Reihe, Ihrer Majestät aufzuwarten nicht an mir; indeß beglückte Ihre Majestät bald nach ihrer Ankunft mich mit einem Briefe, in welchem sie mittheilte, daß die ganze Gemeinde von Suffolk sich im Vertheidigungszustande dort versammelt habe. Das Parlament war damals im Refectorium der St. Edmondsabtei zusammengetreten. Die erste Sache, worüber verhandelt wurde, war die Auszahlung ihres Einkommens aus den Einkünften verschiedener Ländereien und Hinterlassenschaften, die ihr für Zeit ihres Lebens zugesprochen wurden. Darüber freute sie sich nicht wenig. Einen Tag, nachdem ich durch das Schreiben Ihrer Majestät beglückt war, traf es sich, daß ich mit Lady Isabel Butler, Mary Beaumont und einigen anderen Leuten zu Westminster in dem Zimmer der Ehrenfräulein saß. Es waren Nachrichten nach England gekommen über die Verheirathung des Monseigneur Gilles. Lady Isabel, welche gegen ihn nie gut gesinnt war, weil er ein

französischer Prinz ist, und Ihre Majestäten ihm sehr zugethan sind, erzählte die Sache in sehr böswilliger Weise. Sie sagte, gewöhnliche Leute habe man schon wegen viel geringerer Vergehungen, als des Prinzen Verbrechen, aufgehängt.

„Denn," sagte sie, „wird nicht ein Mann an den Galgen gehängt, wenn er ein Pferd oder ein Schaaf gestohlen hat — manchmal sogar, wenn er nur ein Reh oder einen Fuchs in dem Forste eines Edelmannes erlegt hat. Hier haben wir aber einen Prinzen, der in gewaltthätiger und roher Weise einer Mutter ihr Kind raubt — nicht deßwegen, weil er irgend eine Zuneigung zu dem Fräulein hegt — denn ich bitte Euch, kümmert sich denn ein mehr als zwanzigjähriger Mann um ein Mädchen von sieben Jahren? — nein, bloß wegen der ihr zugehörenden Ländereien und Städte erzwingt er gegen ihrer Mutter Willen, die eine Wittwe und deßhalb wehrlos ist, seine Verheirathung mit ihr. Wenn dieses Vergehen nicht um Rache zum Himmel schreit, dann weiß ich nicht, welche Sünde es dann thun sollte."

Ich wollte gerade die Lippen öffnen, um den Prinzen gegen diese verläumderische Beschuldigung zu vertheidigen, (es that mir freilich im Herzen wehe, daß er so unüberlegt gewesen war, eine Handlung zu begehen, die Niemand rechtfertigen konnte, obgleich man Vieles zu seiner Entschuldigung vorbringen konnte), jedoch bevor ich noch ein Wort sagen konnte, ging die Thüre auf, und M. Cotton, einer der Edelleute am Hofe der Königin, stürzte herein und rief:

„Meine Damen, es sind Nachrichten aus Bury angekommen, bei denen den Leuten der Athem stockt. Was meint Ihr, daß vorgefallen sei?"

„Doch nichts gegen den König oder die Königin? riefen wir alle zusammen.

„Nein! Gott sei gelobt!“ rief er; „sondern der Herzog von Gloucester ist wegen Anklage auf Hochverrath festgenommen und ins Gefängniß geworfen worden.“

Wir standen sprachlos, die einen aus diesem, die andern aus jenem Grunde. Ich war von großem Schrecken ergriffen, denn, mir schien dies wie der Anfang endloser, fürchterlicher Verwirrung auszusehen. Indem ich an die Jugend der Königin, an ihre Herrschaft über den König, an den unruhigen Zustand des Königreiches, über den mir Leute aus dem Volke erzählt hatten, und an den nahen Tod des Lord Cardinal, der bis dahin immer als Rathgeber die beste Stütze Ihrer Majestäten gewesen war, dachte, überkamen mich böse Ahnungen. Selbst unter dem Hofstaate der Königin herrschte eine große Abneigung gegen die von ihr begünstigten Edelleute, wenn nicht gegen sie selbst; an deutlichen Anzeichen davon fehlte es bei dieser Gelegenheit nicht. Lady Isabel's Gesicht wurde düster, wie ein Gewitter; sie sagte mit leidenschaftlicher Heftigkeit:

„Gott verzeihe Denen, die einem Prinzen von Geblüt dieses große Unrecht gethan haben.“

Dies erinnert mich daran, wie oft man Worte gebraucht, welche eine ganz andere Bedeutung haben, als die armen Wörter an und für sich haben sollten; wie wenn zum Beispiel Jemand zu einem andern sagt; „Möge es Dir wohl bekommen!“ oder wie in diesem Falle: „Gott verzeihe Euch!“, während er doch nicht wünscht, daß es wohl bekommen, oder daß Gott den Beleidigern Verzeihung angedeihen lassen möge. Mary Beaumont, deren jähzorniges Gemüth sich durch die Worte ihrer Gefährtin beleidigt fühlte, rief:

„Gott sei gelobt, daß die Verräther zur rechten Zeit entdeckt sind, und die Gerechtigkeit sie ereilt hat.“

Diese Worte erhitzten Lady Isabel ebenso sehr, als sie selbst über den frommen Wunsch der Lady erzürnt gewesen war. Den Lippen beider entfloß ein Strom von spitzigen Entgegnungen, welche sich auf die hervorragendsten Personen im Staate, ja selbst auf den König und die Königin bezogen und sehr unziemlich waren.

Wenige Tage darauf ließ mich die Königin nach Bury berufen. Wenn mich meine Einbildungskraft nicht betrog, so hatte ihr Gesichtsausdruck und ihr Benehmen etwas Auffallendes an sich, was ich bis dahin noch nie an ihr wahrgenommen hatte. Bis dahin hatte es ihr freilich nie an Entschiedenheit im Auftreten gefehlt, aber es war doch eher das eines verzogenen Kindes oder eines verzärtelten Weibes, welches seinen Willen durchzusetzen entschlossen ist, gewesen, als das gebietende Benehmen einer Herrscherin. Obwohl sie erst siebenzehn Jahre zählte, und ihre Gestalt zart und schmächtig war, so hatte doch ihr Antlitz und ihr Benehmen an Majestät merklich gewonnen. Sie sah aus, wie Eine, die auf ihrem jungen Haupte allein das ganze Gewicht einer Krone tragen könnte.

„Meg,“ sagte sie, als ich eintrat, „die Schlacht hat begonnen — der Fehdehandschuh ist hingeworfen. Seit meiner Ankunft in England habe ich, wie man wohl sagen könnte, im Dunkeln fechten müssen. Ich bin der Gegenstand der schändlichsten Angriffe von Seite der Partei des Herzogs gewesen, und wie Jemand, dem die Flügel gebunden sind, konnte ich die Streiche nicht erwidern. Endlich hat sich der König von ihrer Verrätherei, an die er nie glauben wollte, überzeugen lassen. Die Gefahr ist vorüber, und ich

fühle nun meine ganze Macht. Als der Beschluß gefaßt, und der Verhaftsbefehl gegen Gloucester unterzeichnet war, da fühlte ich mich zum ersten Male als Königin."

Ich erwiderte: „Madame, gebe Gott, daß dieses Verfahren nur nützlich und gefahrlos für unser Land sei; denn sonst wird man es sicher Ew. Majestät zur Last legen."

„Ich kümmere mich nicht um das Gerede der Leute," antwortete sie; „noch weniger will ich meinen Antheil an dieser kühnen That ableugnen; aber Somerset und Suffolk, Shrewsbury, Beaumont und Worcester, alle haben sie dazu gerathen. Es liegen unwiderlegliche Beweise vor, daß der Herzog einen Briefwechsel mit York unterhalten hat. Da ich bis jetzt noch keine Kinder habe, so schmieden sie Pläne, wer Nachfolger des Königs sein soll, und verfügen so ohne sein Wissen, nach ihrem Belieben über seine Krone. Ah! Sie machten ihre Rechnung ohne den Wirth, wie man in Frankreich sagt; ohne die Königin, wie sie in England sehen werden."

In diesem Tone sprach sie jedesmal, wenn ich sie besuchte; und als sie am Morgen des 7. März an ihrem Putztische saß, und ihre Mädchen ihr die Haare flochten, sprach sie auf Französisch mit mir über denselben Gegenstand. Sie beschaute sich im Spiegel und sagte dann lächelnd:

„Meg, ich gäbe gern diese schwarzen Augen, welche die Männer so schön nennen, diese Züge, die von den Malern für unvergleichbar erklärt werden, (hier zuckte sie ziemlich gleichgültig die Schultern), für Etwas mehr Gewandtheit, Geduld und List hin. Den Mangel dieser Eigenschaften, versichere ich Dir, empfinde ich um so schmerz-

licher, als der Herzog selbst im Gefängnisse ein mächtiger Feind bleibt. York und Warwick, jener junge Baron, für den Hunderte von Nevilles fechten und sterben würden, befinden sich in Sicherheit. Im Geheimen und von seiner Haft aus leitet und regiert er eine Partei aufrührerischer Edelleute, die elenden Londoner Bürger, und die bösen, rebellischen und schmähsüchtigen Lollards. O, Mylord von Gloucester, zwischen Euch und Marguerite d'Anjou besteht Kampf auf Leben und Tod! Wer wird wol siegen?"

Herausfordernd schüttelte sie das Haupt, und mit ihrem rabenschwarzen, ihre Schultern umwallenden Haare und ihrem von Leidenschaft gerötheten Antlitze, sah sie sehr schön aus. In diesem Augenblicke trat der König bleicher als gewöhnlich und einen unaussprechlich kummervollen Zug im Antlitze in ihr Zimmer ein; er ging auf sie zu, und nahm ihre beiden Hände in die seinige.

„Liebes Weib," sagte er mit stammelnder Stimme, „ein großes Unglück hat uns befallen, — mein Oheim Gloucester ist todt."

„Wie? Wo?" keuchte die Königin.

„Todt in seinem Bette gefunden. O Jesu, habe Erbarmen mit seiner Seele!" rief der König und fing an zu weinen.

„Man hat ihm doch nicht Gewalt angethan?" fragte die Königin in wilder Aufregung.

„Man hat keine Spur von Gewaltthätigkeit an seinem Leibe gefunden. Aber seine Seele! O Gott! seine Seele! Wollte Gott, er wäre nicht so gestorben!"

Die Königin bebte, dann schrie sie plötzlich:

„Man wird sagen, er sei ermordet worden, und im Tode wird er uns verderbenbringender sein, als im Leben.

Todt! O Tod, Tod, dies ist Dein Sieg, dies ist Dein Stachel. Der Haß stirbt bei einer Leiche. Himmel," rief sie aufschreckend aus, „aber warum zaudern wir in diesem entscheidenden Augenblicke zu reden und zu handeln? Wo ist Lord Suffolk! Sire, des Herzogs Leichnam muß noch diesen Augenblick in die Parlamentskammer gebracht werden, und alle Welt soll es bezeugen, daß keinerlei Gewalt an ihm verübt worden ist. Ja, laßt die Engländer ihren todten Götzen erblicken."

Darauf rang sie die Hände und rief leidenschaftlich:

„O Herzog von Gloucester, gern sähe ich Dich wieder lebendig; denn ich habe Deinen Tod gewünscht, und wenn solche Wünsche erst gewährt sind, so stürzen sie die Seele in Entsetzen."

Sie wandte sich zum Könige. Er saß da, auf die eine Hand sein Gesicht stützend, während die andere auf seinem Kniee ruhete. Mir schien etwas Unheimliches im Ausdrucke seines Blickes zu liegen. Es war, als wenn er auf etwas uns Unsichtbares zwar ohne Trauer und Schrecken, aber mit einer unbeschreibbaren unnatürlichen Starrheit des Auges hinschauete. Die Königin sah ihn ängstlich an, und sprach ihn zwei oder drei Mal an, ohne daß er ihr Antwort gab. Endlich sagte sie:

„Mein süßer Gemahl, komm mit zur Kapelle, wo eine Messe für die Seelenruhe des Herzogs gelesen werden wird."

Da schien er aufzuwachen und sagte Folgendes:

„Requiem aeternam dona eis, domine," und ging dann stracks mit ihr in die Kapelle.

Nicht lange darauf starb auch Seine Eminenz der Cardinal. Der König und die Königin waren lange um

ihn in tiefer Trauer. Die Königin bezeigte um diese Zeit eine größere Sanftmuth, als ich jemals vorher an ihr wahrgenommen hatte. Ihre Befürchtung, man möchte an dem Herzog von Gloucester eine Büberei verübt haben, quälte sie sehr. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei ermordet worden. Ohne alle zuverlässigen Gründe hatte man sie selbst in leidenschaftlicher und verwegener Weise als Mitschuldige zu bezeichnen gewagt. Zu dieser Zeit kam Master Waynfleet an den Hof. Am Sterbetage des Cardinals ließ ihn der König zu sich rufen und richtete folgende Worte an ihn:

„Master William, wenn Ihr durch unsere Gunst eine Pfründe erhieltet, trautet Ihr Euch dann wohl die Fähigkeit zu, sie Euch zu erhalten?"

Master Waynfleet erwiderte, er wolle angelegentlich Alles, was der König befehle, thun.

„Dann," sagte Seine Majestät, „ist Unser Wille und Befehl, daß Ihr Bischof von Winchester werdet."

Und ohne ihn weiter zu Worte kommen zu lassen, sandte er den congé-d'élire an das Capitel der Kathedrale mit einer warmen Empfehlung seines treuen und geliebten Kanzlers, Master William's, des Vorstehers von Eton. Keine einzige Stimme unter den Canonikern war dagegen Es wurde deßhalb eine Deputation an den neuerwählten Bischof gesandt. Dieser hatte seine Ernennung mit schwerem Herzen vernommen, da er sein College und den ruhigen Frieden desselben mehr, als alle Ehrenstellen liebte. Der gute Prälat war so demüthigen und freundlichen Gemüthes, daß die feindlichsten und entgegengesetztesten Parteien ihn alle hochschätzten. Er hegte eine große Andacht zu der gebenedeiten Jungfrau. Sein Lieblingsgebet und

hauptsächliches Studium war immer der Hymnus Magnificat gewesen. Sein Leben und sein Betragen war auch in Wahrheit ein Commentar zu den Worten Unserer Lieben Frauen und ein Abbild ihrer Heiligkeit. Er entfernte sich für mehrere Stunden von den Abgesandten und verbrachte die Zeit mit Fasten und Beten. Bei Sonnenuntergang fanden sie ihn hingestreckt vor dem Altare der Capelle des Colleges liegen. Als er aufstand und ihnen folgte, hat er gewiß gesagt: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, mir geschehe nach Deinem Willen.“ Diesem Prälaten enthüllte die Königin ihr Gewissen. Seine nützlichen Rathschläge gewährten ihr vielen Trost. Sie war mehr auf Frömmigkeit bedacht, als jemals zuvor in ihrem Leben. Sie arbeitete angestrengt, um die Fortdauer des Friedens mit Frankreich herbeizuführen und in diesem Lande die Einführung nützlicher Gewerbe und Handarbeiten für das arme Volk zu befördern, auch begann sie das Königinnencollege in Cambridge zu stiften. Es war der Ehre des allmächtigen Gottes gewidmet und stand unter dem Schutz ihrer Patronin St. Margaret und St. Bernhard's. Sir John Wedlock legte den ersten Stein dazu. Derselbe führte folgende Inschrift auf Latein:

„Der Herr soll die Zuflucht unserer Herrscherin Margaret sein, und dieser Stein ein Denkzeichen dessen.“

Sie arbeitete damals sehr angestrengt daran, Feinde mit einander zu versöhnen und ihre Gegner für sich zu gewinnen. Fröhlich, wie sie bis dahin gewesen war, wurde sie jetzt tiefsinnig und nachdenkend; ihr leichter Muth kehrte seit dem Tode des Herzogs von Gloucester nur selten wieder. Viele Leute bemerkten diese Umwandelung, manche schrieben dieselbe wahrscheinlich einer Art von Ge-

wissensbiß wegen jenes geheimnißvollen Ereignisses zu; doch theile ich diese Ansicht nicht. Ich weiß sehr wohl, daß dieselbe einen ganz andern Grund hatte. Seit jenen Tagen betete sie öfter und fing wieder an, auf ihren Blättern zu schreiben. Als ich sie einst bei dieser Beschäftigung antraf, sagte ich ihr:

„Madame, darf die Bewahrerin Eueres Tagebuches das, was Ihr geschrieben habt, nicht aufzeichnen?“

Sie schüttelte das Haupt, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Eines nach dem Andern zerriß sie die Blätter und warf sie ins Feuer.

„Dies sind Blätter,“ sagte sie mit leiser Stimme, „welche kein Auge, auch nicht das Deine, süße Meg, lesen darf. Indeß, die alte Gewohnheit des Schreibens erleichtert mein gepreßtes Herz.“

Sie blickte schweigend auf das versengte und zusammenschrumpfende Pergament und seufzte so schwer auf, daß ich auf meine Knie fiel und sagte:

„O Madame, befreit Eure Seele von ihrer Bürde. Ew. Majestät darf ja Jedem vertrauen, der Euch so innig liebt, wie Euere demüthige Dienerin.“

Sie antwortete, indem sie zu lächeln versuchte:

„Ich bin erzürnt auf diese geizigen englischen Krämer, welche auf die Weber, die ich aus den Niederlanden habe kommen lassen, eifersüchtig sind. Sie behaupten, diese armen Geschöpfe thäten ihrem Gewerbe Abbruch. Weiber hätten früher niemals in dieser Weise eigenmächtig verfahren dürfen. Das glaube ich aber gar nicht; und wenn es auch wahr ist, nun, dann dürfte doch eine schlechte Gewohnheit kein Hinderniß für ein gutes Werk sein.“

„Madame,“ sagte ich, — und in der That, ich fühle

mich über die kühnen Worte während ich sie niederschreibe, beschämt, — „ich weiß, daß nicht dieser Verdruß das ist, was Euch bedrückt. Ich bitte Euch um Verzeihung für meine Thorheit; aber ich flehe Euere Majestät an, die Freimüthigkeit meiner Zunge, die nur auf Eingebung eines treu ergebenen Herzens spricht, zu entschuldigen.“

„Meg,“ antwortete die Königin gütig, indem sie meine Hand ergriff, „wenn mich Etwas mehr als gewöhnlich bedrückt, so ist es nur —.“ Da verstummte sie plötzlich. „So ist es nur,“ begann sie wieder, „Etwas, was ich keinem andern Ohre, als dem meines Beichtvaters anvertrauen kann. Der Bischof von Winchester wird bald hier sein; wenn er mir Trost und Stärkung bringt, so wird Alles gut sein.“

Als der Bischof kam, beichtete Ihre Majestät bei ihm. Mir scheint, daß darauf ihr Ernst, wenn sie allein war, wie auch ihre Theilnahme an den Staatsgeschäften, immer mehr zunahm. Noch ein oder zwei andere Veränderungen nahm ich an ihr wahr. Sie hatte bis dahin manchmal Ungeduld geäußert, wenn der König oftmals nach Eton ging oder Wallfahrten nach heiligen Orten außerhalb Londons unternahm; jetzt aber schien sie mit seinen frommen Neigungen ganz zufrieden zu sein, und verschaffte ihm sogar aus Frankreich Andachts- und Unterhaltungsbücher. Sie schien, wenn sie in seiner Nähe war, so glückselig und fröhlich zu sein, wie sie es noch nie zuvor gewesen war; wenn er aber ohne sie ausging, dann sah ich, wie ihre Augen ihm während er davon ritt, sehnsüchtig folgten; bald darauf aber brach sie dann immer gleichsam wie auf ein Mal ihre Gedanken ab, ließ die Minister rufen und hielt mit ihnen lange Berathungen über Krieg und

Frieden und die innere Regierung des Königreiches. Zuweilen brachte sie ganze Nächte mit Durchlesen von Staatspapieren und Berichten zu, worüber ich den König ihr einmal mit größter Zärtlichkeit Vorwürfe machen hörte. Sie lächelte süß, wie sie immer zu thun pflegte, wenn er mit ihr sprach, sagte aber, sie müsse nothwendig einige Stunden auf das Studium verwenden. Des Tages habe sie dazu keine Zeit; wenn sie nicht die Nacht darauf verwende, so werde sie alles, was sie gelernt habe, vergessen. An den Abenden suchte sie den König zu bestimmen, mit ihr Schach zu spielen, was sie ausgezeichnet verstand; aber er hatte keinen Sinn für derartige Zerstreuungen. Seine hauptsächliche Unterhaltung bestand darin, Pläne zu neuen Collegien oder zu Hospitälern für seine armen Unterthanen zu entwerfen, oder auf Mittel zu größeren Almosenspendungen aus seinem erschöpften Schatze zu sinnen. „Komm, liebes Weib," pflegte er zu sagen, „benutze den Geist, den Gott unser Herr Dir gegeben hat, dazu, auf Abhülfe für die großen Nothstände zu sinnen;" und dann zeigte er ihr Briefe von bedürftigen Leuten und traf Maßregeln zu ihrer Erleichterung. An dem Sterbetage seines Vaters und seiner Mutter und anderer Mitglieder seiner Familie brachte er mit ihr feierliche Opferspenden für die Ruhe ihrer Seelen dar. Wenn die Unglücksfälle, von denen sie zu jener Zeit hörte, alle menschliche Fähigkeit ihnen abzuhelfen überstiegen, oder die Lollards Kirchenschändereien begingen, welche ihn vor Allem am meisten betrübten, dann wandte sie geschickte Kunstgriffe an, um ihm jene Nachrichten, so gut als es ging, zu verheimlichen. Als sie einmal sich weigerte, ihm eine Bittschrift aus einer Stadt, wo viele vor Hunger gestorben und alles Beistandes entbehrend, zugleich durch leib-

liches und geistiges Elend fast zur Verzweiflung gebracht waren, vorzulegen, rief der Erzbischof von Canterbury:

„Madame, Ihr gebietet uns Schweigen und wollt dem Könige die Schilderung dieses Unglückes ersparen; doch bezweifle ich nicht, daß Seine Majestät Mittel finden würde, den Leidenden zu helfen, und glaube, daß er nicht wünscht, über den jammervollen Zustand seiner Unterthanen in Unkenntniß gehalten zu werden.“

„O Mylord,“ rief sie lebhaft aus, „die Mildthätigkeit des Königs übersteigt ja seine Mittel.“ Da sie dann zu befürchten schien, man möchte sie mißverstehen, da ihr das Blut in die Wangen stieg, so setzte sie hinzu: „Ich meine die Mittel seines Geldbeutels, Mylord, welche zu den Plänen seines Herzens und seines Kopfes im Mißverhältniß stehen.“

O Deus meus! o Deus meus! Ich glaube, ich sehe eine Wolke von der Größe einer Manneshand, welche vielleicht eines Tages der Königin den ganzen Himmel ihres Lebens verdunkeln kann; aber ich wage kaum in meinen Gedanken, noch viel weniger auf dem Papiere, dem schrecklichen Gespenste eine bestimmtere Gestalt zu geben. Jetzt fällt mir ein, daß einige der Neville's vor meinen eigenen Ohren Worte ausgesprochen haben, welche nun, da ich bei dem Lichte dieser Frucht ihren Sinn verstehe, mir unbeschreibliches Herzleid verursachen.

XV.

Nachrichten aus der Bretagne.

Im April desselben Jahres erhielt ich einen Brief, den ich hier mittheile:

Jeanne de Kersabiec an Margaret de Roos.

Ich empfehle mich Euch, liebe Freundin, und schreibe Euch in großer Eile aus Nantes, wo wir besser gar nicht wohnten, doch kann ich Euch von hier bequemer einen Brief übersenden, als von Schloß Gualdo, wohin wir in der That vielleicht nie zurückkehren werden. Seit ich Euch zuletzt geschrieben habe, haben Monseigneur Gilles und sein Bruder, der Herzog von der Bretagne sehr leidenschaftliche Briefe mit einander gewechselt. Der Letztere machte ihm abgesehen von dem Vergehen, welches er durch die Entführung der Mademoiselle de Dinant beging, viele Vorwürfe und beschuldigt ihn sogar des Hochverrathes. Der Connétable de Richemont und Monseigneur Pierre sprachen mit dem Herzog und besänftigten ihn für eine Weile mit Betheuerungen, Monseigneur Gilles habe in dieser Sache nicht im Entferntesten an Hochverrath gedacht. Frau Katherine de Rohan sei sehr wohl mit der Heirath ihrer Tochter zufrieden, da diese Ehe große Vortheile zur

Folge haben werde. Als Arthur de Montauban seinen Herrn zu einer Versöhnung mit seinem Bruder geneigt sah, drang er, ich kann nicht umhin zu denken mit teuflischen Kunstgriffen, auf eine Zusammenkunft zwischen ihnen zu Nantes, wo der Hof damals verweilte. Er weiß wohl, daß Wasser und Feuer sich nicht besser mit einander vertragen als diese beiden Brüder, und daß das giftige Oel seiner eigenen Worte nur in die Flamme des Verwandtenhasses zu fallen brauche, damit dieselbe zu einem furchtbaren Brande emporlodere. So gab er sich denn nicht eher zufrieden, als bis er den Herzog überredet hatte, den Monseigneur Gilles einzuladen, mit seinem jungen Weibe an den Hof zu kommen. Ich ahnte Unheil, als diese Einladung kam, wagte aber nicht, meine Gedanken zu äußern und folgte meiner kleinen Prinzessin hierher. Da ihre Mutter durch ihre Trauer und durch Unwohlsein zu Hause gehalten wurde, übernahm Madame Françoise d'Amboise die Aufsicht über ihre junge Schwägerin. Inmitten der Feste, Turniere und Zerstreuungen des Hofes führt sie ein so reines und heiliges Leben, als ob der Palast ein Kloster und die Welt eine Schule der Tugend sei. Obgleich sie so schön ist, daß Niemand sie ohne Bewunderung anschauen kann, so wagt doch selbst nicht der keckste Ritter auf Erden in ihrer Gegenwart auch nur das geringste unziemliche Wort zu äußern. Ich sah sie, meine kleine Prinzessin an der Hand, dem Herzog ihre Aufwartung machen. Wiewohl beide so verschieden an Alter sind, so sah doch die Eine eben so rein und unschuldig aus, wie die Andere. Alle Edelen der Bretagne waren dort versammelt wie auch die Gesandten von Frankreich, Schottland und Spanien. Aller Augen waren auf das schöne Kind geheftet,

von dem alle schon gehört, das aber noch Keiner gesehen hatte. Wie ein Schutzengel leitete ihre junge edele Pathin sie zu des Herzogs Füßen und stellte sie ihm vor.

„Eine zweite Françoise,“ sagte er lächelnd.

„Eine zweite Schwester,“ entgegnete sie sanft.

„Monseigneur, embrassez -- la!“ Darauf begrüßte der Herzog seine kleine Verwandte, und Beifallsgemurmel erhob sich im Saale. Da sah ich ein Gesicht, welches ich, und sollte ich auch bis zum Tage des jüngsten Gerichts leben, nie vergessen werde. Ich errieth, wem es zugehöre, und schaute es mit Abscheu und Bewunderung an. Ich habe gehört, in Neapel trügen Einige einen bösen Zauber im Auge, und Unglück befalle Alle diejenigen, die ihn anschauten. Dieser Arthur de Montauban — denn er war es — hat diesen unglückseligen Zauber im Blicke. Ich fühlte eine ungemeine Abneigung selbst gegen die Schönheit seines Angesichtes, das teuflische Lauern in seinem Lächeln machte mein Blut stocken. Ich sah ihn und Monseigneur Gilles an jenem Tage sich begegnen und bemerkte, wie die Wange des Letzteren erröthete, und sein Feind leichenbleich wurde. Es war ein schlauer Plan, einen Feind auf die trügerische See eines Hofes zu bringen und ihn durch treulose Lenkung zwischen die Klippen zu führen. Das ist das Ziel, welches dieser Sohn eines italienischen Weibes mit weiblicher Bosheit verfolgt und auch wahrscheinlich erreichen wird. O, Marguerite! die Unüberlegtheit, die Unklugheit, welche dem Monseigneur Gilles schon in seiner Kindheit anhafteten, nehmen mit den Jahren nur zu. Der empfindliche und mißtrauische Charakter des Herzogs gleicht einem Haufen leicht verbrennbarer Stoffe, auf den die Zornausbrüche seines Bruders wie Funken niederfallen, welche indeß kein Feuer

anfachen würden, wenn nicht ein stets bereiter Feind im Geheimen die Flamme schürte. Je mehr der Prinz geliebt und gelobt wird, je mehr Ruhm er sich in den Schranken erwirbt, desto übelwollender wird der Herzog gegen ihn. Ja, man hinterbringt ihm sogar die unschuldigen Reden eines Kindes, um den guten Ruf des Monseigneur zu beflecken. Seine kleine Gemahlin sagte eines Tages, sie wünsche, ihr Gemahl wäre so mächtig wie der Herzog von der Bretagne, und siehe da, man hat das Gerücht verbreitet, der Prinz habe eine Verschwörung zur Entthronung des Herzogs gestiftet. Ich bitte Euch, wer kann seines Lebens da sicher sein, wo ein solcher Geist herrscht, und der eine Bruder die entsetzlichsten Verläumdungen gegen den andern glaubt? Ich werde den Hof bald verlassen. Gott sei gelobt und gepriesen, daß die junge Françoise sich in den Händen der Frau von Guincamp befindet. Es betrübt mich in der That, von ihr scheiden zu müssen; indeß meine arme Nichte, Madame Catherine, liegt, wie ich befürchte, am Sterben und hat mich zu sich rufen lassen. Seit langem habe ich allen Gedanken oder Hoffnungen auf irdisches Glück entsagt, und jeder Tag löst mich mehr von der Welt ab, auf welcher, wie Bruder Brackley zu sagen pflegte, keine volle und vollkommene Freude ist; denn wenn ein Mensch an einem Tische voll wohlschmeckender Speisen und Getränke sitzt und hinter sich einen Kessel voll Pech und Schwefel brodeln sieht, in den er sofort nach Beendigung seiner Mahlzeit geworfen werden soll, wie könnte er dann an seinen leckeren Speisen Freude finden?

Ich hege nur einen leidenschaftlichen Wunsch; nämlich den, diejenigen, welche ich liebe, auf dem Pfade zum Himmel zu sehen. Die Aergernisse mehren sich von Tag zu Tag;

schreckliche Verbrechen werden begangen. Gleichgültigkeit in Sachen der Religion nimmt überhand, und Fremde aus andern Ländern — ich danke Gott, daß sie nicht meinem eigenen Volke angehören — führen Reden gegen die Kirche, bei denen mir das Blut in den Adern gerinnt. Ach, mir scheint, diejenigen, welche Gott in diesen Tagen der Gottlosigkeit lieben, müßten Buße thun und ihren Leib geißeln und züchtigen, um Gnade für die Andern zu erlangen. Ein sonderbarer Ruf ertönt an mein Ohr, ja, pocht zuweilen an mein Herz; Gott weiß, wohin derselbe noch Deine arme Dich liebende Freundin führen wird. Höre doch nicht auf, für sie zu beten."

Ich habe seit vielen Monaten Nichts mehr von Jeanne vernommen; indeß sind durch einige fremde Leute traurige Nachrichten aus der Bretagne an den hiesigen Hof gelangt. Ach, Monseigneur Gilles ist in's Gefängniß geworfen. Seine Feinde haben so listig an seinem Untergange gearbeitet, daß das Herz des Herzogs unwiederbringlich gegen ihn verhärtet zu sein scheint. Vergebens beschwor der Connétable den König von Frankreich, sich für den Monseigneur, dessen Oheim und Oberherr er sei, zu verwenden. Ich glaube, wiewohl die Königin es nicht zugeben wird, doch, daß er in dieser Sache sich als Verräther benommen und Arthur de Richemont getäuscht hat. Da zwangen als letztes Hülfsmittel in dieser Noth, dieser gute Mann, Monseigneur Pierre und sein Weib den Herzog durch ihre dringenden Bitten, seinem Bruder in Gegenwart aller ihrer Verwandten eine Audienz zu gewähren. Der alte Krieger fiel vor seinem hartnäckigen Neffen auf die Kniee und erniedrigte seine grauen Haare aus Liebe zu dem jüngsten Sohne seiner Schwester, dem schönen Sohne, den

sie so sehr liebte, zu dieser Demüthigung. Vergebens umfaßte Françoise d'Amboise mit weinenden Augen seine Kniee und vergoß Ströme von Thränen, die ihn, dessen Eifersucht bei jedem Anzeichen von Liebe gegen seinen Bruder bittrer wurde, nur immer mehr aufzubringen schienen. Sein Antlitz wurde desto trotziger, je dringender man für denselben bat. Zuletzt brach er in eine schreckliche Wuth aus und überschüttete sein Opfer mit rohen Schmähungen und grausamem Tadel. Das Gift, welches eine lügenhafte Zunge Tag für Tag in seine Seele geträufelt hatte, zeigte seine Wirkungen nun in einer Bosheit, welche keine Gränzen kannte. Den Lippen eines Herrschers und Bruders entträufelte der Schlangenhaß, der sein Herz umwand. Eine Weile hindurch (ein Augenzeuge beschrieb diese Scene) hörte Monseigneur Gilles schweigend zu, den Blick zu Boden geheftet. Dann rief er, plötzlich aufstehend, aus:

„Weinet nicht mehr, ich bitte Euch; bittet nicht mehr für mich. Messire le Connétable und Ihr Alle, meine liebenden und edelen Verwandten, sollt Zeugniß ablegen, daß ich am heutigen Tage an die Gerichtsbarkeit meines Vaterlandes appellire. Die Stände der Bretagne sollen eine Untersuchung gegen mich einleiten. Jetzt kehre ich in das Gefängniß zurück, und Gott möge zwischen mir und Euch, Monseigneur François, richten und am Tage des letzten Gerichtes so erbarmungslos gegen mich, wie Ihr jetzt thut, verfahren, wenn ich nur im geringsten eine solche Behandlung von Euch verdient habe."

Darauf wurde er wieder in's Gefängniß geschleppt. Der Connétable verließ Nantes mit gebrochenem Herzen. Frau Françoise machte dem Herzog bei jeder Gelegenheit

Vorwürfe wegen seiner Grausamkeit, erinnerte und beschwor ihn beim Heile seiner Seele, doch barmherzig gegen seinen Bruder zu sein. Da wurde er ihrer ewigen Vorwürfe müde und verbannte sie und ihren Gemahl vom Hofe. Sie nahm die kleine Françoise mit sich nach Guincamp. Einer, der an diesem Orte gewesen ist, hat sie dort oftmals in der Kirche gesehen. Monseigneur soll bald, wie er gewünscht hat, von den bretagnischen Ständen verhört werden. Gott gebe, daß sie ihn freisprechen! Ich fragte ebendenselben Reisenden, ob er nichts von Jeanne gehört habe. Er sagte, Madame de Dinant sei todt und Mademoiselle de Kersabiec sei am Tage ihres Begräbnisses, nachdem sie vorher lange in der Kapelle gebetet habe, verschwunden, und seitdem habe man von ihr nichts mehr gehört noch gesehen.

Der Krieg mit Frankreich wird wahrscheinlich wieder ausbrechen, obgleich die Königin Alles aufgeboten hat, ihn zu verhindern. Indeß der König, ihr Oheim ist, wie man sagt, entschlossen, die Normandie wieder zu erobern. Die Leute hier beschuldigen die Königin, sie wünsche als Französin unsern Waffen einen schlechten Erfolg. Das ist eine schändliche Verläumdung. Die Freunde des Herzogs von York verbreiten solche Gerüchte und weissagen dem Königreich alles mögliche Unglück, weil der Herzog von Somerset Regent von Frankreich sei. Die Königin hat durchgesetzt, daß der Herzog von York mit der Regierung von Irland betraut werde. „Nun," sagte sie, „sind wir wenigstens für eine Zeitlang diesen Ränkespinner los."

Aber Viele meinen, das sei sehr gefährlich und unüberlegt gehandelt, da er so Gelegenheit habe, in einem Theile der Besitzungen Seiner Majestät festen Fuß zu

fassen. Mylord von Salisbury und sein Sohn, der Lord Warwick werden schon dafür Sorge tragen, daß sein Einfluß in England keinen Abbruch erleidet. Wiewohl sie die Königin nicht offen anzugreifen wagen, so ist doch ihre Erbitterung gegen den Herzog von Suffolk grenzenlos. Ich höre selbst solche, die zu Hofe kommen, sagen, der König sei unfähig zum Regieren und passe besser in ein Kloster, als auf den Thron; er habe sich gleichsam selbst dadurch abgesetzt, daß er die Regierungsgeschäfte den Händen einer Frau überlasse, welche seinen Namen nur dazu benutze, um ihre Eigenmächtigkeit zu verbergen, denn nach den Landesgesetzen besitze eine Königin nur den Titel. Obgleich Ihre Majestät erst neunzehn Jahre alt ist, so besitzt sie doch zum Lenken des Staatsschiffes eine festere Hand als irgend eine Andere von ihrem Geschlechte und ihren Jahren in Europa. Ihre Rathgeber sind indeß, wie ich befürchte, nicht immer verschwiegen und mehr auf die Vermehrung ihres eigenen Vermögens, als auf das Wohl der Königin bedacht. Einmal erzählte ich ihr, wie ich Andere es tadeln, und als Ehrgeiz auslegen gehört hätte, daß sie den König eher mit allem andern, als mit Staatsangelegenheiten und Regierungssorgen beschäftige. Sie stützte ihr Gesicht auf ihre Hände, und indem sie ihren Elbogen auf den Tisch stützte und ihre durchdringenden Augen auf mich heftete, als wollte sie meine geheimsten Gedanken errathen, fragte sie in bitterem Tone:

„Sagt man das? O, ich wundere mich wirklich, daß Narren von Dingen schwatzen, von denen die Engel kaum zu reden wagen."

„Verzeihung, Madame," sagte ich mit stammelnder Stimme.

„Ruhig, ruhig, liebe Meg," rief sie, halb ungeduldig,

halb begütigend; „ich beabsichtigte nicht, Deine wohlgemeinte Geschwätzigkeit zu tadeln. Ich weiß, Du liebst den König und mich und deshalb will ich Dir sagen, daß diese gemeinen Tadler an mir gerade das verdammen, was sie nicht — und Gott gebe, nie — begreifen. In den Schauspielen giebt es geheime Dräthe, welche die Zuschauer nicht sehen können, und ebenso giebt es in dem Thun und Lassen des Menschen Beweggründe, welche nur der Handelnde selbst zu ermessen vermag.“

„Will Euere Majestät heute Abend mit dem Könige Karten spielen?“ fragte ich — ich muß nämlich immer den Spieltisch hinrücken — indem ich die gefährliche Unterhaltung, mit der ich die Königin beinahe erzürnt hätte, abzubrechen wünschte.

Sie wandte sich mit einem Ungestüm, der mich in Schrecken versetzte, um. Ihre Lippe zitterte.

„Ihr seid entweder zu kühn — oder aber zu dumm,“ setzte sie hinzu; und wirklich sah ich wie ganz außer Fassung gesetzt aus. Dann ergriff sie mich beim Arm und sagte heftig:

„Wißt Ihr auch, wann und wo man die Karten erfunden hat?“

„Nein, Madame, nein,“ antwortete ich mit ungeheuchelter Ueberraschung, denn ihre Frage lautete wirklich sonderbar.

„O, dann gehe nur und setze den Spieltisch zurecht,“ sagte sie, mit halb froher, halb trauriger Miene. —

XVI.

Die Weissagung eines Königs.

Als ich eines Tages mit einigen andern Leuten, die ebenfalls zum Hofstaate der Königin gehörten, in dem Vorzimmer war, welches zu ihren Gemächern führt, hörten wir den Reden verschiedener Leute, wie sie aus und eingingen, zu. Lord Shrewsbury's Gesicht war, wie mir schien, sehr traurig, er sah viel älter aus, als damals, wo ich ihn zum letzten Male am Hofe gesehen hatte. Die Zuneigung dieses Edelmannes zur Königin ist immer unverändert geblieben; er vereint die schuldige Ehrfurcht gegen seine Herrscherin mit einer fast väterlichen Zärtlichkeit gegen ein so junges und liebenswürdiges Wesen. Es ist wirklich anmuthig, zu sehen, wie er ihre Wünsche zu errathen und sie auf die ehrlichste und gefälligste Weise zu erfüllen sich bestrebt; und wie sie, mit herzlicher Achtung gegen ihn seine ergrauten Haare mit inniger Liebe betrachtet. Er ist mehr als jeder Andere im Lande über ihren Witz und ihre Gelehrsamkeit erfreut, und spricht gerne mit ihr französisch, worin er sich auszuzeichnen glaubt; doch kann Ihre Durchlaucht manchmal ein Lächeln über die sonderbaren Verstöße des guten Lords nicht verbergen und sagt auch wol, sie spreche das Englische fehlerfreier,

als er das Französische. Das will er aber nie zugeben, und darüber entsteht dann zwischen ihnen ein freundschaftlicher Wortwechsel. Nur einmal hat die Königin in diesen vier Jahren einen ernstlichen Streit mit Lord Shrewsbury gehabt. Der bezog sich auf Jeanne d'Arc, die von ihm für eine Hexe, von der Königin aber für eine Heilige gehalten wird.

Als wir an dem Morgen, den ich meine, aus dem Audienzsaale zurückkehrten, redete ihn Lady Elisabeth de Say folgendermaßen an:

„Mylord, es geht das Gerücht, der Herzog von Suffolk sei im Tower. Ich bitte, sagt mir, was man ihm zur Last legt."

„Madame," erwiderte der alte Lord, „sein Vater und drei seiner Brüder sind in Frankreich erschlagen worden. Er selbst hat vierunddreißig Jahre im Kriegsdienste zugebracht. Dreißig Jahre lang hat er zu den Rittern des Hosenbandordens gehört und ist fünfzehn Jahre hindurch Rathgeber des Königs gewesen und einmal befand er sich siebenzehn Jahre auf Kriegszügen, ohne nur ein einziges Mal nach Hause zurückzukehren. Ich bitte Gott, daß dem König seine Feinde nur halb so gut dienen möchten, als dieser sonderbare Verräther gethan hat."

„Ei, Mylord Shrewsbury," rief jener Unglücksvogel, Lady Isabel Butler, „er beabsichtigte ja seinen Sohn John mit der kleinen Margaret Beaufort zu vermählen und sie nach Ermordung des Königs als Kronerbin ausrufen zu lassen."

„Den König ermorden!" rief ich erstaunt aus. Darauf entgegnete sie, mit ihrem gewohnten boshaften Lächeln:

„Bemerkt es wohl, ich sagte nicht der Königin."

Wenn finstere Mienen tödten könnten, dann wäre die Lady, nach dem Grimme zu urtheilen, der Mylord Shrewsbury's Gesicht verfinsterte, damals gewiß gestorben.

„Madame," rief er, „Ihr möget Gott danken, daß Ihr ein Weib seid. Kein Mann wäre mit heiler Haut davongekommen, wenn er vor meinen Ohren solche Reden geführt hätte."

Die Lady wandte sich weg, und that, als ob sie auf ihn nicht höre. Darauf sprach man über die schlechten Nachrichten aus Frankreich; einige sagten, der Herzog von Somerset verliere alles, was die Herzöge von Bedford und von York bis jetzt behauptet hätten. Ein gewisser Thomas Crawford erzählte, es seien Nachrichten aus Portsmouth eingetroffen, denen zufolge dort sehr bedenkliche Zusammenrottungen stattfänden; der Bischof von Chichester, welcher dorthin gegangen sei, um die Truppen für den französischen Feldzug zu bezahlen, sei vom Pöbel ermordet worden. Kurz darauf brachte Ralph Osborne die Nachricht, daß William Taylboy, der Geächtete, in der Nähe des Rathssaales mit bewaffneten Männern endeckt und auf Ansuchen des Lord Cromwell in den Tower gebracht worden sei. Hernach kam Mary Beaumont auf mein Zimmer; und als ich sagte: „Ach, Moll, die neuesten Nachrichten werden den Kummer der Königin nur vergrößern," antwortete sie: „Wahrlich, sie hat dessen vollauf. Ich versichere Dir, Meg, es giebt nicht viele Weiber, die ein so muthvolles Herz im Busen tragen, als diese Frau. Ich habe dann und wann Worte ihren Lippen entfallen hören, welche auf einen schmerzlichen Aufruhr in ihrem Innern schließen lassen. Manchmal, wenn sie zu Windsor ist, besucht sie die Madame Alice Botler, meine Verwandte, welche Erzieherin des

Königs war und jetzt in einem Hause im Parke wohnt. Sie fragt dieselbe über die Kindheit Seiner Majestät und hört es gerne, wenn sie ihr erzählt, wie er ausgesehen und sich benommen habe, als er noch unter ihrer Aufsicht stand. Einmal als ich da war, rief sie aus: „Ach, Mistreß Alice, ich liebe dies Windsor, weil mein Herr und theuerer Gemahl hier geboren wurde.“ Madame Alice entgegnete: „Jawohl, seine Mutter, die Königin Katharina, vergoß wegen dieser Geburt zu Windsor viele Thränen.“ „Wie so, ich bitte Euch?“ fragte die Königin ganz erstaunt. Da erzählte Madame Alice, der selige König habe, als er nach Frankreich zog, derselben dringend eingeschärft, ihre Wochen nicht zu Windsor abzuhalten; denn wenn er einen Sohn bekäme, der an jenem Orte geboren wäre, so werde dieser alle Tage seines Lebens unglücklich sein. Die Königin (sagte sie) lächelte, und meinte, es müsse für einen englischen Prinzen gewiß ein gutes Vorzeichen sein, wenn er an der Geburtsstätte Eduard's des Dritten geboren würde, Windsor sei auch für sie der angenehmste Ort zur Abhaltung ihres Wochenbettes. Der König aber bestand auf seiner Meinung und verließ sie mit jenem strengen Befehle. „Und wagte sie es ihm ungehorsam zu sein?“ fragte die Königin. Madame Alice antwortete: „Sie pflegte zu sagen, der König sei zu abergläubisch, und sie werde ihr Wochenbett abhalten, wo es ihr gefalle, und nichts Uebeles solle deshalb ihr oder ihrem Kinde zustoßen. In ihrer Jugend war sie so muthwillig und verwegen, daß sie sich nicht einmal von ihrem Gemahl befehlen ließ. Endlich beschloß sie, sich nach Sheen zurückzuziehen, wurde aber vor ihrer Abreise von einem Unwohlsein befallen, und so geschah es, daß mein Herr, der König, zu Windsor geboren wurde. Ich sehe

noch das strahlende Lächeln auf ihrem bleichen schönen Antlitze, als sie ihn auf ihren Armen hielt, ihn, der das schönste Kind war, das man nur sehen konnte. Ich erinnere mich noch daran, wie sie fröhlich sagte: ‚Nichts, däucht mich, an diesem Knaben zeigt, daß Unglück sein Loos sein werde.‘ Aber als kurz darauf Lord Fitzhugh ihr erzählte, wie der König, als er zu Meaux die Geburt seines Sohnes vernommen, sich ungeduldig darnach erkundigt, wo das Kind geboren sei und nachdem er erfahren, zu Windsor, ausgerufen habe:

„Ich Heinrich geboren zu Monmouth, werde kurz nur regieren, doch vieles erlangen; doch Heinrich von Windsor wird lange regieren und Alles verlieren; doch wie Gott will, gescheh' es.“

Da vergoß sie Thränen; und wie im Fortschreiten der Jahre Unglücksfälle sich ereigneten, da dachte sie mehr und mehr an diese Worte und ward sehr bekümmert über ihren jugendlichen Eigensinn. Sie bekannte reuig ihren Fehler, als sie zum Sterben ging und bat den König, ihr zu verzeihen.“

„Was sagte Mylord?“

„Er hieß sie gutes Muthes sein, da Unglücksfälle ja für eine Christenseele nichts Uebeles seien; und wenn er auch Alles auf Erden verliere, so werde er ja hoffentlich um so mehr dafür im Himmel wiedererlangen.“

„Das sieht Seiner Majestät ähnlich,“ rief die Königin aus. „An Herzensgüte hat es Seiner Durchlaucht nie gefehlt; war er auch in seiner Kindheit ernst und gutmüthig?“

„Auf seinem Antlitze lag immer ein sanfter Ernst,“ erwiderte meine Verwandte, „und niemals habe ich ein

Kind gesehen, das man an Zutraulichkeit und Herzensgüte mit Seiner Hoheit vergleichen könnte. Mrs. Jean Astley sagt, sogar schon in seiner ersten Kindheit hätten alle seine Handlungen einen Anstrich von Anmuth gehabt. Wenn er mit seiner Mutter durch die Straßen von London fuhr, so grüßte er das Volk und benahm sich mit großem Ernste; die niedlichen Händchen, mit denen er sich noch nicht selbst ernähren konnte, trugen schon damals ein kleines Scepter. Ich erinnere mich noch des Tages, an dem der Earl von Warwick ihn den Pairs im Parlamente zeigte, und einer der Lords ihm den Reichsapfel darbot. Er legte das eine Händchen darauf und dann das andere, und schien zu zweifeln, ob er vor demselben bange sein oder damit spielen solle."

„Ach Madame Alice," sagte die Königin lächelnd, „Ihr müßt einen großen Ruf als kluge und erfahrene Frau genossen haben, da des Königs Räthe Euch dazu auserlasen, ihn Höflichkeit und gute Manieren zu lehren. Ohne Zweifel lehrtet Ihr ihn auch schon früh seine Gebete aufsagen."

„Ich versichere Eurer Majestät, der König konnte seinen Rosenkranz schon beten, als er kaum sprechen konnte. Als er nur erst achtzehn Monate alt war, da wollte er schon an Sonntagen nicht mehr reisen."

„Nein, nein, Madame Alice, das ist unglaublich," rief die Königin.

Aber meine Verwandte ließ sich darin nicht widersprechen und behauptete, es stehe so geschrieben in der Chronik von London.

„Es geschah am 13. November," sagte sie, „als der König und seine Mutter von Windsor nach London kamen.

Am Samstag Abend kehrte sie in Staines ein; und am folgenden Morgen, als der König zum Wagen seiner Mutter gebracht wurde, schrie und rief er so ausgelassen, wie man es noch nie zuvor an ihm wahrgenommen hatte, so daß man ihn in das Wirthshaus zurückbringen mußte; dort blieb er denn den ganzen Tag. Aber als man ihn am andern Morgen zu dem Wagen brachte, da war er gar fröhlich und munter."

„Nein, Madame Alice," rief die Königin, „ich kann an eine so frühe Heiligkeit, die sich in Trampeln und Schreien äußerte, nicht glauben. Und doch — O, ich will wohl glauben, daß der König früher als andere Kinder Neigung zum Dienste Gottes empfunden hat."

Dann küßte sie die Madame Botler, welche rief, das sei eine zu große Ehre für ein armes Weib wie sie.

„Nein," sagte die Königin; Ihr habt den König oftmals geküßt, deshalb darf sein Weib Euch auch küssen."

„Ich muß eingestehen," erwiderte Madame Botler, „daß die Aermchen des Königs zuweilen um meinen Nacken geschlungen waren, und dann konnte ich nicht umhin, seine schöne Wange zu küssen. Gott beschütze Seine Majestät und Euch auch, Madame!"

Die Königin sagte mir hernach, daß sie sich gerne mit Madame Alice unterhalte, da dieselbe sie an ihre eigene gute Amme, Théophanie, erinnere. Dann spielte sie auf die Worte des verstorbenen Königs über die Geburt Heinrich's zu Windsor an und ließ Aeußerungen fallen, daß sie Befürchtungen hege, von denen die Andern nichts wüßten und sie deshalb so falsch beurtheilten. Ja, Meg, wie ich Dir schon vorher sagte, Unsere Herrscherin, die Königin,

hat ein muthvolles Herz, wie kein anderes Weib auf Erden.

Während der Zeit zwischen der Gefangennahme des Herzogs von Suffolk und seiner Abführung in den Tower war ich selten bei der Königin. Aber als ich an jenem Tage an ihrer Seite, am Fenster im Palaste zu Westminster stand, sagte sie zu mir mit Thränen in den Augen: „Unser treuester und ergebenster Freund Suffolk ist auf fünf Jahre verbannt. Der König hat den Urtheilsspruch nur unterzeichnet, um dem Herzog das Leben zu retten, und Gott gebe, daß er seine barmherzige Absicht erreiche. Indeß bin ich der Ansicht, daß es eine schädliche Handlungsweise ist, einen Zollbreit nachzugeben, um sich in Sachen der Gerechtigkeit eine Elle einerseits und andrerseits das Geschrei des Pöbels zu ersparen; das zeigte sich schon, als Pilatus unsern Herrn Jesus geißeln ließ, wovon wir das Ende alle wissen.“

„Man erzählt sich,“ entgegnete ich, „daß Ew. Majestät den König getrieben habe, endlich jenen Beschluß zu unterzeichnen.“

Die Königin antwortete mir erst einen Augenblick lang nicht; dann heftete sie ihre Augen auf mich und sagte:

„Ja, ich habe es gethan. Gott allein weiß um den Grund.“

Während sie dies sagte, wurde unter dem Fenster das Geräusch eilender Schritte hörbar, und wir sahen Schaaren roher Menschen auf den Tower zueilen, aus dem der Herzog von Suffolk an jenem Morgen abziehen sollte. Kurz hernach verbreitete sich das Gerücht, Seine Durchlaucht sei angegriffen und vom Pöbel mißhandelt worden; das wies sich indeß als falsch aus: man hatte nur seine Diener an-

gehalten und geschlagen. Er selbst flüchtete sich auf seine Güter nach Suffolk, von wo er sich nach Ipswich einschiffen sollte. Die Königin litt heute Abend an Kopfweh; als ich sie zu erleichtern suchte und ihr die Stirn mit destillirtem Wasser erwärmte, brach sie in folgende Worte aus:

„Herr Jesus, wie soll das alles noch enden? Die Unzufriedenheit hat ihren Höhepunkt erreicht; das Volk verhungert. Seine Leiden erinnern mich an die Hungersnoth zu Neapel vor einigen Jahren. Die verpesteten Lehrer der Empörung schleichen umher, vergiften die Gemüther der Menschen und lehren sie, ihr Elend den Sünden der Geistlichkeit und der Edelleute zuzuschreiben. Sie reizen zur Rebellion gegen Kirche und Thron, und verheißen, daß die Ländereien der Reichen unter die Armen vertheilt werden sollen. Und Niemanden gewahre ich, der gut, klug oder stark genug wäre, diesem Strome Einhalt zu thun, der gleich der steigenden Meeresfluth immer höher und höher anschwillt. Der Cardinal ist todt, Suffolk ist verbannt, Shrewsbury ist alt und schwach, Waynfleet und Beckington sind heilige Männer, deß bin ich sicher; indeß ich muß von ihnen sagen, was man einstens von den wenigen Laiben sagte, als Tausende hungerten, „was sind sie unter so Vielen?“

„Gott sei gedankt,“ sagte ich, „daß wenigstens der König weise und gut ist.“

Sie stieß stürmisch meine Hand von ihrer Stirn weg und in ihrem Bette auffitzend, während ihre schönen weißen Arme auf dem Busen gekreuzt waren, und ihre Haare ungeordnet um ihr Gesicht fielen, rief sie:

„Der König! wollt Ihr mich zu geringer Achtung gegen ihn anklagen? Ich sage Euch, es giebt Niemanden,

der ein Königreich so wohlwollend wie mein Gemahl regieren würde, wenn ..... Ach, vielleicht gehört Ihr zu Jenen, welche da meinen, ich sehne mich darnach, allein zu herrschen; — ich freue mich darüber, daß er bete und studire wie ein Mönch, damit ich nur als unbeschränkte Herrscherin regiere? Ja, man tadelt mich von allen Seiten; Feinde verläumden, Freunde führen mich durch ihre unüberlegten Rathschläge in's Verderben. Aus Frankreich erhalte ich von meinen Verwandten Briefe, über die ich lächeln und weinen muß! sie schreiben in so gänzlicher Unwissenheit der hiesigen Ereignisse. Nur Einer in der ganzen Welt weiß, was ich leide. Gott helfe mir! Wenn ich mein Herz nicht in der Beichte erleichtern könnte, ich glaube, ich würde noch wahnsinnig werden. Jene Lollards verbreiten verdammungswürdige Lehren, die Niemand bekennen darf. Wenn der Tag je kommen sollte, wo bekümmerten Herzen jener einzige Trost der Beichte versagt sein würde, dann wird ganz gewiß die Zahl der Wahnsinnigen zunehmen."

Eine kurze Zeit verfloß, und wieder ließ mich die Königin zu sich rufen. Sie wollte ausgehen und befahl mir, sie zu begleiten. Ihr Antlitz war bleich, nur ein rother Flecken war auf jeder ihrer Wangen. Sie legte ihre kalte Hand auf die meinige und sagte:

„Suffolk ist todt — ermordet! Ich gehe, um der Herzogin mein Beileid zu bezeigen. Ich wollte, ich könnte ihr das Haupt Exeters bringen! das wäre der beste Trost für sie!"

„Das Haupt des Lord Admiral!" rief ich erschreckt aus. „Du guter Gott, was hat er denn gethan?"

„Gethan!" wiederholte die Königin bitter. „Das hat er gethan. Er, der Diener des Königs, der Rathgeber der Krone, gab den treulosen Lords, den Gegnern Suffolk's,

Fahrzeuge. Sie entsandten Bösewichter auf dem Nicholas, um ihn auf der See zu verfolgen. Sie stiegen in sein Schiff, rissen ihn heraus und begrüßten ihn auf einem der ihrigen mit dem Spottrufe: ‚Willkommen Verräther!‘ und mit dem noch schlechteren Spotte einer erheuchelten Untersuchung. Darauf ließen sie ihn in ein Boot nieder und schlugen ihm mit einem alten rostigen Schwerte sein edeles Haupt ab. Ich sage Dir, wenn ich sein Weib wäre, ich wollte sterben oder ihr Blut haben; nun da ich seine Königin bin, die ihm Alles verdankt und ihn so sehr liebte, kann ich nur mit heißen, nutzlosen Thränen, die meiner machtlosen Königswürde zur Schmach gereichen, um ihn trauern! O Gott, daß ich so behandelt werde! daß ich sehen muß wie der König seine milden Augen zum Himmel erhebt mit einer Angst, die keine Worte ausdrücken können! Und diese arme Seele bin ich im Begriffe in grundlosem Wehe versinken zu sehen! Was soll ich ihr sagen?“

„O, Madame, sagt ihr, sie solle beten, in ihrem Kummer geduldig sein und auf Gott hoffen!“ rief ich.

„Ebenso gut könntet Ihr dem zornigen Orkane befehlen, der See Sanftmuth zu predigen, als mir, das Weib des ermordeten Suffolk zur Geduld zu ermahnen. Wenn der König sie besucht, dann vielleicht mag wahrer Trost, himmlische Weisheit, süße Hoffnung, die nicht von dieser Erde ist, von seiner Seele in die ihre überfließen. Seine Gegenwart lindert die Wuth der Leidenschaften. Ich habe das schon gesehen, ja auch schon selbst erfahren.“

Darauf erreichten wir das Haus der Herzogin, und die Königin ging in ihr Zimmer. Als sie wieder herauskam, waren ihre Augen roth vom Weinen. —

XVII.

Noch einmal die Ehrendamen.

Ich erinnere mich, daß ich eines Tages zu Sheen, als ich traurig darüber war, daß ich keine Nachrichten von Jeanne und nur unbestimmte Andeutungen über die verlängerte Haft des Monseigneur Gilles und die Mißhandlung, die er zu erdulden hatte, erhielt, in den Garten ging und mich dort mit einigen Ehrenfräulein der Königin im Schatten auf das Gras niederließ. Anfangs konnte ich das muntere Geschwätz der Fräulein nur mit Widerwillen anhören, und lehnte deßhalb mein Haupt an einen Baum und that, als ob ich schliefe. Während sie fröhlich plauderten, wanderten meine Gedanken weit in die Ferne zu einem Gefängnißthurm in Frankreich und betrachteten ein schönes, durch lange Haft bleich gewordenes Antlitz Doch vernahm ich sehr wohl ihre Reden, die ich nach dem wohlbekannten Tone einer jeden Stimme leicht unterscheiden konnte. Obgleich ich keineswegs zur Munterkeit aufgelegt war, steckte mich doch ihr Frohsinn allmählich an. Die geschäftigen Zungen, das leichte Geplauder und die Ausbrüche fröhlichen Gelächters stritten gleichsam mit der Musik

der Vögel in dem anmuthigen Haine um die Wette. Obgleich ich Theils wegen meines von Natur ernsten Gemüthes und einer sinnenden Schwermuth, welche die Folge frühen Kummers ist, nicht zum Frohsinn geneigt bin, so wird mein Herz doch heiter, wenn Andere um mich fröhlich sind; diese Art von Ansteckung ist gesund, denn zu großer Ernst erzeugt mürrische Gesinnung und steht der Jugend nicht gut.

Seitdem ich vor vier Jahren zu schreiben anfing, sind in diesem jugendlichen Kreise manche Veränderungen vorgefallen. Die Eine ist gestorben, die Andere hat sich verheirathet, und neue Fräulein sind an ihre Stelle getreten. Zehn junge Mädchen aus edelen Familien sind ebenfalls in den Hofstaat der Königin aufgenommen worden, um erzogen und unterrichtet zu werden; sie sind aber nicht mit den Ehrenfräulein in ihrem Gefolge. Nur die Lady Margaret Beaufort ist öfters, weil die Königin ihr ganz besondere Gunst erweist, in den geheimen Gemächern Ihrer Majestät zu sehen. Als wir zu Sheen unter dem Lindenbaume saßen, dachte ich gerade daran, daß Einige von denen, deren Gesprächen ich lässig zuhörte, vielleicht einst auf der Bühne des Lebens eine Rolle spielen würden; daß die aufdämmernde Liebenswürdigkeit der Einen sich zur Schönheit erschließen würde, die Viele in ihren Netzen fangen werde; daß der sprudelnde Witz der Andern die Welt in Bewunderung und Erstaunen versetzen würde; daß eine Dritte im Geruche der Heiligkeit hinscheiden würde; eine Vierte vielleicht eine Geächtete oder Ketzerin werden könnte — wovor Gott sie gnädig bewahre! Das Leben gleicht in seinem Beginne einer Pergamentrolle, die allmählich ihre Blätter entfaltet. Um indeß zu fröhlicheren Gegenständen überzugehen, will ich berichten, was die Herzogin von Bedford dem

Lord Bonville sagte, als er sich rühmte, er sei aus dem Stoffe geschaffen worden, aus dem Helden gemacht würden:

„O guter Mylord," erwiderte Ihre Durchlaucht; „seid doch so gut und zeigt uns eine Elle von diesem Stoffe, damit wir den Rest beurtheilen können."

Die Stimme der kleinen Margaret Beaufort erklang zuerst an mein Ohr. Ich hörte sie sagen:

„Welche Blume mögt Ihr am liebsten leiden, Mrs. Katherine Strange?" (diese gehörte zu den neuen Ehrenmädchen.)

„Die Rose," erwiderte das Fräulein.

„Und Ihr, Isminia Scales?"

„Nun, Peg, ich mag die Bartnelke am liebsten leiden."

Da flüsterte Eine in meiner Nähe der Andern zu:

„Schade, daß es keine Blume giebt, die ‚Süß Heinrich' heißt."*)

Ein Gelächter erfolgte; denn es war allbekannt, daß die Lady wahrscheinlich Heinrich Bouchier, den zweiten Sohn des Lord Essex heirathen würde und nicht wenig in ihn verliebt war.

Da sagte Mistreß Isminia in gereiztem Tone:

„Man sollte meinen, daß Leute, die in einem gläsernen Hause wohnen, nicht andere mit Steinen werfen dürften."

„Vielleicht," sagte eine Andere, „meinte Mistreß Katherine, daß die Rose, der sie den Vorzug giebt, eben so süß duften würde, wenn sie auch einen andern Namen trüge und daß ein übelklingender Name einem schönen Manne nicht zur Unzierde gereiche."

---

*) „Bartnelke" heißt im Englischen „sweet William," „Süß Wilhelm;" „Süß Heinrich" heißt „sweet Henry". Es handelt sich also um ein Wortspiel. (Anm. d. Uebers.)

Da lachten Alle; denn am Hofe wurde allgemein erzählt, daß Mistreß Katherine die Königin gequält habe, für sie einen Brief an ihren Vater, Nicolas Strange, zu schreiben, um ihn zu bitten, daß er seine Zustimmung zur Vollziehung ihres Ehevertrages mit Robert Brugdon gebe; ich wußte, daß dies wahr sei, da ich ihn selbst geschrieben hatte. Nach meiner Ansicht trat Ihre Majestät jenem Herrn gegenüber sehr entschieden auf, denn sie flehte ihn an, bat ihn, und beschwor ihn um Gottes Willen, doch ohne Aufschub und Zögern die Vollziehung der Heirath zu gestatten.

Mistreß Katherine erröthete und sagte, der eine Name sei so gut, wie der andere; indeß möchte sie für ihren Theil einen Mann Namens Bouchier nicht heirathen; denn das bedeute ja im Französischen einen Schlächter.

Darauf sagte Johanna Dacre, ihr gefalle keine Blume so sehr als das Stiefmütterchen.

„Ihr solltet es lieber ‚Herzenstrost‘ (heart's-ease) nennen, Johanna,“ rief Gwendoline Talbot, die Tochter des Lord Lisle; „das wäre ein passenderer Name.“

„Nein, das kann ich nicht einsehen,“ meinte Johanna.

„O gewiß,“ entgegnete die Andere, „denn pansy (Stiefmütterchen) ist im Französischen pensée und das heißt ‚Gedanke‘; und Gedanken, Madame, sind störend und rauben den Leuten oft ihre Ruhe.“

„Ja, ja!“ rief da Eine — ich glaube, es war Mary Beaumont — „es giebt eine Lady, die obwohl eine große Denkerin doch nie des Schlafes beraubt ist.“

„Wer sagte das?“ fragte ich, die Augen öffnend. Alle lachten und riefen, ich sollte es rathen; aber ich wollte

nicht — ich war zu schläfrig. Deshalb sagte Eine nach einer Pause:

„O, Maud Everingham! Ich meine, Ihr habt heute Morgen einen Brief von Isabel Woodville bekommen."

„Bitte, nennt sie Elisabeth," sagte eine Andere.

„Nein, nennt sie Bessy," rief die kleine Margaret Beaufort. „Hübsche, schöne Bessy! Aber, mesdames, ich bin, wie die Königin sagt, wenn sie zu Euch spricht, höchlich mißvergnügt darüber, daß Keine von Euch meine und Ihrer Majestät Blume gewählt hat — die weißrothe Maßliebe; ist sie nicht sehr schön?"

„Die Maßliebe tragen wir Alle in unseren Herzen," sagte Lady Gwendoline Talbot. „Aber nun, Maud," setzte sie hinzu, mußt Du so gut sein, uns Bell's oder Bessy's Brief vorzulesen. Es ist schade, daß sie nicht Jaquetta heißt, wie ihre Mutter; ich habe indeß gehört, als dieser Name vorgeschlagen sei, habe Ihre Durchlaucht gerufen: ‚Nein, nein! die Engländer würden sie Jacket nennen und das würde doch sehr häßlich klingen."

„Nun, nun, laßt Maud lesen," riefen mehrere Stimmen; aber Maud weigerte sich zum nicht geringen Aerger der Fräulein, den Brief zu lesen oder zu zeigen; die, welche am Hofe leben, sind ja bekanntlich begieriger nach Neuigkeiten und Gerüchten über fremde Leute, als Andere. Indessen als sie fortgegangen waren, was sie recht bald thaten, da sie Maud fest entschlossen sahen, ihren Bitten nicht nachzugeben, zog diese das Schreiben aus ihrem Busen, überreichte es mir und bat mich um einen guten Rath in Betreff desselben. Da es mir merkwürdig vorkommt, zwei Personen von hohem Ansehen und altem Adel bei einem jungen Fräulein den Freiwerber

spielen zu sehen, so theile ich hier Mistreß Woodville's Brief mit.

„Innigst geliebte Maud!

Ich danke Euch für den artigen Brief, mit dem Ihr mich gütigst vor einiger Zeit erfreut habt; gewiß habt Ihr Euch verwundert, daß ich Euch habe so lange auf meine Antwort warten lassen. Ich bitte Euch um Verzeihung, süße Maud, für meine Trägheit. Wirklich, ich bin eher eine herzliche Freundin als eine schnelle Briefstellerin; auch habe ich diese Woche schon zwei Briefe zu schreiben gehabt; und Ihr sollt nie rathen, an wen — nein, und wenn Ihr Eueren Verstand auch von heute an bis zum jüngsten Tage anstrengtet. Was meint Ihr, Mistreß? Sieht es nicht zum Verwundern aus, wenn der Herzog von York und der berühmte junge Earl von Warwick sich herablassen, eigenhändig an die einfältige Elisabeth Woodville zu schreiben, wenngleich sie eine sehr edle Prinzessin zur Mutter hat! Doch scheint mir, hätten sie ihre Feder zu einem besseren Zwecke benutzen können, als um ein armes Mädchen zu bereden, einen Ritter Ohneland zu heirathen, wenn er auch ein sehr achtbarer Gentleman ist — ich meine jenen geduldigen, schweigsamen Freier, den Ihr wohl kennt, Sir Hugh John, der niemals Muth genug besaß, für sich selbst zu sprechen. Und so muß den wohl der Herzog von York für ihn den Brautwerber spielen; denn, sagt Seine Durchlaucht, er sei von glaubwürdiger Seite unterrichtet, daß sein lieber Ritter Sir Hugh John, mir, wegen meines liebenswürdigen Gemüthes und meiner guten Eigenschaften, sein ganzes Herz geschenkt habe. Indessen, setzt er hinzu, wisse man nicht, wie ich gegen

ihn gesinnt sei. Doch bitte er mich herzlich, zur Erfüllung seines Wunsches geneigt zu sein, er werde ihm nichts in den Weg legen; fernerhin zweifele er auch nicht an meinem zukünftigen großen Glücke und Wohle.' Ein großes Glück wäre es wahrlich, in Wales zu wohnen und die Gattin eines bettelarmen Mannes zu sein! Lieber wollte ich Nonne werden. Indessen, der Herzog fügt hinzu, wenn ich in dieser Sache mich seinem Wunsche füge, wolle er uns beiden stets solche Gunst und Gnade erzeigen, daß es nicht unser Schade sein solle. Das machte mich ein wenig nachdenklich; denn in solchen Sachen ist Uebereilung höchst unklug. John Gray verspricht ebenfalls mich im Ehestande recht hoch und werth zu halten, und gewiß von uns Beiden der beste Ehegatte werden zu wollen. Da ich dem Herzog seinen Wunsch nicht sogleich abschlagen wollte, so schrieb ich ihm einen unterthänigen Brief des Inhaltes, daß der Ritter nur nach Grafton kommen könne, und daß ich ihn sehr artig aufnehmen wolle. Das that ich auch zum nicht geringen Mißvergnügen John Gray's, der davon gehört hat. Als aber Sir Hugh zu zudringlich mit seinen Anträgen wurde, da entließ ich ihn mit einer höflichen Antwort, indem ich seinen Heirathsantrag weder geradezu abschlug noch auch annahm; denn so hatte Ihre Durchlaucht, meine Mutter, mir gerathen. Gestern nun erhielt ich einen Brief von dem Earl von Warwick, den ich Euch ganz mittheile, damit Ihr selbst urtheilen möget, ob ich guten Rath nöthig habe, wenn ich von zwei so mächtigen Fürbittern zugleich bedrängt werde.

‚Verehrtes und geliebtes Fräulein!

Ich entbiete Euch meinen Gruß. Mein sehr geliebter Sir Hugh, der kürzlich zu seinem großen Vergnügen und seiner großen Freude, wie er selbst sagt (ich glaube, der Gentleman ließ sich leicht zufriedenstellen) und wofür ich Euch danke, bei Euch war, hat mich benachrichtigt, er habe Euch, sowohl wegen des großen Ernstes und der Klugheit, die er dazumal an Euch gefunden und erprobt hat, als auch wegen Euerer großen und gepriesenen Schönheit und Euerer weiblichen Anmuth sehr liebgewonnen, und wünsche Euch deshalb so bald wie möglich in allen Ehren zu ehelichen und zwar lieber als jede andere Jungfrau auf Erden, wie er sagt. Indem ich nun seinen ebengenannten Wunsch und das große Ansehen, in dem er steht, (er wurde ja in Jerusalem zum Ritter geschlagen und nach seiner Heimkehr wegen seiner weitberühmten Tapferkeit und Klugheit, zum Marschall von Frankreich und dann von England ernannt) und auch seine übrigen Tugenden und Verdienste, wie auch die guten und anerkennungswerthen Dienste, die er mir erwiesen hat und noch täglich erweist, erwäge, so schreibe ich jetzt an Euch und bitte Euch inständig, auf mein Ansuchen und Bitten, seinem redlichen und ehrenhaften Wunsche nachzukommen. Dadurch würdet Ihr sehr zu Eurem zukünftigen Glücke und Wohlergehen beitragen und Euch meine Gunst in so hohem Maße zuwenden, daß Ihr mit Hülfe Gottes, der Euch seinen Segen und Schutz verleihen möge, stets zufrieden und glücklich sein werdet.‘

‚Geschrieben von dem Earl von Warwick.‘

„Nun, meine liebe Maud, da liegt gerade meine Verlegenheit. Gunst ist gut, aber Güter sind besser. Die

geneigte Gönnerschaft der beiden edlen Peers ist gewiß nicht leichtsinnig wegzuwerfen; aber wie, wenn ich in Folge der Erwerbung ihrer Gunst, in der guten Meinung Ihrer Majestät sinke? Sir Hugh John ist zwar ein tapferer Krieger von stattlicher Gestalt; aber mich däucht, die Tochter der Herzogin von Bedford dürfte sich weder mit dem Titel einer Lady John begnügen, noch auch ihr künftiges Wohlergehen von einem Geringeren, als dem König selbst abhängen lassen. Wenn ich John Gray heirathe, dann eheliche ich den Erben des reichen Lord Ferrers von Groby. Wenn Ihr und Margaret de Roos mir nun in dieser Sache behülflich sein und die Königin merken lassen wollt, daß ich den Freier des Herzogs von York und des Lord Warwick nur aus Ergebenheit gegen Ihre Majestät zurückgewiesen, dann wird sie mir gewiß eine ebenso große Mitgift geben, als der Isminia Scales und der Johanna Dacre, nämlich zweihundert Pfund; dann wird auch der Lord Ferrers sich zufrieden geben, da Ihre Durchlaucht, meine Mutter mir gewiß die versprochene bewußte Aussteuer geben wird. In diesem Falle würde ich gerne John Gray heirathen: möge ich es zu meinem Glücke thun. Ich bitte Gott, Euch Gesundheit zu verleihen und in einem Jahre größere Freude erleben zu lassen, als Ihr in sieben gehabt habt.

Euere Euch liebende treue Freundin
Elisabeth Woodville.

Geschrieben zu
Grafton Castle
am Dienstag den 14. Juli 1449.

„Was meint Ihr dazu?“ fragte Maud Everingham, als ich ihr den Brief zurückgab.

Ich antwortete lächelnd:

„Ich meine, daß Mistreß Elisabeth unter allen Mädchen ihres Alters hinter dem unschuldigsten Gesicht die durchtriebenste Schlauheit verbirgt.“

„Einige sind dagegen der Meinung,“ entgegnete Maud, „sie sei einfältig.“

„Ja wohl,“ erwiderte ich, es liegt vielleicht Etwas Einfältigkeit in dem offenen Geständniß, welches sie in diesem Briefe ablegt. Selbst einer Freundin gegenüber würde manche Andere sich edelmüthiger und weniger auf den eigenen Vortheil bedacht gezeigt haben,“

„Sie ist so gut und so sanft, daß man sie lieben muß,“ erwiderte Maud. „Es ist fast unglaublich, wie viele Männer in Bessy verliebt sind, und doch ist sie so schweigsam und zurückhaltend, daß Niemand sich rühmen kann, von ihr bevorzugt zu werden. Und trotzdem daß sie wenig oder gar kein Vermögen besitzt, hat man doch nur wenigen Fräulein so viele Heirathsanträge gemacht, als ihr.“

„Es ist merkwürdig,“ entgegnete ich, „wie solche stille Mädchen, wenn sie nur schön und klug sind, am leichtesten die Männer hinreißen. Da sie keinen Einzigen sichtlich bevorzugen, so hält jeder ihrer Bewunderer sich für den am meisten Begünstigten. Wenn die Dame auch nur einmal lächelt oder ihre niedergeschlagenen Augen aufrichtet oder einen unbedeutenden Dienst von seinen Händen annimmt, so ist mein Herr Freier sogleich entzückt und bereit ihr zu Füßen zu fallen. Dann weist ein süßes Erröthen und ein ‚nein, nein, ich bitte Euere Lordschaft,‘ oder ‚ich bitte Euch, Herr, höret auf damit‘ den aufdringlichen Lieb-

haber ohne viel Aufhebens, in die gebührenden Schranken zurück, ohne ihn indeß geradezu in Verzweiflung zu stürzen. O, ich kenne diese hübschen Kniffe; und wenn auch zwei Drittheilen der Männer auf der Welt — ja, vielleicht einer noch größeren Zahl — ganz recht geschieht, wenn sie von den Frauen zu Narren gehalten werden, so mißfällt es mir doch, einen guten und tapferen Edelmann wie Sir Hugh John in ihren weichen Fallstricken gefangen zu sehen."

„Nein," rief Maud, „Ihr seid zu streng."

„Ihr seid zu milde," sagte ich. „Da mag Einer noch so viele Fehler haben, so vertheidiget Ihr ihn doch. Wenn der Teufel einen Anwalt nöthig hätte —"

„Nein," unterbrach sie mich ungeduldig, „sprecht nicht so, liebe Meg. Denn seht, unser Herrgott sagte ja selbst dem Teufel keine bitteren Worte, sondern vertrieb ihn nur mit Worten aus der heiligen Schrift. Aber, süße Lady, Ihr seid doch so gut und veranlaßt die Königin, Elisabeth den bewußten Gefallen zu erweisen?"

„Nur Deinetwegen, Maud, will ich es thun," entgegnete ich. „Ich wollte nur, Du ständest jetzt im Begriffe, Dich zu verheirathen und nicht sie."

„Verheirathen!" rief sie aus. „Ich versichere Dir, ich werde mich noch vornehmer verheirathen, als die arme Bessy."

„Wie so?" fragte ich überrascht.

„Kein geringerer Bräutigam, als der König der Könige selbst kann meinen Ehrgeiz befriedigen," entgegnete sie. Da sah ich denn, daß sie Nonne zu werden beabsichtigte. Nun, je mehr ich die Höfe, das Glück und Unglück und die schrecklichen Wechselfälle dieser wirrnißvollen Welt

kennen lerne, um so größer wird meine Achtung gegen ein Leben, wie es Klosterleute führen, wiewohl ich niemals Beruf dazu verspürte.

Die Königin gab bereitwillig der Mistreß Woodville die Ausstattung; sie sagte, John Gray sei ein treuer Edelmann von gutem Rufe, und sein Vater ein ergebener Freund des verstorbenen Königs gewesen. —

XVIII.

Die rothe Rose.

Eine Veränderung ist mit dem Könige vor sich gegangen. Er zeigt größere Theilnahme an der Ermordung des Herzogs von Suffolk, als man sonst bei Mißhandlungen seiner Freunde an ihm gewohnt war. Seinem Gemüthe hat die Königin endlich den Feuerfunken, den sie so lange sich zu entzünden bemühte, entlockt. Der Geist seiner Väter erwacht. Jetzt da in London Nachrichten eingetroffen sind, daß ein gewisser Jack Cade, ein niedriger Mensch, der sich Mortimer nennt, den Pöbel in Kent aufgewiegelt habe — einige glauben, auf Anstiften des Herzogs von York — und gegen die Stadt marschire, hat sich der König zum ersten Male zur Thatkraft ermannt und die Oberleitung im Rathe übernommen. Mit entschiedenem, königlichem Unwillen verwirft er die anmaßenden Forderungen des Master Amendall, jenes gemeinen Menschen, der bei allen Beschwerden den Wortführer spielt. Seine Majestät ist fest entschlossen, in eigener Person die Truppen gegen die aufrührischen Angreifer in's Feld zu führen. Ich glaube, dies ist die froheste Stunde, die die Königin jemals erlebt hat. Wenn ich auch noch tausend Jahre leben sollte, so könnte ich doch ihre Blicke nie vergeßen. Mit unaussprechlichem Entzücken betrachtet sie Alles, was der König

thut, und scheint in dem neuen Lichte seines Angesichtes wieder aufzuleben. Als sie sah, wie er seine Rüstung anlegte, seine Offiziere zusammenberief und sie mit Worten anredete, ob denen sie vor freudiger Ueberraschung fast erschracken, als wenn der Sieger von Agincourt von den Todten erstanden wäre, um sie anzuführen, da war sie beinahe außer sich vor Freude.

„Sehet,“ flüsterte sie mir zu, — sehet das neue Feuer in den Augen meines Gemahles. Engelgleich wie immer ist sein schönes Angesicht; aber jetzt ist es der rächende Erzengel, der Vollstrecker der Gerichte des hohen Gottes, den wir in ihm schauen. Endlich werden die Menschen den Adel seiner wunderbaren Seele erkennen, in der Muth und Tugend sich einander gleichen und eine brennende Liebe zu Gott alle andern Eigenschaften eines Königs und eines Helden beherrscht.

Ich sah sie heute Morgen zur Seite ihres Gemahls in kriegerischem Gewand, das ihr wohl anstand, aus dem Palaste reiten; ihr Roß galoppirte stolz einher, als ob es mit seiner Bürde prahlen wollte. Ihr Gesicht strahlte von leuchtender Schönheit. So muß die Königin der Amazonen ausgesehen haben, oder das Bild der Göttin des Krieges, wie sie gefangene Könige in ihrem Gefolge führt. Ihre Brust schien sich auszudehnen und ihre schmächtige Gestalt sich zu vergrößern, während ritterlicher Muth ihrem dunklen Auge entstrahlte. Das Lächeln, mit dem sie den alten Lord Shrewsbury begrüßte, als er sich ihr näherte, war strahlend genug, um die ganze Welt mit seinem Scheine zu erleuchten. Dann und wann sah ich sie schnelle Blicke auf den König werfen, dessen Wangen kriegerischer Muth röthete und dessen Auge in ungewohnter Lebhaftigkeit erglänzte.

Einige Stunden sind seitdem verflossen. Ich ging in die Abtei, um am Grabe St. Eduard's zu beten; denn nur im Gebete konnte ich Kraft genug finden, um das sehnsüchtige, schmerzliche Warten auf Nachrichten zu ertragen.

Es ist ein Bote angekommen. Freude, o Freude, größer, als daß der Gedanke sie fassen kann! Schon der Anblick der königlichen Truppen und das Gerücht von der Anwesenheit Seiner Majestät hat die Rotten der Empörer zerstreut, wie Schnee, der im Sonnenscheine schmilzt. Sie haben sich in Unordnung zerstreut, und Jack Cade selbst hat sich, wie das Gerücht sagt, in die Dickichte hinter den ‚Sieben Eichen‘ geflüchtet. Ein leichter Sieg steht bevor. Ein Kriegsrath, den man schleunigst auf dem Schlachtfelde zusammenberufen, ergreift Maßregeln zur Verfolgung jener Verräther und ihrer gänzlichen Vernichtung durch die Truppen des Königs, der nun seine glorreiche Herrschaft für immer befestigen wird. O, meine Königin, die freudevolle Stunde ist gekommen! Wie froh wird deine Rückkehr sein!

Die Nacht ist gekommen. Ihr dunkler Schleier hat sich über den Himmel gebreitet; wie tiefer, tiefer Schatten der Düsterheit ist auf meine Seele gefallen! O Gott! O Gott! nur zu gut sehe ich das trauervolle Ereigniß voraus! O Gott! jenes Angesicht soll ich sehen, das diesen Morgen noch so fröhlich war! Wie wird es heute Nacht aussehen, wenn sie anlangt! Heinrich Bouchier kam vom Schlachtfelde geritten. Ich begegnete ihm auf der Treppe. „Ist der König geschlagen?“ schrie ich zitternd. „Nein, nicht geschlagen,“ sagte er mit dumpfer Stimme; „ich wollte nur, er wäre es.“ „O Gott, was wollt Ihr damit sagen?“ rief ich aus. „Ich sage,“ antwortete er, „daß, als der Sieg gesichert war, wenn er nur vorrückte, und sein Name grö-

ßeren Schrecken verbreitete, als das Annahen eines Heeres von zwanzigtausend Mann, und jedes Herz vor Freude und Wonne schlug, daß er sich endlich als König zeigte, siehe da verbreitete sich ein Gerücht — Gott verzeihe mir! ich möchte beim Gedanken daran fluchen und schwören und mit den Zähnen knirschen; ich wollte, es wäre nur so ein Gedanke, und keine elende Thatsache! — ich sage, es verbreitete sich das Gerücht, daß der König den Oberbefehl an Sir Humphrey Stafford übertragen habe und sofort mit der Königin nach London zurückkehren werde. Ich versichere Euch, Flüche und Verwünschungen waren in Menge zu hören; denn gleich einer drohenden Wolke an einem schönen Himmel entmuthigte diese Unglückspost den Kampfeseifer, zerstörte die Treue der Truppen und verbreitete Verwirrung unter denselben; und wenn erst jene auseinandergejagten Feiglinge das vernehmen werden, Gott weiß, wie das ihren Muth wieder beleben wird!" „Ach, die arme Königin!" rief ich; sie thut mir sehr leid." „Die Königin!" rief er aus. „Wie! Sie war ja nicht eher zufrieden, als bis sie den König in jener erbärmlichen Weise heimbrachte. Er würde gern vorgerückt sein, man glaubt das wenigstens. Er hatte erklärt, er würde nicht eher ruhen oder schlafen, als bis der letzte Empörer sich ergeben hätte. Auch sie bestand — so bin ich berichtet worden — auf einer schnellen Verfolgung, und trieb glühenden Auges und mit beredten Worten die Lords an, ja keinen Augenblick zu verlieren, als auf einmal ein plötzlicher und unheimlicher Schrecken sie befiel. Das Blut verließ auf einmal ihre Wangen, ihre Lippen zitterten, ein angstvolles Beben erschütterte ihre Glieder; wie wahnsinnig bat sie den König, das Heer zu verlassen; sie wollte auf

keine Vorstellungen hören, sondern hielt ihn beim Arme fest und beschwor ihn unter reichlichen Thränen, mit ihr nach London zurückzukehren. Als Lord Shrewsbury und Andere mit ihr sprechen wollten, da wollte sie von nichts hören, sondern riß den König mit sich fort. Bald darauf erhielt ich Befehl, nach Westminster zu reiten, um ihre Rückkehr anzukündigen. Himmel! welch ein schwaches Rohr ist doch der Muth eines Weibes! Ich habe immer gemeint, die Königin sei so muthvoll, wie nur irgend ein Ritter in der ganzen Christenheit; und nun hat sie durch ihre feige Furcht den König in's Verderben gestürzt; denn das sage ich Euch, Madame Margaret, die heutige Treulosigkeit seiner Truppen wird man nie vergessen. Das ist ein böses Ereigniß für das Haus Lankaster!"

Er ging traurig hinweg; jetzt warte ich im Zimmer der Königin.

7. October.

O, welch' eine Rückkehr war das am 25. September! Ich wagte nicht meine Augen zum Angesicht der Königin zu erheben, als sie eintrat. „Schließ die Thüre," sagte sie; als wir allein waren, sank sie in meine Arme und verbarg ihr Angesicht an meinem Busen. Der König wurde einige Tage hindurch als krank gemeldet, und nur Wenige betraten sein Zimmer. Bald kam die Nachricht, daß die Empörer sich wieder gesammelt, die königlichen Truppen in einem Hinterhalte überfallen, den Sir Humphrey Stafford und seinen Bruder erschlagen und bei Blackheath ihr Lager aufgeschlagen hätten. Seine Gnaden der Erzbischof von Canterbury und Mylord Buckingham

gingen hin, um mit ihnen zu unterhandeln; aber jener falsche Schuft, der vorgebliche Sir John Mortimer, wollte mit Niemandem unterhandeln, als nur mit dem Könige in eigener Person. Wie ein Schauspieler stolzirte er in seiner vergoldeten Rüstung einher, als wäre er selbst ein König. Man hörte in London die aufrührischen Rufe: „Lang lebe Mortimer! Lang lebe der Herzog von York!" Die Rebellen marschirten auf Westminster zu, worauf Ihre Majestäten sich mit dem Hofe nach Kenilworth Castle, wo ich vorstehendes schreibe, flüchteten. —

Gestern Abend sagte die Königin zu mir:

„Ach, Master Bouchier ist der Meinung, weibische Furcht habe mich dazu bewogen, den König von seinem Heere weg nach London zu bringen. Wenn das wahr wäre, dann dürfte er mich mit Recht verachten, obgleich ich Königin und seine Beherrscherin bin. Meinst Du nicht auch, Meg?"

„Madame," erwiderte ich, „ich glaube, Euere Majestät hat darin muthvoller, denn je, gehandelt."

„Ja," sagte sie mit leiser Stimme; „und dasselbe magst Du sagen von meiner und meines Gemahles Flucht nach diesem Schloße, als Cade sich London näherte. Der Tag wird noch kommen, wo man einen kaltblütigeren Muth an Margaret von Anjou wahrnehmen wird. Hast Du gehört, daß jener feile Betrüger, der vorgebliche Ritter, seinen Stock auf die Steine in London stieß und rief: ‚Nun ist Mortimer Herr von London'? York, der undankbare Herzog, der treulose Plantagenet, ist der Urheber der Empörung dieses feilen Pöbels. Schauerthaten werden in London begangen, Morde, Raubanfälle und Kämpfe in den Straßen bei Tag und bei Nacht. Indeß die Bürger sind diese Verschlimmbesserer nahezu leid. Auf den Rath Waynfleet's wird man

bald eine allgemeine Amnestie verkünden; doch will ich schon dafür sorgen, daß einige davon ausgeschlossen werden sollen. Ein gewisser John Payne sitzt im Gefängnisse. Er ist ein Diener des Sir John Falstolf und weigert sich, als Zeuge gegen seinen verrätherischen Herrn aufzutreten; ich aber weiß, daß der Ritter ein Verräther ist, und will seinen Kopf haben."

Dies war das erste Mal, daß ich derartige Worte aus dem Munde meiner Herrin hörte; ach! sie berührten mein Ohr, wie unheimliche, Unheil verkündende Klänge.

„Ja," wiederholte sie, „er ist ein Anhänger Yorks und hat meinen Landsmann Champchévrier mißhandelt. Ich sage Euch, ich will seinen Kopf haben."

Ich hörte einen Seufzer, und wie ich mich umwandte, sah ich die Zimmerthüre des Königs offen stehen. Die Königin nahm mich bei der Hand und sagte:

„Komm, wir wollen Seine Majestät besuchen. Er pflegte früher Dein Guitarrenspiel gern zu hören." Mit diesen Worten führte sie mich in's Zimmer.

Als ich sein Angesicht sah, überkam mich eine Art von Ehrfurcht. Es war so still, so ruhig, wie eine bewegungslose See. Seine Augen waren zum Himmel erhoben, und seine Lippen bewegten sich langsam. Die Königin kniete an seiner Seite nieder und bemühte sich, seine Worte zu verstehen, während ihre funkelnden Augen auf seine regungslose Gestalt gerichtet waren. Seine Stimme hob sich ein wenig, und so verstand ich folgende Worte: „Dimitte nobis debita nostra, sicut et nos dimittimus debitoribus nostris et ne nos inducas in tentationem; sed libera nos a malo." Hatte er in seiner stillen Verzückung die Worte gehört, die sie im Uebermuthe

ausgesprochen hatte? Wahrscheinlich stellte sie sich im Stillen dieselbe Frage. Sie küßte ihn auf die Stirne und zog sich zurück. —

„Meg," sagte sie mit lauter Stimme und unaussprechlich bekümmertem Gesichte, „die Sünden der Väter werden an den Kindern heimgesucht. Aber das ist kein"— sie stockte — „das ist kein Wahnsinn; sein Geist ist nicht gestört, sondern nur abwesend, fern von dieser Erde, im Himmel, wie mir manchmal scheint. Doch sind diese Anfälle nur kurz. Bald wird der König wieder bei Besinnung sein. Ich weiß, wann die Wolken aufsteigen, ich sehe, wann sie im Begriff stehen, zu verschwinden. Zu Blackheath sah ich diese geisterhafte Ruhe wie einen Nebel auf seinen Geist sinken und entriß ihn dem Schauplatze des Krieges. Nun weißt Du um das Geheimniß, welches seit dem Tode des Herzogs von Gloucester meine Jugend umdüstert. Damals beim Schrecken über jenes plötzliche Ereigniß erschien die Wolke zuerst. Ich wagte nicht, meine Wahrnehmung einer lebenden Seele mitzutheilen; die Erinnerung an die Krankheit König Karl's VI. zog durch meinen Geist. Unter dem Siegel der Beichte vertraute ich das Geheimniß dem Bischofe von Winchester. Es gewährte ihm kein neues Licht. Er versuchte zwar mich zu trösten, wie heilige Männer zu thun pflegen, konnte aber meine Befürchtungen nicht verscheuchen. Ich nahm seinen Rath an und fand ihn eben so weise als gut. Die Liebe des Priesters und des Greisen für seinen jungen König erreichte beinahe die Leidenschaft, die die Gemahlin zu seinen Füßen in jenen Stunden äußerte, wo eine Königin ihre Krone vergißt. Wir haben seitdem öfters auf Mittel zu seiner Unterhaltung gesonnen, deren Werth Niemand erkennt, als

nur ich, die Tag für Tag jeden Wechsel seiner Gesichtszüge überwacht. Bücher und Gemälde, wie sie die Kirchen zieren, ruhiger Verkehr mit Gott im Gebete, Umgang mit gelehrten Männern und Almosengeben beruhigen das Gemüth des Königs, wie sie auch seiner Gesundheit heilsam sind. Ach, in den ersten Jahren meiner Verheirathung erschütterte ich den zarten Bau dieses seltenen Geistes durch stürmische Aufregungen und leidenschaftliche Anleitungen zu Tugenden, die seinem Wesen widersprachen; nun aber berühre ich, gleich einem, der mit den Tönen eines schönen zarten Instrumentes vertraut ist, behutsam jede Saite und lausche ihren Schwingungen."

Dann sagte sie mit einer Freundlichkeit in Wort und Blick, die ich nun in des Königs Gegenwart immer an ihr wahrnehme, ja selbst dann, wenn sie nur von ihm redet: „Möge es Gott gefallen, daß ich auf diesem heiligen Instrumente so spiele, daß kein schriller Ton erfolgt, sondern nur sanfte und friedliche Musik!"

Mit diesen Worten entließ sie mich.

Als die Empörung beendet, und die Rädelsführer erschlagen waren, kehrten wir nach London zurück. Jetzt, da ich um das Geheimniß der Königin weiß, bewundere ich die seltene Klugheit, mit der sie dasselbe Allen mit Ausnahme der treuesten Anhänger des Königs verheimlichte. Als wir, bevor wir Kenilworth verließen, die Nachricht von Lord Say's Hinrichtung durch die Rebellen erhielten, da erzählte sie Seiner Majestät das schreckliche Ereigniß ohne sichtbare Aufregung in so gottergebener und tröstlicher Weise, daß er sich gar nicht erschüttert, wenn auch in tiefe Betrübniß versetzt fühlte. Indeß hatte ich sie zuvor in ihrem Zimmer die Zähne knirschen und

die Hände ballen sehen, wie eine feueräugige Furie, in schrecklicher Leidenschaft; aber im Augenblicke, wo sie des Königs Zimmer betrat, wurde sie so ruhig und sanft, als wenn vollkommener Friede in ihrem Busen wohnte. In London habe ich dieses Jahr noch dasselbe unheimliche Benehmen an ihr beobachtet, als der Herzog von York an der Spitze von viertausend Mann aus Irland zum großen Schrecken des Hofes heranmarschirt kam. Der Herzog von Somerset, auf den sie ihre Hoffnung setzte, war noch nicht aus Frankreich zurückgekehrt; doch mit einer Geduld und Ruhe, daß man wirklich wünschen möchte, sie zeigte sie auch bei anderen Gelegenheiten, wohnte sie der Zusammenkunft des Königs mit dem undankbaren Herzoge, der die Zusammenberufung eines neuen Parlaments forderte, bei. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Zusammengepreßte Lippen und bleiche Wangen straften zwar ihre scheinbare Ruhe Lügen, aber durch kein leidenschaftliches Wort, durch keinen Blick verrieth sie sich.

Der König und die Königin sind außer sich vor Freuden über die Ankunft des Herzogs von Somerset; es ist nicht zu bezweifeln, daß er in ihren Berathungen die erste Stimme führen wird, wie einst der Herzog von Suffolk, worüber die getreuen Freunde Ihrer Majestäten sich in nicht geringer Unruhe befinden.

Der Herzog nämlich hat einen sehr heftigen Charakter, er wird von dem Hause der Gemeinen verabscheut und von den Peers gehaßt, weil er Frankreich mit so schlechtem Erfolge regiert und so viele Provinzen desselben verloren hat. Er wurde vor kurzer Zeit zufolge einer Parlamentsakte in den Tower gebracht; jetzt aber, wo die Sitzung beendet ist, hat man ihn in Freiheit gesetzt und

mit neuen Gunstbezeugungen überhäuft. Die Königin verheimlicht leider nicht ihren Haß gegen ihre Feinde und kennt keinen Unterschied zwischen den Feinden der Krone und denjenigen Eduard Beaufort's. Heute ist ein Bankett zu Guildhall. Beim Putztische kniete ich zu ihren Füßen nieder und beschwor sie unter vielen Thränen, keinen Strauß von rothen Rosen am Busen zu tragen, da mein Bruder Edmund gestern Abend den erschrockenen Hofdamen den Vorfall zu Temple Gardens erzählt habe. Der leidenschaftliche Streit zwischen dem Herzog von Somerset und Mylord Warwick, die aufrührischen Reden der Freunde York's, die zornigen Erwiderungen der Beauforts und der Name der Königin wurden in die schändlichen Schmähreden ihrer Feinde hineingezogen. O Gott! giebt es denn keine Ehrbarkeit, keine Tugend, keine Unschuld, keine eheliche Liebe, die eine königliche Frau vor schmähenden Zungen und falschen Verläumdungen zu schützen vermag? Man sollte meinen, ein Volk müßte solche falsche Beschuldigungen für die schändlichste Niederträchtigkeit halten. Sie müßten ja, falls sie wahr wären, ihm zur größten Schande gereichen. Es müßte die schändlichen Verläumdungen rächen, die gegen Jene gerichtet sind, deren Name jedem Engländer so heilig sein sollte, wie der seines Weibes oder seiner Tochter. Aber leider, leider trotzt die Königin mit unzeitigem Muthe und gefährlichem Selbstvertrauen, im Bewußtsein ihrer Tugend und stolz auf ihr fleckenloses Leben, der Bosheit ihrer Feinde mit größter Hartnäckigkeit.

„Madame," rief ich mit ängstlich flehenden Gebehrden, — „Madame, um Eurer selbst, um des Königs, um Gottes willen werft jene blutgefärbte Rose, die Eueren Busen entstellt, hinweg. Reißt jene Unglück verheißende Blume

von Euerer Brust. Laßt nicht England Euch das Abzeichen Somersets tragen sehen."

„Lancasters, Meg," rief sie, indem sie selbstgefällig auf die unheilvolle Blume hinabsah, — „des königlichen Lancaster! Roth ist die eigentliche Farbe der Rose; weiße Rosen sind nur bleiche, verblaßte Nachbilder. Sieh, wie herrlich die Königin Marguerite und die rothe Rose zusammen passen!" Während sie dies sagte, steckte sie eine rothe und weiße Maßliebe und eine blutrothe Rose zusammen.

„Madame," schrie ich, fast weinend, „also so spielt Ihr mit einer Gefahr, die größer ist, als daß Worte sie ausdrücken können?"

Da schoß einer jener plötzlichen Blitze aus ihren Augen.

„Nun," rief sie, „Hony soit qui mal y pense! Entehrt sei der Elende, der es wagen wird, diese Blume das Abzeichen Somersets zu nennen! Sie ist das Feldzeichen aller getreuen Herzen, von denen Somerset nur das treueste ist. Sie ist das Zeichen, an dem man Freunde von Feinden unterscheiden wird. Sie ist die Blume derer, die da den König lieben. Ich will sie tragen, wenn ich durch die Straßen London's reite. Ich will sie auf die Zinnen jeder Festung des Königreiches pflanzen. Jeder, der zu mir hält, soll sie auf der Brust oder am Hute tragen, oder er wird als Verräther des Vaterlandes angesehen werden. Sie soll auf jedem Zoll englischen Bodens wachsen; und wenn sie nicht roth genug ist, um englischen Augen zu gefallen, dann, dann möge man sie in York's Blute färben!"

Sie begab sich in das Zimmer des sanften Königs, was sie gewöhnlich that, wenn sie sich zum Bankett ge

schmückt hatte. Sie trug die rothe Rose am Busen. Er lächelte, wie er sie grüßte, und lobte den Wohlduft ihrer Blumen. Sie nahm eine aus ihrem Strauße und heftete sie an sein Gewand. Ich wurde traurig, als ich sie dort sah. Seit diesem Tage verfertigten alle Hofdamen Abzeichen gleicher Art aus Bändern und Papier und vertheilten sie an ihre Freunde. Der Würfel ist geworfen. Wie Gott will, so möge es geschehen!

XIX.

Ein Strahl vom Süden.

Als ich eines Tages im Tower auf die Königin wartete, lag ein so dichter Nebel auf dem Flusse, daß man das gegenüberliegende Gestade nicht unterscheiden konnte: die Luft war kalt und feucht, und man konnte vom Fenster aus nur Kohlenbarken gewahren, die am Ufer ausluden. Ihre Majestät saß bei einer brennenden Kerze an einem kleinen Tische. Es war so dunkel, daß man schon am Nachmittage ohne Licht nicht mehr lesen konnte. Sie hielt zwei Briefe in der Hand, und ein schwerer Seufzer entfuhr ihr, als ihr Blick auf dieselben fiel.

„Vom Norden und vom Süden," sagte sie, als sie in meinen Blicken eine Frage las, die ich nicht auszusprechen wagte.

„Ihr Inhalt ist verschieden," setzte sie hinzu: „indeß beide betrüben mich. Dieser ist von meiner Verwandten, Marie de Gueldres, der Königin von Schottland. Ach, der tapfere Lord Douglas ist nicht mehr!"

„Wie! der edle Feldherr, den Euere Majestät mit so großer Bereitwilligkeit beherbergte, als er von seiner Pilgerfahrt nach Rom zurückkehrte?" rief ich aus.

„Ja, und der uns versprach, er wolle uns mit einem Heere gegen den Herzog von York zu Hülfe kommen, sobald als er gegen uns zu Felde rücken werde.“

„Ach, ist er todt?“

„Ja,“ erwiderte sie, „und was meint Ihr, daß man sich erzähle? Daß der König James ihn mit eigener Hand erschlagen habe! Ist das nicht schrecklich? Ich glaube, ich brauche nur huldvoll Jemanden anzusehen, und das Unglück wird ihn sicher verfolgen. Unter welch' einem mörderischen Himmel leben wir hier nicht! Er ist düster, als wenn der Tag des letzten Gerichtes nahe wäre! Höre nur die häßlichen, kreischenden Stimmen jener Männer, die dort beim Wasser arbeiten!“

„Lautet denn der andere Brief an Eure Majestät auch traurig?“ sagte ich, um ihre Gedanken von dem ersten abzuwenden.

„Traurig!“ rief sie aus. „Ihr könnt ihn selbst lesen, Meg. Er würde ein Heilmittel gegen Traurigkeit sein, wenn die Fröhlichkeit Anderer eigenes Weh lindern könnte.“

Dann seufzte sie wieder, und indem sie den langen Brief aus Frankreich durchlas, lächelte sie ein oder zwei Mal und seufzte dann wieder. Er war von der Prinzessin Yolande, ihrer Schwester.

Er lautete, wie folgt:

„Ach, Madame Marguerite, Königin der Liebe und Schönheit, warum trennt uns ein grausames Schicksal so lange? Warum erfreut die innigst geliebte Tochter und Schwester unseres Herzens niemals durch ihre süße Gegenwart unser sehnend Auge? Ich wollte, eine Fee hätte ihre Schwingen ausgebreitet und wäre zu Euerem großen London geflogen und hätte Euch aus Euerem schönen Palaste

entführt, wie einst Jupiter die Europa von der blumigen Wiese, wo sie fröhlich spielte, und Ew. Majestät über Land und Meer zum anmuthigen Fornika, nahe den Mauern Tarascon's gebracht! O wie willkommen wäre der beschwingte Genius und seine königliche Bürde gewesen! Meiner Treu, süße Marguerite, da haben wir Tage solcher Fröhlichkeit, solcher Wonne, solchen Vergnügens erlebt, wie wir ihres Gleichen seit Jahren nicht mehr gesehen. Messire Romurin, der Herold, verkündigte ein Turnier in der ganzen Provence, und viele edle Herren, Ritter, Damen und Fräulein kamen von Aix, Nisme, Arles, Marseilles und Montpellier zu unserm schönen Schlosse, welches der Sitz der Freude und Wonne ist. Bankette und Spiele, Tänze und Maskeraden und Scheingefechte aller Art belebten den Tag und die Nacht. Mylord und Louis de Beauveau haben zur Kurzweil mit so großer Geschicklichkeit und Anmuth Lanzen gebrochen, daß die ganze edle Versammlung höchlichst erfreut war. Aber ich wollte, Du wärest hier, um zu sehen, daß dies nicht ein bloßes kriegerisches Turnier ist, wie die Unternehmung von des Drachen's Rachen zu Saumur, der schönen und wohlgelegenen Stadt unseres Vaters, wo Ferry so viele Siegeszeichen gewann, und den Damenpreis aus den Händen der Jeanne de Laval, die damals erst dreizehn Jahre alt war, und einen Kuß von ihren schönen Lippen erhielt. Ich nahm ihm das herrliche, mit kostbaren Steinen besetzte Juwelenkästchen wieder weg, indem ich sagte, er habe von Jeanne einen Kuß bekommen, und das sei doch genug für ihn. Er aber meinte, wenn ich das Kästchen behalte, dann müße ich es ihm mit ebensoviel Küssen bezahlen, als Perlen und Diamanten darauf seien. Ich ver-

sichere Dir, theure Schwester, daß Ferry, obwohl er ein fröhlicher Ritter und in seinem Benehmen gegen die Damen sehr artig ist, doch ein Haar von dem Haupte seines Weibes höher schätzt, als alle Damen von Lothringen und der Provence zusammen. Jeanne de Laval ist doch eine wundervolle junge Prinzessin; man hat ihres Gleichen, seit Madame Marguerite d'Anjou Frankreich verließ und über die See schiffte, nicht gesehen. Die Sonderbarkeit des kleinen Fräuleins besteht darin: sie lacht niemals, kaum daß sie lächelt, und doch hat ihr ganzes Benehmen etwas Anziehendes, welches Alle, die sie sehen, entzückt. Der König, unser Vater, hat sie von ihrer Wiege an vergöttert. Messire Gui de Laval und Madame Isabelle de Bretagne, ihre Eltern, lieben sie gewiß nicht mehr, als der König und die Königin von Sizilien. Nun er Deiner beraubt ist, liebt er Jeanne mit fast übergroßer Zärtlichkeit. Sie ist die Dame und Königin bei allen Vergnügungen, die er erdenkt, der Gegenstand seiner Gedichte und die kleine Beherrscherin des Hofes. Unsere süße Mutter, deren Gesundheit von Tag zu Tag abnimmt, ist niemals zufriedener, als wenn das kleine Fräulein bei ihr ist. Nun will ich Dir ein Geheimniß erzählen. Als ich vor einigen Abenden auf ihrem Lieblingssitze, der auf die Rhone hinaus geht, neben ihr saß, sagte sie zu mir:

‚Schöne Tochter, mein Leben wird nicht lange mehr dauern —, nein, vielleicht nur mehr einige Monate; und Gott weiß, ich wollte gern sterben und in sein Paradies eingehen, wenn ich von meinen Sünden gereinigt wäre, wozu Deine und Anderer fromme Bitten mir, wie ich hoffe, verhelfen werden. Aber es verursacht mir Betrübniß, daß mein Tod meinen Gemahl, den König, in so große

Trauer versetzen wird, daß seine Gesundheit darunter leiden und Gram sein Herz verzehren wird. Denn während eines Lebens, welches zwar reich an Mißgeschicken war, aber durch große gegenseitige Liebe versüßt wurde, sind wir einander sehr zugethan und lieb gewesen. Jemand, der an die sorgsame Zärtlichkeit einer Gattin gewohnt ist, kann schwerlich gut allein leben; und wenn ich erst eine Weile todt sein werde, so hätte ich gern, daß Euer Vater wieder heirathete — nicht, daß er mich vergäße, denn wo eine große Liebe das Herz erfüllt hat, kann das Gedächtniß daran nie erlöschen —, sondern damit er in seinen Bekümmernissen Trost nnd angenehme Gesellschaft und Erheiterung bei Einer finden möge, die ihn lieben wird, wenn auch nicht mit der leidenschaftlichen Zuneigung, die ich für ihn noch jetzt so lebendig fühle, als ob das Alter die Glut derselben eher erhöht, als gekühlt hätte, so doch mit ehrerbietiger, zutraulicher und zärtlicher Liebe, wie sie das fleckenlose und mit dem Ruhme der Tugend geschmückte Alter vorgerückter Jahre einflößt."

Ich küßte der theuren Mutter die Hand und stellte in Abrede, daß sie bald sterben müsse. Darauf sagte sie:

‚Wohlan, laß das, was ich jetzt sagen werde, Yolande, nicht eher über Deine Lippen kommen, als an jenem Tage, wenn die Kenntniß desselben süßen Trost in das Herz Deines Vaters träufeln würde. Mein Gebet, meine Hoffnung und mein sehnlicher Wunsch — verwundere Dich nicht darüber — ist —'

Sie sah mich an, als wenn sie mich fragen wollte, ob ich errieth, was sie im Begriff stand zu sagen; als ich aber nichts sagte, fuhr sie fort:

‚Ich wollte, daß mein Gemahl, wenn ich todt bin,

Jeanne de Laval heirathete.‘ Ich schrack zurück vor Erstaunen.

‚Ja,‘ versetzte sie, als ob sie meine stillen Gedanken errieth, sie ist freilich sehr jung, aber ich versichere Dir, in ihrem jugendlichen Haupte ist mehr Verstand, in ihrem jungen Herzen wohnt edlere Reinheit, in ihrer hochherzigen Seele größerer Muth, als vielleicht in irgend einem andern Weibe in ganz Frankreich. In dieser geheimen Meinung habe ich sie beobachtet und ihre unschuldigen Reden mit eifersüchtiger, sorgsamer Neugierde, die Du Dir kaum vorstellen kannst, belauscht. Ich weiß, daß sie die Huldigungen der Jünglinge verachtet, ritterliche Artigkeit gering schätzt, unziemliche Reden verabscheut; und wenn ich sie beim Turniere den Preis der Tapferkeit vertheilen sah, so bot sie dem Sieger ihre erröthende Wange mit bescheidener Verschämtheit und würdigem Anstande, wie es sich für ihre edle Abkunft und tugendhafte Erziehung geziemte, dar. Ihre große Liebe zum Könige, die mit ihrer Kindheit begann, wird, wenn sie sein Weib ist, nicht so sehr zur Blüthe der Leidenschaft, als vielmehr zur reichlichen Frucht ehelicher Zuneigung werden. Ach, schöne Tochter, wenn ich in meinen schlaflosen Nächten wach liege und an meines Gatten Kummer, wenn er meiner beraubt sein wird, denke, sehe ich immer gleich einer tröstenden Erscheinung vor mir das mildernste Angesicht der Jeanne de Laval aufsteigen, die nimmer lacht und selten lächelt, aber gleich dem sanften Scheine des Mondes Licht verbreitet und Frieden athmet. In dieser Hoffnung werde ich seliger sterben.‘

‚Nein, Du sollst länger in ihr leben,‘ antwortete ich lächelnd und verabschiedete mich mit einem zärtlichen Kusse

von ihr. Ich bitte Dich, liebe Marguerite, wann war jemals eheliche Liebe uneigennütziger, als im Herzen dieses edlen Weibes? — wann äußerte sie sich in sorgsamerer Vorsorge und eifersuchtsloserer Rücksicht auf ihres Gemahles Glück? Ich bin bange, meine Liebe zu Ferry ist niedrigerer Art, denn wenn ich sterben müßte, so würde ich unzufrieden sein, wenn er sich zu schnell trösten ließe, und ich versichere Dir, ich würde sehr eifersüchtig auf die Frau sein, die mich ersetzen sollte.

Seit dieser Unterredung mit unserer Mutter, der Königin, bin ich auf die besondere Zuneigung der Demoiselle Jeanne zum Könige aufmerksam geworden. Wenn Jemand sagt: ‚der Comte de St. Pol ist ein tapferer Herr;‘ so antwortet sie: ‚Freilich wohl, aber er ist nicht so tapfer als der König von Sizilien.‘ Oder wenn man das kriegerische Aussehen des Comte de Nevers lobt, so erwidert sie: ‚Er hat wirklich ein schönes Benehmen; aber was ist es im Vergleich mit dem des Königs René?‘ Wenn Poton de Saintrailles mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit eine Lanze bricht, so behauptet sie, daß Monseigneur, der König, es noch besser könne; wenn Jemand ausruft, (und ich versichere Dir, solche Reden hört man häufig im Munde der Prinzen und Damen): ‚Gibt es einen Ritter, Edelmann oder Herrn, der an Kraft des Armes, an Hochherzigkeit, an Schönheit des Angesichtes und der Gestalt mit Ferry de Lorraine verglichen werden kann?‘ — dann sagt Mademoiselle de Laval: ‚Er gleicht seinem Schwiegervater, den wenige erreichen, niemand übertrifft.‘ Wenn über Dichtkunst gesprochen wird, und Andere die Verse des Monseigneur Charles von Orléans oder des Messire Chastelain loben, so schüttelt sie das Haupt und

behauptet, daß sie ihrerseits mehr Weisheit, Geschicklichkeit und Schönheit in der Romanze: ‚De très douce Mercy au Coeur d'Amour épris,‘ finde, als in allen andern Gedichten von der Welt. Sie glaubt, Messire van Eyck sei kein so großer Maler, als sein Schüler, und Antoine de la Salle besitze als Schriftsteller weniger Geist, als sein königlicher Herr. Als die Herzogin d'Alençon den Alain Chartier ‚le bien disant‘ nannte, flüsterte die kleine Demoiselle mir ins Ohr: ‚Ich kenne einen meilleur disant, als selbst Messire Alain.‘

Nun sollst Du die Beschaffenheit unseres gegenwärtigen Waffenspieles kennen lernen, des merkwürdigsten, schönsten und angenehmsten, dem ich jemals beigewohnt habe. Anstatt des ganz mit Goldstoff und Fahnen geschmückten pavillon de joyeuse garde steht am einen Ende des Feldes ein grünes, mit Blumen verziertes Zelt, in der eine schöne Schäferin ihre Lämmer hütet. Anstatt der haute et puissante demoiselle de Laval, welche zu Saumur, zwei gefesselte Löwen an ihrer Seite, die Sieger belohnte, ist hier die anmuthige pastourelle Jeanne, in ein graues Mieder gekleidet, auf ihrem schönen Haupte einen Kranz von Rosen und einen kleinen silbernen Schäferstab in der Hand. Philibert de Laigues und Philippe de Lenoncourt, ihre beiden tapfern Kämpen und anmuthigen Schäfer, stehen ihr zur Seite. Die Ritter, welche in die Schranken eintreten, berühren mit ihren Schwertern die schwarzen und weißen Schilde in der Nähe des Zeltes, dies ist das Signal zum Angriffe. Der Siegespreis besteht in einem Blumenstrauße und einem Kusse vom Munde der schönen Schäferin; doch vertheilt sie auch noch andere Gaben. Am ersten Tage kämpften Pierre Carrion, der Sire de Beau=

veau, Tannegui du Chatel und Andere mit großer Gewandtheit und tapferem Muthe; aber Ferry gewann den Preis, und ich trage an meinem Finger den Ring des Siegers. Als Jeanne ihm denselben darbot, gab er ihr dafür die reiche Schabracke seines Rosses. Auch Messire Honoré de Verre, ein sehr gelehrter und ehrbarer Edelmann aus Aix, der aber wenig an solche Gefechte gewohnt ist, betrat die Schranken. Der König, unser Vater, bemühte sich, ihm davon abzurathen; aber es half Alles nichts; und, siehe da, bevor er noch seinem Gegner gegenüberstand, fiel er von seinem Pferde, welches gerade ausglitt, hinab, und sein großes Gewicht und seine schwere Rüstung hinderten ihn am Aufstehen. Das erregte große Heiterkeit unter den Zuschauern. Louis de Beauveau behauptet, daß selbst die ernste pastourelle Jeanne lachte. Das wäre beinahe ein Wunder, wenn es nämlich wahr wäre.

Gaspard de Cossa tjostirte heute zum ersten Male. Der König, der diesem Jüngling besonders zugethan ist, verließ seinen königlichen Sitz und ging auf den Kampfplatz hinab, um seiner Unerfahrenheit mit Rath zur Seite zu stehen und ihm neue Lanzen zu reichen, wenn seine eigene zersplitterte. In dieser Weise steht er oftmals jungen Rittern auf ihren ersten Waffengängen bei; derartige Beweise von Güte machen Seine Majestät bei den Unterthanen sehr beliebt. Als Messire Duguesclin in Gefangenschaft war, sagte er: ‚Es giebt keinen Spinner in Frankreich, der nicht spinnen würde, um mich los zu kaufen! Und ich sage, es giebt kein Weib und keinen Mann in unserm Lande, der nicht gern für König René stürbe! Ich hoffe, es giebt auch keinen Engländer, der nicht gern für Dich, süße Schwester, sterben würde.‘

„An den Abenden scheuchen anmuthige Gedichte und fröhliche Musik die schnell fliehenden Stunden hinweg. Jeder Ritter und jede Dame ist verpflichtet ein Gedicht oder eine Melodie zu liefern; manche stehlen sich darum des Tages hinweg, um in Büchern nach schönen Perlen wohllautender Rede zu suchen. Besitzt Jemand eine Abschrift der Dichtungen des Königs, oder der Lieder des Herzogs von Orleans oder der Gedichte des Alain Chartier oder des Messire Chatelain oder des Olivier de la Marche, so wird er beneidet. Diejenigen, welche die Gabe der Dichtkunst besitzen, verfassen selbst zur nicht geringen Freude der Gesellschaft kleine Stücke. Ich wollte Dir gerne einige dieser geistreichen Blüthen übersenden; aber seid zufrieden, Madame, mit diesen paar Zeilen zu Euerem eigenen Lobe:

‚Jed' andrer Blum' entwehn die Blätter,
Wenn kalt der Ostwind weht,
Doch standhaft Maßlieb, rein und weiß,
Stets fröhlich stehn ihr seht.'

Nun, wer glaubt Ihr wohl, hat dies quatrain geschrieben? Es hängt mit einer kleinen Geschichte zusammen, die Ew. Majestät hören soll. Der König, unser Vater, sagte gestern Abend, daß von allen Gedichten, die aufgesagt seien, ihm am besten das Lied des Messire Olivier de la Marche gefallen habe: „Des Ritters Kleidung für seine Dame“, welches so lautet:

„Dame, ich bin kein Maler;
Meine Hand kann zeichnen nicht
Dein schönes Angesicht;
Doch soll meine Feder schlicht
Eine Kleidung zeichnen Dir,
So anmuthig und fein,

Vollständig und vollkommen,
So lieblich und so rein,
Daß in des hohen Gottes Augen
Und auch der Menschen, traun,
Dies Kleid, wie keines jemals, soll
So herrlich sein zu schaun.
Dein Hemde sei schön' Ehrbarkeit;
Deine Pantoffeln seien Demuth;
Deine Schuh' ein fleckenlos Gewissen;
Dein Strumpfband Festigkeit;
Dein Nadelkissen sanfte Geduld;
Deine Ringe Edelmuth;
Dein Messer sei Gerechtigkeit;
Dein Tuch Bescheidenheit;
Deine Borte schuldige Gottesfurcht;
Dein Kamm sei herzliche Reu';
Dein Schnürleib christliche Liebe sei;
Dein Mieder täglich Gebet;
Und endlich sei Dein Spiegel dann
Heilsames Denken an den Tod."

„Als der König diese Verse über die Maßen lobte, sagte Ferry, ‚Ich versichere Ew. Majestät, daß ich in einer Minute vier Zeilen schreiben kann, die Euch besser gefallen werden, als das geistreiche Gedicht des Messire Olivier."

„Der König forderte ihn lächelnd dazu auf. Darauf schrieb Ferry, das Papier auf dem Kniee festhaltend, in weniger als einer Minute die Zeilen über die standhafte Maßliebe und überreichte sie dem Könige. Als der sie gelesen hatte, sagte er sogleich mit Thränen in den Augen:

‚Schöner Sohn, je n'en peux mais. Du hast gesiegt. Die Verse, welche meine Marguerite loben, müssen mir wohl am besten gefallen.' Welch' einen guten Vater haben wir, und welch' schöne Kinder hat Gott mir gegeben! Ich wollte, es gefiele Ihm, Dir denselben Segen zu ver-

leihen! Heute nun ist der letzte Tag dieses großen Spieles, an das man sich erinnern wird, so lange als Frankreich besteht und das Gedächtniß an Ritterthum, Poesie und Kunst — das gai savoir und König René's Gesetzbuch nicht untergeht.

Erst heute Abend hat unser Vater den Siegespreis dieses prächtigen Waffenganges ertheilt. Ich versichere Dir, mein Herz pochte schnell, als Seine Majestät inmitten des ganzen Hofes und der fremden Damen sich erhob, um den Namen des Siegers zu nennen. Alles tanzte fast vor Freude, als sich der Ruf erhob: ‚Prégny! Prégny! Lorraine a le prix!‘ Ferry erhielt von der gentille pastourelle die goldene Ruthe, den Blumenstrauß und einen Diamant, welcher hundert Goldstücke werth war. Und was meint Ihr, daß er that? Er bat sie, Alles zu behalten! Mir scheint, dieser beau Sire ist Etwas zu edelmüthig. Indeß verbreitete sich bald das Gerücht, Jeanne wolle sich nicht eher zufrieden geben, als bis man den Diamanten zum Besten des von der Pest betroffenen Volkes von Aix verkaufen wolle. Als das Tanzen vorbei war, ergötzte sich der ganze Hof in dem Zelte des Louis de Beauvau. Der König ließ süße Leckerbissen und seltene Früchte für die Damen dorthin kommen. Der Himmel war so schön, daß die Nacht fast so hell war, wie der Tag. Der Mondschein erhellte den schnellen Bach mit sanften Strahlen. Die entzückendsten Lieder, in denen sich die Dichtkunst lieblich mit der Musik vermählt, erklangen vor unseren Ohren; und nichts störte diese fröhlichen Stunden, die nur gleich der schnellfließenden Rhone, zu rasch vergingen.

„Der Dauphin hat nach dem Tode seiner süßen Gemahlin unsere Provinz besucht. Ihre letzten Worte waren

dieselben, die sie öfters gegen Ende ihres kurzen Lebens auszusprechen pflegte: ‚Fi de la vie! ne m'en parlez plus!‘ Der Monseigneur, unser Vetter, macht endlose Wallfahrten und hat la Sainte Beaume und viele andere heilige Orte besucht. Er schrieb auch nach Rom in Betreff der Reliquien, welche man neulich an der Küste aufgegraben hat. Die guten Leute in unsrer Gegend halten ihn für einen Heiligen und rufen, wenn er vorbeigeht: „Noël! Noël! Viva lou Daouphin!“ Agnes, die dame de beauté, ist zu Rouen gestorben. Sie empfand große Reue über ihre Sünden und überaus große Sehnsucht, für dieselben genug zu thun, wenn ihr nur noch Zeit dazu gewährt sein würde. Auch Fra Bernadin von Siena ist todt und, wie alle glauben, geradeswegs in den Himmel eingegangen. Es sind nämlich durch seine Anrufung schon Wunder geschehen, während sein Leichnam in der Kirche zu Massa ausgestellt war. Unser Vater ist über sein Hinscheiden schmerzlich betrübt, aber er hofft viel von seinen Fürbitten, nun da er bei Gott ist. Nun will ich schließen, süße Schwester. Ich empfehle mich demüthigst Ew. Majestät und dem Könige, meinem lieben Bruder. Wir alle beten zu Jesus, daß er Euch in seinen Schutz nehme.

„Yolande d'Anjou.“

„Ach, schönes Land!“ rief die Königin aus, die mir mit den Augen gefolgt war, während ich den Brief las. „Schöne Provence! sanfter Himmel, liebende Angesichter, ritterliche Herzen, ihr seid mir entschwunden, wie ein Traum!“

„Ach, Madame,“ sagte ich, „thut es Euch denn leid, England's Königin zu sein?“

„Nein,“ erwiderte sie schnell; „nun weniger denn je.“

Die Röthe färbte ihre Wange.

„An dem Tage, wo ich Mutter bin,“ fügte sie mit leiser Stimme hinzu, „werde ich so glücklich sein, wie Yolande.“

Der Tag kam. O, arme, arme Königin.“

XX.

Ein Besuch auf dem Lande.

Wegen einer Krankheit, die ich im Laufe des Jahres 1454 hatte, riethen mir die Aerzte, auf ein halbes Jahr London zu verlassen. Als ich deshalb für den Zeitraum von sechs Monaten von meiner Aufwartung am Hofe entbunden ward, begab ich mich zum Hause der Mistreß Elisabeth Clere, einer Verwandten meiner Mutter, welche in der Nähe von Norwich wohnte. Am Tage vor meiner Abreise erhielt ich folgenden Brief von meinem Vater. Sein Inhalt steigerte nur meine Bekümmerniß, wie diejenigen, die ihn lesen, sehen werden.

Lord de Roos an seine Tochter.

„Ich grüße Dich, meine liebe Tochter, und sende Dir den Segen Gottes und den meinigen. Was die Sache anbetrifft, von der Ihre Majestäten durch Dich unterrichtet sein wollen, so habe ich aus den Berichten glaubwürdiger Kundschafter entnommen, daß Monseigneur Gilles noch in Gefangenschaft ist. Der Brief, den unser Herr, der König, durch die Vermittelung des Königs von Frankreich über sandte und der so edel und vernünftig war, daß nichts überzeugender sein konnte, verfehlte seine Wirkung, weil jener König einen aus seiner eigenen Feder hinzufügte, der die

Wirksamkeit desselben schwächte und den Herzog von der Bretagne eher antrieb, bei der Mißhandlung seines Bruders zu beharren, als davon abzulassen. So sehr hat diese Mißhandlung überhand genommen, daß man ihn ganz der Obhut und Obsorge ehrenhafter Männer entzogen und ihn den Händen eines gewissen Olivier de Meêl, eines sehr bösen Menschen, einer Creatur des Maréchal de Montauban, übergeben hat. Die Bösewichter haben, wie man sagt, den Prinzen in einen düstern Kerker eingeschlossen und grausam mißhandelt. Es scheint wirklich, sie wollen ihn auf diese Weise tödten, da sie keine Richter finden können, die ihn verdammen wollen. Im Gegentheil haben ihn die Stände der Bretagne öffentlich zum nicht geringen Aerger des Herzoges und seines Günstlinges freigesprochen. Da fand der Prinz Mittel, an seinen Lehnsherrn, den König von Frankreich über die schrecklichen Leiden, die er erdulden mußte, zu schreiben. Er bat ihn, seine Loslassung zu befehlen ünd ihn dann seinen Ankläger gegenüber stellen zu lassen.

Derselbe Bote brachte auch Briefe von der Frau Françoise d'Amboise (welche die junge Gattin des Prinzen behütete) und ebenfalls von dem Constable de Richemont zum Könige, in denen er freimüthig und dringend ersucht wurde, die Befreiung seines Neffen zu erwirken. Für dieses Mal half es; denn der König sandte den Admiral Contivy zu dem Herzoge, mit dem Befehle, den Prinzen frei zu geben. Derselbe fügte sich seinem Verlangen. Monseigneur Gilles wurde zur nicht geringen Freude aller seiner Freunde benachrichtigt, daß er in Freiheit gesetzt werden solle. Aber kaum war diese Nachricht zu den Ohren seiner Anhänger gedrungen, als die verruchte Bosheit seiner Feinde

eine böse List ausdachte, die diesen schönen Schimmer der Hoffnung zerstörte. Ein Herold erschien am Hofe mit einem Schreiben unseres Herrschers, des Königs Heinrich, an den Herzog, worin Seine Majestät in entschiedenen und stolzen Worten die Freilassung des Monseigneur Gilles forderte, auf den Grund hin, daß er Lord Constable von England und Ritter des edlen Hosenbandordens sei. Die Wuth des Herzogs brach mit neuer Heftigkeit aus. Er wiederrief den Befehl für die Freilassung seines Bruders und schwor den Engländern Rache.

Der Gesandte des französischen Königs zog sich zurück. Nach Verlauf von wenigen Tagen fand man, daß jener Herold kein Anderer sei, als ein gewisser Pierre Larosse, ein Diener des Arthur von Montauban, der jenen Brief gefälscht und vorgegeben hatte, er käme vom König von England, um den Herzog aufzubringen und die Freilassung des Prinzen zu verhindern. Da war aber das Uebel nicht mehr zu heilen, und als Françoise von Amboise den Herzog anflehte, seinem Bruder doch Barmherzigkeit angedeihen zu lassen, da wurde sie mit ihrem Gemahl vom Hofe verbannt und ihnen befohlen, nach Guincamp zurückzukehren. Jetzt weiß Niemand, ob der Prinz lebendig oder todt ist. Das ist Alles, was ich gehört habe. So lange als der gegenwärtige Krieg dauert, ist wenig Hoffnung auf Besserung seines Looses da, selbst wenn er bis dahin am Leben bleiben sollte. Denn der französische König hat die Hilfe des Herzogs nöthig und wird ihn deshalb nicht beleidigen; und wenn unser König sich in dieser Sache regt, so wird er nur Oel ins Feuer gießen, wie man sagt; das haben wir schon neulich bei der Ankunft des falschen Herolds gesehen. Somit, liebe Tochter, lebe wohl und die

Heilige Dreifaltigkeit behalte Dich in ihrem Schutze! Wenn ich nach England zurückkehre — und Gott allein weiß, wann mir diese Wohlthat werden soll —, dann glaube ich nicht, daß Du mich wiedererkennen wirst, oder daß mir Dein Angesicht bekannt vorkommen wird, bevor ich es nicht genau studirt habe, worin ich aber gewiß nicht säumig sein werde. Ich danke Gott, daß ich von Zeit zu Zeit Nachrichten über Dein kluges Benehmen und Deine Beliebtheit bei der Königin bekomme, die Gott Dir immer gleich günstig erhalten möge. Und somit will ich diesen Brief mit meinem Segen beenden. Wenn ein ehrbarer Mann, der Stand und Vermögen besitzt, Dich zur Ehe begehren sollte — was schon Viele bis jetzt vergebens gethan haben, — so hätte ich gerne, daß Du bereitwilliger auf derartige Wünsche hörtest, als bisher. Denn es würde ja nur zu Deinem Besten sein, wenn Du Dich jetzt verheiratheteſt, da Du, wie ich weiß, doch keinen Beruf für das klösterliche Leben hast. Ich wollte von Herzen gern, daß dieser Brief in Betreff des Prinzen von der Bretagne für Ihre Majestäten tröstlicher lautete; indessen, so lange Leben da ist, ist auch noch Hoffnung da, sagen die Aerzte; und somit lebewohl."

„Geschrieben im Lager zu Guisnes in Frankreich
vom Lord de Roos."

Es lag wenig Tröstliches in den Schlußworten dieses Briefes; denn es sind dieselben, welche die Aerzte in verzweifelten Fällen anwenden. Auch war Monseigneur Gilles damals, gleich einem sterbenden Menschen, von seinen Freunden schon beinahe aufgegeben. Mit schwerem Herzen verließ ich London. Indeß der Anblick der grünen Gefilde

erheiterte mich und noch mehr die angenehme Unterhaltung mit Fräulein Elisabeth, der ich meinen Kummer zum Theile anvertraute. Wir gingen des Sonntags gewöhnlich zur Kirche der grauen Brüder, nach Norwich, um die Vesper zu hören. Während wir auf dem Wege dahin über die Wiesen gingen, sprachen wir über die Ereignisse der Vergangenheit und die Hoffnungen und Befürchtungen der Zukunft und verwunderten uns, daß die Vorsehung unser Leben so ganz verschieden gestaltet habe: da ich mit hohen Personen, mit Königen, Königinnen, Prinzen und königlichen Herzogen zu thun hatte, sie hingegen mit dem niederen Adel und gewöhnlichen Leuten verkehrte. Aber ach, mögen die Menschen hohen oder niederen Standes sein, so ist doch ihr Thun, sind ihre Leiden und Freuden einander ähnlicher als man meint. Die Grausamkeit des Herzogs von der Bretagne gegen seinen Bruder war eine meiner schmerzlichsten Bekümmernisse. Elisabeth's Herz litt ebenso sehr von der Unfreundlichkeit unserer Tante, der Frau Paston, gegen ihre Tochter Ellen. Dies arme Kind, ein sehr hübsches und anmuthiges Mädchen, wurde von ihrer Mutter arg mißhandelt, weil sie ihren Ehevertrag mit Master Scrope, dem sie mit Zustimmung ihrer Eltern die Ehe versprochen, nicht brechen wollte. Mistreß Paston ist eine sehr achtbare Frau und sehr geschickt in Allem, was den Haushalt, Geld und Ländereien betrifft, und eine gehorsame und pflichttreue Gattin; aber den Gehorsam, den sie selbst ihrem Gatten erweist, fordert sie auch von ihren Kindern. Kein Lehrer, sagte mir Elisabeth, sei ihr streng genug. „Peitscht ihn, bis er sich bessert," befiehlt sie den Erziehern derselben. Und was sie befahl, führte sie auch aus. Elisabeth sagt, sie schlage ihre Tochter einmal oder zweimal in der Woche

und manchmal wol zweimal in einem Tage. Deshalb hat Nell Paston auf Bruder Newton's Rath zu Elisabeth gesandt, um sie zu bitten, daß sie ihrem Bruder in London schreibe und ihn ersuche, ihr in dieser Sache mit seinen guten Diensten beizustehen, damit sie ohne Aufenthalt oder weitere Mißhandlung ihr Eheversprechen erfüllen könne.

Wir verabredeten unter uns, daß wir die Königin, wenn sie, wie nahe bevorstand, nach Norwich käme, bewegen wollten, sich bei Mistreß Paston zu Gunsten der beiden Liebenden zu verwenden, wie sie es schon früher bei Mr. Strange zu Gunsten der Mistreß Katharina, der jetzigen Mistreß Bugdon, gethan hatte.

Aber, ach, wer soll sich für Monseigneur Gilles mit Hoffnung auf Erfolg verwenden? Ich war damals sehr unruhig darüber, daß Jeanne de Kersabicc ganz aufgehört hatte, an mich zu schreiben. Ich besaß keine Freundin auf der ganzen Welt, die ich nur halb so innig liebte, wie Jeanne. Eines Tages, als wir durch die Lindenallee zur Kapelle gingen, sagte ich:

„Jeanne muß entweder todt sein oder sie liebt mich nicht mehr.“

„Ich bin nicht dieser Meinung,“ antwortetete Elisabeth. „Ich glaube, sie ist Einsiedlerin geworden.“

„Einsiedlerin!“ entgegnete ich erstaunt.

„Ja, Einsiedlerin,“ erwiderte sie. „Jetzt da die Welt so schlecht ist, wie man es nie zuvor in der Christenheit sah, so daß Manche glauben, daß das Ende derselben anbrechen werde, giebt es viel mehr Weiber als Männer, die sich zum Heile ihrer Seele in die Einsamkeit zurück-

ziehen und sich ganz dem Gebete widmen, es sei denn, daß ein besonderer Ruf zu einer guten That sie für eine Weile dieser Lebensweise entzieht."

„Kennt Ihr vielleicht irgend eine solche Person?" sagte ich.

„Ja," entgegnete sie. „Als mein Bruder Heinrich erst neunzehn Jahre alt war, bat er mich um zwei Kleider aus meinem Schranke und um eine Kapuze, die mein Vater manchmal zu tragen pflegte. Ich willfahrte seinem Wunsche; und er schnitt die langen Aermel von meinem Kleide ab und machte sich daraus eine Bedeckung für seinen Hals und seine Arme. Ich war recht erschrocken, als ich ihn in diesem sonderbaren Anzuge sah; ich fürchtete schon, er sei verrückt geworden. Aber er ging hinweg und lebte zuerst in einer Höhle und hernach in einer Hütte, indem er Gott mit großer Inbrunst und demüthiger Andacht diente. Manchmal jedoch kam er hinaus, um die Armen zu unterrichten, Alles aus Liebe zu unserm Herrn; er lebte sehr strenge und vollbrachte viele Bußübungen."

Elisabeth las sehr gern und am liebsten geistliche Bücher. Sie besaß Abschriften der Werke des Richard Rolles, — seine englische Uebersetzung der Psalmen, seine ‚Kunst zu sterben' und den ‚Spiegel für Sünder' — und pflegte mit großem Genuß darin zu lesen; sie besaß auch ein Gedicht betitelt: die List der Sünde, von einem gewissen Robert Mannyng, einem Canoniker zu Semperingham. Sie sagte, Mistreß Paston, die sich um keine Bücher, als nur um ihre Rechnungsbücher bekümmere, habe sie beschuldigt, sie neige sich zur Ketzerei hin, weil sie einmal in ihrem Schranke den ‚geöffneten Himmel' fand, von dem sie sagte, er sei von John Wickliffe ge-

schrieben. Aber wenn dem auch so wäre, so wüßte sie doch nichts davon und würde um Alles in der Welt das Buch nicht behalten. Wickliffe war nämlich ein Lehrer der Ketzerei, die sie verabscheute. So brachte sie denn das genannte Buch zum Bruder Newton, und wollte niemals wieder in demselben lesen.

XXI.

Im Kloster.

Die Aeußerungen Elisabeth's über die Einsiedler erinnerten mich an eine Stelle in Jeanne's letztem Briefe an mich, welche jetzt, wo sie mir einfiel, meine Vermuthung nur bestätigte. Während wir weiter gingen, hing ich meinen Gedanken darüber nach, in denen mich Elisabeth nicht störte; sie liebte sehr das Schweigen und schaute mit der größten Freude auf die Blumen und Bäume; denn der Anblick der Schöpfungen Gottes, sagte sie, erzähle ihr in den lieblichsten Ausdrücken von seiner Größe und Güte. Sie war die liebenswürdigste Begleiterin, die man sich nur denken konnte; selbst wenn sie nicht sprach, erheiterte mich die Freundlichkeit ihres Angesichtes; und wenn sie sprach, so wurde ich nicht müde, ihren melancholischen, aber angenehmen Worten zu lauschen.

Als wir zur Kapelle der Grauen Brüder gekommen waren, sagte man uns an der Thüre, daß Frater Brackley nach der Vesper predigen werde. Diese Nachricht erfreute mich sehr, da ich sehr gespannt darauf war, diesen im Rufe der Heiligkeit stehenden Mann, der zudem wegen seiner Gelehrsamkeit in ganz England berühmt war, reden zu hören. Und wirklich war seine Predigt sehr eindringlich und lehrreich; er zeigte uns nämlich, wie wir Gott durch

gute Werke, durch gewissenhafte Erfüllung unserer Pflichten und durch Verharren im Guten verehren und wie wir zu ihm beten müßen, damit unsere Freude vollkommen sei. Als er seine Ermahnungen beendet hatte, sagte er, diese vollkommene Freude könne nur in einem einzigen Namen gefunden werden. Darauf pries er diesen Namen, indem er ausrief: „Ach, jener wunderbare Name! jener süße Name! Er ist ein Name über alle Namen! Er ist der heiligste Name, in welchem allein Heil zu finden ist! Dieser Name tönt in meinem Ohre wie himmlische Musik! In meinem Munde ist er wie Süßigkeit des Honigs! Ueber Alles liebe ich diesen Namen, der mir Kraft verleiht in allen meinen Aengsten! Ich kann nicht beten, nicht betrachten, ohne daß der Name Jesus auf meinen Lippen ist. Ohne diesen süßen Namen giebt es keine Freude für mich. Wo ich auch sei, wohin ich mich auch setze, was ich auch immer thun mag, immer muß ich an den Namen Jesus denken. „Gaudete, quia nomina vestra scripta sunt in coelo, ut gaudium vestrum sit plenum.“ —

Nach der Predigt begaben wir uns in das Kloster, um den Frater Newton, Elisabeth's Beichtvater, zu sprechen. Er war sehr erfreut über unsern Besuch, grüßte mich auf das Freundlichste und Herzlichste und sagte, ich sei hoffentlich deshalb nach Norwich gekommen, um den Frauen dieser Stadt im Besuche der Kranken und der Hospitäler mit einem guten Beispiele voranzugehen. Meine Gebieterin, die Königin, war nämlich wegen ihres Eifers in Ausübung der Werke der Barmherzigkeit bekannt. Ich antwortete, daß ich sehr befürchte, ihr gutes Beispiel in dieser Hinsicht habe auf mich noch keine besondere Wirkung ausgeübt, da ich sehr den Anblick von Wunden und Geschwüren scheue

und diese Scheu erst ein= oder zweimal habe überwinden können. Darauf meinte er lächelnd, einmal sei so gut wie zwölfmal; denn aller Anfang sei schwer und namentlich hierin. Darauf fragte er uns, ob uns die Geschichte von einem gewissen Pers bekannt sei, der aus einem Geizhals ein Heiliger geworden sei.

„Nein, Vater Newton,“ antwortete Elisabeth; „doch dünkt mich, versteht sich eine solche Bekehrung gewissermaßen von selbst.“

„In wiefern denn?“ fragte der gute Frater.

„In sofern,“ erwiderte sie, „als Jeder von Beiden Schätze sammelt, nur mit dem Unterschiede, daß der Eine es auf Erden thut und der Andere im Himmel. Beide sind begierig nach Reichthümern, und ich glaube, der Heilige in seiner Art ebenso sehr, wie der Geizhals.“

„Wie wollt Ihr das aber beweisen?“ fragte er, an ihren Einfällen sich ergötzend.

„Nun,“ antwortete sie, „Ihr Mindere Brüder entbehrt Leinenzeug, Strümpfe und Hüte und noch vieles Andere, um so Schätze bei einem zuverlässigen Bankhalter anzulegen, nämlich bei Gott. Die Geizigen entsagen ebenso vielen Bequemlichkeiten des Lebens, um Gold und Silber in ihren Koffern anzuhäufen oder um dasselbe zu Wucherzinsen an Arme zu verleihen. Seht Ihr nun wohl, daß und worin Beide einander ähnlich sind?“

„Ja, Fräulein,“ sagte Bruder Newton; „aber was sagt Ihr denn hierzu? Die Heiligen geben gerne Almosen. Ich will nicht von Ordensbrüdern sprechen, wie Ihr. Denn die sind leider nicht immer Heilige, schon deshalb nicht, weil ich armer Sünder (bei diesen Worten schlug er an seine Brust) zu ihnen gehöre, und zudem sind sie arm oder

sollen es doch wenigstens sein. Heilige aber, mögen sie nun Ordensbrüder sein oder nicht, geben den Armen Alles, was sie nur haben; das thun aber die Geizigen gar nicht."

„Das thun sie wohl," rief sie, „sobald sie nur wissen, daß man ihnen das Geschenkte hundertfach zurückerstatten wird oder wenn sie sich einen großen König damit gewogen machen können, der ihnen dann das Zehnfache wiedergeben wird."

„Ich gebe Euere Behauptungen zu," sagte lächelnd der gute Bruder. „Jetzt will ich Euch die Geschichte von dem Geizhalse Pers erzählen. Er wollte niemals einem armen Manne auch nur einen Heller geben. Aber eines Tages ging ein Bettler mit Jemandem eine Wette ein, daß er sich von ihm, und wenn er noch so barsch sei, ein Almosen verschaffen werde. Er ging also an die Hausthüre des Pers, wo man gerade einem Esel eine Last Brode ablud, und bettelte sehr demüthig um eines davon. Darüber gerieth der Geizhals so in Zorn, daß er nach einem Steine suchte; als er aber keinen fand, warf er mit einem Laib Brod nach dem Bettler. In der folgenden Nacht hatte Pers eine Vision oder einen Traum, und zwar folgenden. Er stand vor seinem himmlischen Richter und sah, wie seine Sünden ihn zur Hölle hinabzogen. Er war schon im Begriffe, ganz zu versinken, als plötzlich sein Schutzengel ihn damit errettete, daß er angab, er habe einst einem Bettler einen Laib Brod gegeben. Als Pers aus diesem qualvollen Traume erwachte, waren seine ersten Worte:

„Gesegnet seien alle Armen,
Denn mit ihnen hat Gott der Allmächt'ge Erbarmen."

Von da an wurde er freundlich und freigebig und

spendete den Armen viele Almosen. Seine Barmherzigkeit und Freigebigkeit gegen dieselben wurde zuletzt so groß, daß er, als er nur noch zehn Pfund von all' seinem früheren Reichthume besaß, dieselben einem Notar übergab, mit der Bitte, ihn als Sklaven zu verkaufen. Der Notar nahm ihn mit in eine Kirche, wo er ihn an einen heruntergekommenen Reichen, Namens Yole, verkaufte und die zehn Pfund an die Armen vertheilte. Deshalb glaube ich, hat das Sprichwort unrecht, wenn es meint, die Notare kämen nicht in den Himmel. Den Pers wollte sein Herr freilassen, aber er wollte Sklave bleiben; denn nur als solcher glaubte er Leiden und Mühen genug zu erdulden."

„Ja, ja," rief Fräulein Elisabeth, indem sie die Hände wie vor Erstaunen zusammenschlug, „ja, er blieb ein Geizhals! o, ein guter und weiser Geizhals! Gott gebe, daß wir Alle werden, wie er!"

Darauf redeten sie miteinander über Ellen Paston; er belobte uns sehr dafür, daß wir uns bei der Königin für sie verwenden wollten, und sagte, Herr Skrope sei ein ehrenwerther Mann; und er selbst sehe ihre Verehelichung sehr gern.

„Doch müßt Ihr," sagte er, „Euerer Nichte rathen, sich unterdeß gutwillig unter die Zucht ihrer Mutter zu beugen. Denn Ihr selbst habt ja bewiesen, daß sie dabei nur gewinnen kann; denn wenn sie den weisen Geizhals spielt, wird jeder Ruthenschlag, den sie ohne Murren erduldet, ihre dereinstige Wonne erhöhen."

Als wir ihn dann vor dem Weggehen um seinen Segen baten, fragte er uns plötzlich: „Meine Damen, versteht oder spricht Eine von Euch Französisch?"

Elisabeth entgegnete, sie verstehe weiter nichts davon

als nur einige wenige Ausdrücke, die Jedermann im Munde führe; ich verstände und spräche es aber so gut, wie ein Eingeborner.

„Oder noch besser," sagte schelmisch lächelnd Vater Newton, „mit Jenem zu sprechen, der einem aussätzigen Lollard auf die Aeußerung, der eine Mensch sei gerade so gut, wie der Andere, erwiderte: ‚Oder noch besser.'"

„Da hätte ich beinahe Eins vergessen," sagte Elisabeth. „Wißt Ihr schon, ehrwürdiger Vater, daß Marie Beaumont eine Abschrift von Wickliff's englischer Bibelübersetzung besitzt, die Ihr mir untersagtet zu lesen?"

„So?" erwiderte der Bruder. „Ach, das arme Kind, sie vergiftet ihre Seele mit heiligem Gifte, so wie Eva ihre Nachkommen durch den Genuß der Paradiesesfrucht ins Verderben stürzte. Wenn man die Bibel mit Demuth und Andacht liest, so reicht sie der Seele himmlische Nahrung; aber demjenigen, der sich aus ihr nur Waffen zum Kampfe gegen den Glauben unserer Väter holen will, gereicht sie zur Verdammniß. Wikkliff's englische Uebersetzung enthält viele Ausdrücke, welche schon nach hundert Jahren ihre Bedeutung geändert haben werden und dann Viele zu ketzerischen Meinungen verleiten könnten. Seid auf Euerer Hut, meine Kinder! ‚Seid nicht weise nach eueren eigenen Gedanken' sagt die heilige Schrift. Glaubet nicht, daß diejenigen, welche die Bibel in Wikkliff's Uebersetzung lesen, deshalb heiliger, weiser und andächtiger oder von inbrünstigerer Liebe gegen Gott und ihre Mitmenschen erfüllt sein werden, als die hl. Klara von Assisi oder die hl. Elisabeth von Ungarn oder die hl. Königin Margaretha von Schottland, welche die Bibel zwar nicht in der Landessprache

lasen, wohl aber ihre Lehren in ihr Herz aufgenommen hatten und nach ihnen lebten."

„Ich kann Gott den Herrn nicht genug dafür danken," sagte Fräulein Elisabeth, „daß er mir Euch zum geistlichen Rathgeber verliehen hat; denn Ihr thut, was Ihr Anderen in Eueren Predigten vorschreibt, auch selbst; und wenn ich irgend Jemanden von den Sünden der Geistlichen sprechen höre, so beziehe ich das stets auf solche, vor denen ich nicht mein ganzes Herz ausschütten möchte. Ein unwürdiger und weltlich gesinnter Priester gereicht heutzutage Vielen zum Verderben."

„Darin hast Du Recht, mein Kind. Ein Solcher muß vor dem Herrn schwere Rechenschaft ablegen. Aber glaubst Du denn, daß die hl. Maria Magdalena deshalb mit der Kirche Gottes unzufrieden gewesen sei, weil Judas stahl und Petrus in der Angst seinen Herrn verläugnete und der hl. Johannes und der hl. Jakob auf dem Wege mit den andern stritten, wer von ihnen der Größte sei? Nein! Nein! Nur Einer ist gut, nämlich Gott! Und wenn auch Kinder ihre eigenen Eltern verläugneten und diejenigen ihrer Unvollkommenheiten wegen verachteten, die ihnen das Leben gaben, so sollten sich doch katholische Christen nicht gegen ihre Mutter, die Kirche, auflehnen und diejenige belehren wollen, welche von Gott zur Lehrerin der Völker eingesetzt ist. Doch genug darüber! Jetzt will ich Euch einen unserer Ordensbrüder bringen, der aus Frankreich ist und kürzlich auf einer kleinen Fischerbarke an unserer Küste landete, nachdem ihn ein Unwetter nach Norden verschlagen hatte. Wir können seine Sprache nicht verstehen und er die unserige nicht; sein Latein lautet so sonderbar und fremdartig, daß es uns ebenso unverständlich

ist, wie sein Französisch. Er scheint großen Gefahren entronnen zu sein. Wenn nun Euere Nichte gütigst den Dollmetscher spielen wollte, so würden wir ihn gewiß besser verstehen können, als bisher."

Darauf warteten wir, Fräulein Elisabeth und ich, im Sprechzimmer. Bald darauf kehrte Bruder Newton in Begleitung des französischen Ordensbruders zu uns zurück. Letzterer war von mittlerer Statur, eher groß, als klein; die Augen hielt er in der Regel auf den Boden gesenkt, aber wenn er sie erhob, dann sah ich sie in einem Feuer strahlen, das nur zuweilen von einer wunderbaren Sanftmuth gemildert schien. Seine spärlichen Haupthaare waren ergraut, seine Stirn war hoch und seine Augenbrauen schwarz. Sein Aussehen war anfänglich streng; sobald ich ihn aber in französischer Sprache begrüßte, erhellte ein freundliches Lächeln seine Züge.

„Fräulein," sagte er, „ich fühle mich glücklich, Jemanden zu treffen, der mich versteht und durch dessen Vermittlung ich meinen lieben Ordensbrüdern, die mich so gastfreundlich aufnahmen, die Unfälle erzählen kann, die mich zu diesem Lande geführt haben. Wollt Ihr so freundlich sein, meine lange Geschichte geduldig anzuhören?"

„Mit dem größten Vergnügen," sagte ich, ohne nur im Geringsten den Inhalt derselben vorher zu vermuthen. Ich und Fräulein Elisabeth ließen uns dann zusammen auf eine Bank nieder, während der französische Bruder mit dem Vater Newton sich auf eine andere setzte. Nun will ich seine Geschichte, wie er sie mir erzählte, in der Uebersetzung hier mittheilen.

XXII.

Erzählung des französischen Bruders.

„Mein Kloster liegt in der Bretagne, nicht weit von Moncontour. Lange Jahre lebte ich dort in Ruhe und Frieden und habe niemals geahnt, daß ich es je verlassen oder gar über die See fahren müßte. Als ich vor einigen Wochen in der Kapelle mein Offizium betete, trat eine Frau zu mir, welche schon seit vier Jahren dort täglich die hl. Messe hörte und schon wiederholt bei mir gebeichtet hatte. Sie war noch jung, trug ein auffallendes rothes Kleid und hatte Sandalen an den Füßen. Sie beichtete mir ihre Sünden einfach und deutlich, oft unter so vielen Thränen, daß der Platz, auf dem sie knieete, naß wurde; aber sie gab mir nie die geringste Andeutung über Namen, Heimath oder Lebensumstände. Ich schloß aus der Art ihrer Sünden, sie müsse eine Einsiedlerin sein. Als sie nun wieder zu mir in die Kapelle kam, bat sie mich mit leiser Stimme, ihr um des Heilandes willen doch ein Stück Brod zu geben. Ich wunderte mich, daß eine so junge Frau in der Einsamkeit lebe und selbst an dem Nothdürftigsten Mangel leide; und äußerte mich auch darüber gegen sie. Da sagte sie mir, die Augen zu Boden gesenkt, folgendes: „Lieber Bruder! Es giebt Teufel, die

man, wie Unser Herr sagt, nur durch Gebet und Fasten vertreiben kann. Wenn Jemand eine Seele retten will, gegen welche böse Menschen und die Hölle sich verschworen haben, so muß entweder er oder sie sich aufopfern, um so durch Leiden ihre Erlösung zu bewirken."

„Etwas in dem Aussehen und den Worten der Frau zeugte von einer nicht gemeinen Herkunft; deshalb drang ich nicht mit weiteren Fragen in sie, sondern gab ihr einen Laib Brod, den sie mit dem größten Danke annahm. Als sie wieder kam, beichtete sie mir und sagte mir, ich müße in der folgenden Nacht mit ihr gehen, um einer in Todesgefahr schwebenden Person die Beichte zu hören. Ich weigerte mich dessen, wenn sie mir nicht zuvor sage, wer jene todtkranke Person sei."

‚Ich sagte nicht,' erwiderte sie, ‚jene Person sei todtkrank, sondern nur, sie schwebe in Todesgefahr.'

Das erschreckte mich noch mehr. Ich fürchtete, sie könne ein Teufel in Weibesgestalt sein, der mich ins Verderben locken wolle. Ich wiederholte deshalb, ich würde nicht mit gehen, wenn sie mir nicht erst ihren Namen und den der betreffenden Person nenne. Einige Augenblicke schwieg sie dann — ich glaube, sie betete; dann sagte sie mit stammelnder Stimme:

‚Vater, ich will Euch Alles erzählen.'

„Dann erzählt mir," erwiderte ich, „zuerst, wo Ihr wohnt und wer Ihr seid."

Da nannte sie mir ihren Namen —

„O lieber Bruder," rief ich (Margaret de Roos) „hieß sie vielleicht Jeanne de Kersabiec?"

Er schaute mich verwundert an.

„Heilige Mutter Gottes! Woher wißt Ihr das?"

„Sie war, guter Vater," antwortete ich, „viele Jahre hindurch meine Bett- und Spielgenossin. Ich bitte Euch um Gotteswillen, erzählt weiter."

Darauf fuhr er also fort:

„Ja, sie hieß Jeanne de Kersabiec. Sie hatte die Welt verlassen und lebte seit vier Jahren als Einsiedlerin im Walde La Hardouinaie. Sie ist sehr tugendhaft und heilig und hat entschiedenen Beruf für das fromme Einsiedlerleben."

„Was bewog sie, dieses zu erwählen," fragte ich zitternd.

Er antwortete:

„Ihr habt vielleicht von unserm armen Fürsten gehört, der so lange in jener Gegend lebte, ich meine Monseigneur Gilles de Bretagne?"

„Ja, ganz gewiß und mehr als das. Ach, ach!" und Thränen erstickten mir die Stimme. Vater Newton und Fräulein Elisabeth schauten mich verwundert an.

„Was ist ihm begegnet?" rief ich. „Lebt er noch oder ist er todt?"

„Höret mir zu, Fräulein, so werdet Ihr es erfahren," antwortete er ernst.

Ich saß unbeweglich wie ein Stein, und er sagte Folgendes:

„Diese Jeanne war die Nichte und Freundin der Stiefmutter des Herrn Gilles, welche Frau von Dinant hieß. Bei deren Tode war der Prinz schon im Gefängniß. Jeanne erzählte mir, eines Tages habe sie in der Kapelle zu Guildo gebetet, als sie daran gedacht, wie sie Gott immer schon um die Gnade angefleht habe, durch sie dem Herrn Gilles etwas Gutes widerfahren zu lassen und zwar

vermittelst ihrer Gebete und ihrer Leiden, da sie doch zu schwach sei, ihm durch die That helfen zu können. In ein Kloster gehen wollte sie nicht; ‚denn‘ meinte sie, ‚es könnte ja in Gottes Absicht liegen, daß ich ihm auf andere Weise dienen sollte.‘ Sie begab sich dann in den Wald, dessen Namen ich eben anführte und der in der Nähe eines seiner Schlösser liegt. In demselben fand sie eine Höhle, in der sie sich verbarg. Dort ruhte sie bei Nacht auf einem Lager von Moos, und den Tag über betete sie zu Gott und der heiligen Jungfrau, oder schnitt mit einem Messer hölzerne Figuren aus, die sie in einigen umliegenden frommen Häusern und Bauernhütten, die sie oft erst nach mühsamen Wanderungen erreichen konnte, gegen Brod vertauschte. Niemand leistete ihr Gesellschaft, wie sie mir sagte, als nur ein kleines Eichhörnchen und zwei Häschen, welche zahm geworden waren und sie bei ihrer Arbeit lustig umspielten. Sie verfertigte ein großes Kruzifix und eine schöne Muttergottesstatue zu dessen Füßen; das waren die Bücher, in denen sie alle jene Jahre hindurch las. Sie hörte die hl. Messe und verrichtete ihre Andacht bald in der einen und bald in der andern Klosterkapelle, so daß man sie nicht oft an derselben Stelle bemerkte. So lebte sie eine lange Zeit hindurch und flehte immer zu Gott, daß die Leiden und Abtödtungen ihres strengen und entbehrungsvollen Lebens dem Herrn Gilles, mochte er nun todt oder noch am Leben sein, helfen möchten; sie hörte aber niemals etwas von ihm, und dies war das Härteste, was sie aus Liebe zu dem unglücklichen Fürsten erduldete. Indeß als sie eines Tages bei Sonnenuntergange hinter dem Schlosse Hardouinaie einherging und an dem Graben vorbeikam, da hörte sie Jemanden ein Lied singen, dessen Melodie ihr wohlbekannt

vorkam. Sie fragte den Sänger, einen Schäferjungen, ob in dem Schlosse Leute wohnten. Der Knabe antwortete, vor einigen Tagen seien fünf oder sechs Männer dorthin gekommen und dann wieder weggegangen; augenblicklich aber wohne Niemand darin. Als es Abend geworden war und der Mond schien, legte sie sich, nachdem sie ihr Abendgebet verrichtet hatte, auf ihr Mooslager nieder und versuchte zu schlafen; aber die Worte jenes Liedes klangen ihr immerfort in den Ohren und ließen sie nicht zum Schlafen kommen. Am folgenden Tage ging sie wieder zum Schlosse und kam wieder an dem Graben vorbei, und sehr leise Töne, gerade als wenn Jemand zu singen versuchte, klangen an ihr Ohr. Sie ging zu dem Thore des Schlosses und schellte, selbst nicht recht wissend, was sie that; als aber Niemand kam, ging sie wieder hinweg. Darauf betete sie zu Abend länger, als gewöhnlich, fast bis die Dämmerung kam, und flehte den Herrn Jesus bei seinen heiligen fünf Wunden an, dem Herrn Gilles doch eine Wohlthat zu erzeigen. Den folgenden Tag ging sie wieder zu dem Schloßgraben hin, aber sie konnte keine Liederklänge vernehmen, sondern hörte nur einen Schrei, wie wenn Jemand in großen Schmerzen aufseufzte. Sie bekreuzte sich und fing dann an dasselbe Lied, welches sie dort gehört hatte, zu singen, und heftete ihre Blicke auf den Wall jenseits des Grabens, wo sich eine kleine mit eisernen Stangen vergitterte Oeffnung befand. Ihr schien, als wenn sich hinter den Stangen Etwas bewegte. Sie hörte dann mit schwacher Stimme folgende Worte aussprechen:

‚Wer singt da? Sprecht, wenn Ihr ein Christ seid!‘
„Sie lehnte sich über den Wall und rief:
‚Ich, die Fürbitterin meines unglücklichen Prinzen.‘

‚Dann rettet mich; ich bin Gilles de Bretagne‘, lautete die Entgegnung.

„Sie wußte mir nicht zu erzählen, auf welche Weise sie den Wall hinabstieg, wahrscheinlich that sie es mit Hülfe einiger Sträucher, die an der Abdachung desselben wuchsen; sie erreichte dann die vergitterte Oeffnung, — es war fast kein Wasser im Graben, — und schaute hindurch nach dem Gefangenen hin, dessen Antlitz, wie sie sagte, eher dem unseres Heilandes am Kreuze glich, als einem menschlichen Gesichte. Sie sprachen Folgendes mit einander:

‚Monseigneur, ich bin Jeanne.‘

‚Liebe Jeanne, gieb mir etwas zu essen.‘

‚Ach, Monseigneur, ich habe nur ein Stück verschimmeltes Brod.‘

‚Gott sei Dank!‘ sagte er.

Dann reichte er seine bleiche, abgemagerte Hand durch die Eisenstangen und nahm das Stück Brod in Empfang.

„Sie stand und sah ihm zu, während er aß, und wußte nicht, was sie sagen sollte, so weh that ihr das Herz. Als er fertig war, sagte er:

‚Gieb mir zu trinken; ich habe hier kein Wasser.‘

„Da sie keinen Napf hatte, tauchte sie ihr Halstuch in das Wasser des Grabens und reichte es ihm zu. Als er seinen Durst gestillt hatte, sagte er: ‚Jeanne, Du hast dem Tode seine Beute geraubt. Sie ließen mich hier schon drei Tage und drei Nächte ohne alle Lebensmittel. Einer kam diesen Morgen und öffnete das Thor des Verließes; aber als er sah, daß ich noch nicht todt war, schloß er es wieder und ging hinweg, obgleich ich ihn flehentlich bat zu bleiben und mich zu tödten.‘

‚Mein Prinz, denket nicht daran, daß Ihr eher sterben

werdet, als es Gottes Wille und Befehl ist. Ihr werdet nicht Hungers sterben, so lange ich lebe. Dafür habe ich vier Jahre hindurch gebetet und gelitten; und jetzt, wo die Zeit gekommen ist, sind meine Gebete erhört worden.“

„Viele Abende hindurch brachte sie ihm Brod, welches sie am Tage bettelte, zu welchem Zwecke sie die weitesten Wanderungen nicht scheuete. Da sagte er ihr eines Abends: ‚Jeanne, Olivier von Meêl ist vor einer Stunde hier gewesen und dann weggegangen, — ich las mein Todesurtheil in seinem Gesichte. Er war erzürnt darüber, mich noch am Leben zu finden, und ich werde bald durch seine Hand sterben; aber ach! mein Bruder ist mein Mörder. O Gott! O Gott! Wir saßen einst zusammen auf dem Schooße unserer Mutter, und sie küßte uns Beide abwechselnd. Jeanne, erinnerst Du Dich noch an den Tag, wo mein junges Gemahl mich zu Guido küßte und sagte: „O mein armer Prinz!“ Aber das Sterben ist das geringste. Gott weiß es, ich habe lange genug gelitten, um mich endlich nach dem Tode zu sehnen, der mich von meinen Qualen erlösen wird; aber mir in meiner letzten Stunde einen Beichtvater verweigern, ist doch mehr, als menschliche Bosheit.‘

‚Haben sie das gethan?‘ fragte sie.

‚Ja,‘ antwortete er; und auf meine dringenden Bitten um einen Priester antworteten sie mit Schmähungen, Grimassen und lästerlichen Reden.‘

‚Fürchtet Euch nicht, mein Prinz,‘ sagte sie entschlossen; ‚Ihr werdet nicht ohne Beichte sterben; Ihr sollt leben, bis ich in Begleitung eines Priesters zurückkehre. Vier Jahre hindurch habe ich um dessentwillen zu Gott geweint und gefleht, damit ich einmal in meinem Leben Euch

etwas Gutes thun könnte; und seht, jetzt ist die Zeit gekommen.'

„An diesem Tage nun kam sie nach Moncontour. Als ich diese ihre Erzählung gehört hatte, ging ich sogleich mit ihr. Drei Stunden lang mußten wir durch einen Wald, während welcher Zeit sie eher flog, als ging. Ich konnte ihr kaum folgen, so schnell eilte sie, ihren Rosenkranz fest um die Hand geschlungen. Einmal blieb sie stehen, um anf mich zu warten. Dann betete sie mit lauter Stimme zu Gott, uns rascher hinzuführen. Hernach kam es mir vor, als wenn Engel uns auf ihren Armen trügen. Als wir angekommen waren, zeigte sie mir die Stelle des Walles, an der sie in den Graben hinabgestiegen war. Sie war fast senkrecht steil, und nur einzelne kleine Sträucher hie und da konnten als Stützpunkte dienen; aber ich rief den hl. Franziskus um seine Hülfe an und erreichte glücklich den Grund; dann eilte ich hinauf und gelangte so zu dem Gitterfenster, hinter welchem die gespenstisch bleiche Gestalt jenes armen Prinzen stand, der einst der Liebling seiner Mutter und der Stolz der Bretagne gewesen war. Es war Nacht, aber der Mond schien am Himmel, so daß ich deutlich sein todtbleiches Gesicht und seine ausgemergelte Gestalt sehen konnte. Als er mich bemerkte und an meiner Kleidung und meinem Aussehen sah, daß ich ein Priester war, fiel er auf seine Kniee, erhob seine mageren zusammengefalteten Hände und weinte bitterlich. O Gott! welch' eine Beichte legte er ab! Wieviele Thränen vergoß er über seine Sünden! Wie bereitwillig verzieh er seinen Feinden! Wie heilig war seine Seele! Wie hatte ihn das Leiden geläutert und vervollkommnet! Wieviele Gnaden hatte ihm Gott verliehen! Wahrlich,

während sein Leib hinwelkte, war seine Seele zu neuem Leben erblüht! Als ich die Worte der Sündenvergebung über ihn ausgesprochen hatte, strahlte himmlischer Glanz auf seinem Angesichte, welches zuvor so bleich gewesen war. Es war wie von göttlichem Feuer entflammt. Seine Augen hefteten sich mit dem Ausdrucke der Verzückung auf den Himmel, aber plötzlich schauderte er zusammen und rief dann mit lauter Stimme: ‚Bruder, Bruder! binnen vierzig Tagen wirst Du vor des Allmächtigen Richterstuhl treten, um über meinen Tod Rechenschaft abzulegen.‘ Dann noch immer denselben wunderbaren Schimmer auf dem Antlitze sagte er sich zu mir hinwendend: ‚Vater, ich flehe Euch an bei dem Heile Eurer Seele; wenn Ihr von meinem Tode hören werdet, so gehet zu dem Herzoge Franz, wo er auch immer sich befinden möge, und bringet ihm diese Botschaft, damit er gewarnt werde und seine Seele nicht ewiglich verloren gehe.‘ Ich versprach es ihm und gab ihm meinen Segen. Als am andern Morgen die Dämmerung anbrach, kehrte ich zum Kloster zurück; Jeanne indeß ging wieder aus, um Brod für ihn zu erbetteln. Aber er sollte auf dieser Erde kein Brod mehr essen. — Nachdem ich ein wenig ausgeruht hatte, reiste ich mit des Priors Erlaubniß nach Avranches, welches dem Gerüchte nach von den Engländern überliefert worden war. Der Herzog von der Bretagne war dort, inmitten großer Festlichkeiten und großen Triumpfgeschreies wegen seines Sieges. Als ich durch die dichtgedrängten Straßen der Stadt ging und die fröhlichen Fahnen im Winde wehen sah und überall nur heitere Gesichter, prächtige Teppiche an den Mauern und Blumen auf den Wegen gewahrte und lustige Fanfaren in die Luft schmettern und die Jubelrufe eines freudetrunkenen

Volkes dazwischen hörte; als ich den Herzog im Gefolge seiner Ritter lächelnd vor Seligkeit, als wenn er mit der ganzen Welt im Frieden lebte, einherreiten sah, — da kam es mir fast vor, als sei jene Nacht in dem Schloßgraben bei dem vergittertem Fenster nur ein schrecklicher, häßlicher Traum gewesen, den das Tageslicht verscheucht habe. Aber als der Jubel des Volkes seinen Höhepunkt erreicht hatte, verbreitete sich unter der Menge eine Nachricht, die das Blut in den Adern stocken machte und alle Freude ertödtete, wie die Kunde vom Ausbruche der Pest in einer unglückseligen Stadt. Wie der Blitz flog sie von Mund zu Mund. Männer und Frauen blieben erschreckt stehen und schlugen sich an die Brust. Verworrene Stimmen riefen: ‚der heilige Prinz ist todt!‘ ‚Monseigneur Gilles ist ermordet — erwürgt!‘ ‚Er ist gestorben zu La Hardouinaie! Arthur von Montauban ist sein Mörder!‘ Dann hörte man Flüche und Gezisch. Einige schrieen: „Schlagt ihn todt, schlagt ihn todt!“ Andere stürzten in die Kirchen, deren Glocken sofort erklangen. Zugleich sagte man Gebete für Monseigneur Gilles und an allen Altären knieete man schaarenweise nieder, um für ihn zu beten, und das wollte kein Ende nehmen.

„Am andern Morgen wurde bei Anbruch des Tages in der Domkirche eine hl. Messe für die Ruhe seiner Seele gelesen. Der Herzog wohnte derselben bei; aber Niemanden ließ er in sein Gesicht sehen. Darauf bestieg er am Kirchenthore sein Roß und ritt in Gedanken versunken und langsam über den Sandweg, während dessen er nach St. Michaels Berg hinschaute. Ich folgte ihm Schritt für Schritt, alle seine Bewegungen beobachtend, denn ich mußte ihm ja die Botschaft seines verstorbenen Bruders überbringen

und konnte es nur damals oder nie thun. Ich ging eilig an dem Truppe der Reisigen vorbei, kehrte mich dann um und stand zur Seite seines Pferdes. „Monseigneur,“ sagte ich, „neiget Euer Ohr etwas zu mir, ich habe Euch eine höchst wichtige Botschaft zu überbringen.“ Er neigte sein Haupt bis zum Sattelknopfe hinunter, und ich flüsterte ihm Folgendes zu: „Monseigneur, ich habe die Beichte Eures verstorbenen Bruders, des Monseigneur Gilles, gehört, und er hat mir aufgetragen, Euch aufzufordern, binnen vierzig Tagen vor dem Richterstuhle Gottes, Eueres Schöpfers, zu erscheinen, um dort in eigener Person Rechenschaft über seinen grausamen und ungerechten Tod abzulegen. Deshalb überbringe ich Euch diese Warnung, die der verstorbene Prinz mir auf's Gewissen gebunden hat; ich gebe Euch den wohlgemeinten Rath, dieselbe zu beherzigen und Gott inbrünstig um Gnade für Eure arme Seele anzuflehen.“ — Darauf wandte ich mich hinweg, ohne daß der Herzog noch irgend ein Anderer mir etwas sagte. Ich ging auf den Hafen zu, und als ich dort mich umschauete, sah ich den Herzog noch wie zuvor auf dem Sandwege einherreiten. Unser Prior hatte mir aufgetragen, ein Schiff zu nehmen und nach England zu fliehen; denn er sagte, man würde mir, wie auch allen andern Ordensbrüdern in unserm Hause Nachstellungen bereiten und unser Kloster vielleicht zerstören, im Falle daß man mich entdeckte. Einige behaupteten nämlich, der Herzog Franz habe sich dem Teufel verkauft und fürchte weder Gott noch Menschen mehr. So begab ich mich denn in Avranches auf ein Schiff, in der Absicht, an der Südküste Englands zu landen; aber Gott der Herr fügte es anders. Widrige Winde trieben mich hierhin, wo mich meine Ordensbrüder liebevoll aufnahmen

und beherbergten. Deshalb bitte ich Euch, verehrte Frau, ihnen gütigst in Euerer Sprache meinen innigsten Dank dafür abzustatten, und ihnen meine Geschichte wieder zu erzählen, die, wie ich sehe, Euch zu Thränen gerührt hat; sie ist auch wirklich höchst traurig und schmerzlich."

So gut ich konnte, erfüllte ich seinen Wunsch und kehrte dann mit Elisabeth nach Hause zurück. Die ganze folgende Nacht hindurch lag ich schlaflos; oder wenn ich einschlief, bekam ich schreckliche Träume. Mir war, als sähe ich hinter Eisenstangen eine todtbleiche Gestalt, die sich vergebens abmühte, dieselben zu zerbrechen; oder ich holte einen Priester, der der Königin die Beichte hören sollte, und er wollte nicht kommen; oder ich sah mich von bösen Räubern im Walde umringt; oder es schien mir, als werde ich vor den Richterstuhl Gottes gefordert, um dort über den Tod des Herzogs von Gloucester Rechenschaft abzulegen. Jedesmal, wenn ich aufwachte, war ich am Zittern und über und über mit kaltem Angstschweiß bedeckt. O Jeanne, wo bist Du jetzt? Meine theuere Gefährtin, ich bemitleide Dich nicht, nein, ich beneide Dich. Du hast Deinen Kampf überstanden und Deinen Sieg errungen. Nur um Eines flehtest Du zu Gott, und er hat es Dir gewährt. Ja, ich sehe Dich, wie Du in einsamer Wüstenei im Dankgebete Deine Seele zu Gott erhebst, segnend den Tag und die Stunde, wo Du jenen Entschluß faßtest und jenes Opfer darbrachtest. Du erhieltest Deinen Lohn: ein Lächeln seines sterbenden Angesichtes, eine unvergängliche Hoffnung und eine Wonne, die Niemand Dir rauben kann. O, ihm warst Du mehr als Schwester, warst ihm mehr, als eine Mutter! Du kannst jetzt in Frieden fahren, wenn immer Gott Dich

ruft. — O Monseigneur Gilles, gehörst Du also schon zu den Todten, und war denn wirklich Jemand grausam genug, Dich zu tödten? Ich konnte mich erst wieder beruhigen, als ich Todtenmessen lesen ließ und selbst für Euch betete, namentlich zur Nachtzeit, wo Niemand mich beobachten konnte. —

XXIII.

Aufenthalt der Königin in Norwich.

Nicht lange darauf zog die Königin nach Norwich, wo sie mich anzutreffen wünschte. Ihr Besuch verursachte große Aufregung in Stadt und Umgegend, da ihr Jedermann seine Ergebenheit zu beweisen strebte. Die Frauen stellten an mich unzählige Fragen über die Kleider und die Schmucksachen, die sie anlegen müßten. Frau Paston war beinahe außer sich, weil ihr Mann nicht daran gedacht hatte, seinem Versprechen gemäß ihr aus London neue Putzsachen zuzusenden. In ihrer Verlegenheit eilte sie zu Elisabeth Clere, welche sich der Königin nicht vorzustellen gedachte (ich glaubte aber von vornherein sicher, daß sie es doch thun werde); denn, meinte Frau Paston, sie müsse sich doch schämen, sich mit ihrem alten Perlenhalsband unter all den schönen Fräulein sehen zu lassen. Ellen trug aber doch das Perlenhalsband, und das Roth desselben sah auf ihrem weißen Nacken sehr anmuthig aus. Es that mir leid, damals so viel unnützes Geschwätz anhören zu müssen. Meine einzige Freude bestand in meinen Unterredungen mit dem französischen Ordensbruder. Während die Andern sich neue Kleider kauften und anfertigen ließen, ging ich mit Fräulein Elisabeth in das Kloster. Wir konnten ihn nicht

häufig sprechen, er war nämlich ein frommer und andächtiger Mann und liebte mehr die Kapelle, als das Sprechzimmer. Aber wenn wir zu einer Unterredung mit ihm kommten konnten, dann sprachen wir immer über Monseigneur Gilles und sein frommes Leben und Ende. In meinem Herzen hielt ich ihn für einen Heiligen; dasselbe thaten, wie ich später erfuhr, die Bauern in der Bretagne, — sie nannten ihn den heiligen Prinzen und wollten ihn nie anders nennen.

Als die Königin angekommen war, drückte sie ihr Bedauern über seinen Tod aus und wollte den französischen Klosterbruder sprechen. Als sie seine Erzählung gehört hatte, sagte sie:

„Habt Ihr nicht vernommen, guter Vater, daß der Herzog von der Bretagne gestorben ist?“

„Ich war immer fest davon überzeugt, daß er binnen vierzig Tagen werde sterben müssen,“ antwortete er. „Gott ist gerecht und zugleich barmherzig, denn er verlieh ihm Zeit zur Reue und Bekehrung.“

„Er soll sich auch wirklich vor seinem Ende mit Gott versöhnt haben,“ versetzte die Königin. Sie gab uns Beiden folgenden Brief meines Vaters, an den König mit der Aufforderung ihn zu lesen:

„Sire!

„Der Herzog von der Bretagne ist vergangene Woche gestorben. Folgendes habe ich über sein Ende erfahren. Den Tag, nachdem er die Nachricht vom Tode seines Bruders erhalten hatte, ritt er gerade auf dem dem St. Michael's Berge gegenüber liegenden Sandplatze einher, als plötzlich ein Mönch zu ihm trat und ihm von besagtem

Monseigneur Gilles eine Botschaft überbrachte, des Inhaltes, daß er innerhalb vierzig Tagen vor dem Richterstuhle Gottes zu erscheinen habe, sich diese Warnung zu Herzen nehmen und Gottes Barmherzigkeit anflehen möge. Einige glauben, der Klosterbruder sei kein lebendiger Mensch, sondern nur eine Geistererscheinung gewesen, welche eben so schnell, wie sie gekommen, auch entschwunden sei. Der Herzog ritt noch ein oder zwei Stunden umher, wie wenn ein Zauberbann auf ihm ruhe, sagte aber kein Wort mehr; darauf wurde sein Schritt immer langsamer, bis er zuletzt stille stand und um sich schaute. Als er Arthur von Montauban bemerkte, winkte er ihm zu. Als dieser sich ihm näherte, sah er, wie sein Antlitz schon todtenbleich geworden war, ausgenommen zwei brennend rothe Flecken in der Mitte jeder Wange, die wie glühende Kohlen leuchteten. „Arthur,“ sagte er, „ich bin vorgeladen und muß binnen vierzig Tagen vor Gottes Richterstuhl erscheinen. Der Mönch, der am Thore von Avranches mit mir sprach, hat mir diese Botschaft überbracht.“ Darauf lachte der Marschall von Montauban, und bei diesem Lachen erbebte der Herzog vom Kopf bis zu den Füßen. Der Eine meinte, der Mönch sei ein Betrüger, man müsse ihn fangen und aufhängen; ein Anderer sagte: „Ihr werdet ihn nimmer finden.“ Man sandte weit und breit, nach St. Michael und Moncontour, Boten aus; aber von dem Mönch war nichts mehr zu sehen noch zu hören. Da rief Arthur von Montauban: „Vergesset den Betrüger und ziehet als Sieger in Rennes ein.“ Aber der Herzog wandte sein Pferd auf Vanne zu und ritt still und betrübt nach seinem in der Nähe der Stadt gelegenen Lustschlosse hin. Da eilte in aller Hast die Frau Françoise d'Amboise zu ihm, welche

den Herzog dann bis zu seinem Tode, der am vierzigsten Tage nach dem seines Bruders erfolgte, nicht mehr verließ. In den letzten sechs Tagen war er in großer Angst und Betrübniß; doch die Frau d'Amboise und sein Beichtvater, der Bischof von Landes, trösteten seine arme Seele, welche schwer beladen und bekümmert war wegen der vielen und großen Sünden, die er begangen hatte. Er empfing die Sakramente der Sterbenden und bat Alle, ihm zu verzeihen und für ihn zu beten. Er wurde, heißt es, nie ungeduldig, obgleich seine Schmerzen sehr schrecklich waren; als seine Augen schon geschlossen und todt waren, da bewegten sich seine Lippen noch und sprachen den Namen Jesus mit so inbrünstigem Vertrauen aus, daß Keiner von Denen, die zugegen waren, seine Thränen zurückhalten konnte. So starb er; möge Gott seiner armen Seele gnädig sein!

Jetzt sind der Herzog Pierre und die Frau Françoise d'Amboise, seine Gemahlin, zur größten Freude aller Bretagner Beherrscher des Herzogthums. Ich schreibe in der Eile, um Ew. Majestät Nachricht von diesem außerordentlichen Ereigniß zu geben. Ich bitte Ew. Majestät um Verzeihung für meinen ungeschickten Brief und seinen plötzlichen abgebrochenen Schluß, an dem der Mangel an Zeit und das Drängen des Boten Schuld sind. —

Ew. Majestät gehorsamer und in Liebe zugethaner Diener

Lord de Roos zu Guisnes."

P. S. „In der letztwilligen Verordnung des Herzogs befindet sich die Bestimmung, daß in der Abtei Boquen ewige Seelenmessen für die Ruhe der Seele des Monseigneur Gilles von Bretagne gelesen werden sollen."

Die Königin bewies sich sehr gütig gegen den französischen Klosterbruder und gab ihm Geld zu einer Reise nach den Niederlanden zu einem Kloster seines Ordens, wo er einige Jahre darauf im Geruche der Heiligkeit starb. Sie war sehr betrübt über den schrecklichen Tod des Prinzen; indeß war damals ihre Freude darüber, daß Gott ihre Gebete erhört hatte und sie bald Mutter werden sollte, so groß, daß der Kummer nicht viel über sie vermochte. Sie fühle sich so glücklich, wie nur möglich, sagte sie, und äußerte ihre Fröhlichkeit in sehr ungezwungener Weise. Wenn sie während ihres zweitägigen Aufenthaltes in Norwich von Frauen Besuch bekam, welche Kinder hatten, so war sie nicht eher zufrieden, als bis sie ihr dieselben zuführten, namentlich wenn sie noch sehr klein waren. Obwohl sie sonst nie gut auf die englischen Frauen zu sprechen war, weil diese immer von ihrem Haushalte und nie über die schönen Künste zu reden wüßten, so gefiel sie sich doch jetzt darin, mit ihnen über das Säugen und Aufziehen der kleinen Kinder und sogar über die Kleider derselben zu reden. Am zweiten Tage ihres Aufenthaltes zu Norwich beredete ich Ihre Majestät, die Dame Elisabeth Clere zu sich zu befehlen, die bis dahin sich immer gesträubt hatte vor der Königin zu erscheinen, aber einem ausdrücklichem Befehle derselben nicht zuwider zu handeln wagte. Die Königin hielt viel auf sie und wünschte sie passend zu verheirathen; denn ledig sein, ohne einem Orden anzugehören, sei, meinte sie, ein schlechter Stand, der sich gar nicht für ein schönes, reiches und talentvolles Fräulein gezieme. Da faßte Fräulein Elisabeth Muth und entgegnete, eine Nichte von ihr sei ebenso sehr zum Heirathen geneigt, als sie Abneigung dagegen habe; wenn Ihre Ma-

jestät ein Wort für sie bei ihrer Mutter, wenn diese am nächsten Morgen ihr ihre Aufwartung mache, einlegen wolle, so heiße das gut und königlich gehandelt; der Liebeskummer sei jungen Mädchen oft gefährlich und raube ihnen alle natürliche Anmuth und Ungezwungenheit des Benehmens. Die Königin erkundigte sich, ob Ellen Paston das in dem Hause der Lady Pole erzogene Mädchen sei; und als sie hörte, daß es sich so verhalte, versprach sie, sie wolle gütig an ihr handeln und ihre Eltern zur Genehmigung ihrer Verheirathung mit Mr. Skrope bewegen. Sollte das nicht gelingen, dann solle sie ihr Ehrenfräulein werden und als Solches eine ansehnliche Aussteuer bekommen. Dann fragte sie Elisabeth, welche Gunst sie sich von ihr ausbitte, worauf das Fräulein lächelnd also antwortete:

„Ich bitte Ew. Majestät um die Erlaubniß, stets und ohne Euer Mißfallen ledig bleiben zu dürfen, ohne indeß Nonne zu werden; denn also gefällt es mir einmal. Weder die Oberherrschaft eines rechtmäßigen Ehemannes, noch auch die strenge Regel eines Klosters will mir behagen.“

Ihre Majestät lächelte und meinte, Fräulein Elisabeth sei doch hoffentlich eine getreue Unterthanin und gehorche als Solche doch wenigstens dem Könige.

„Ja, Ew. Majestät,“ sagte das Fräulein, „aber der König lebt in London und ich in Norwich, und das macht den Gehorsam sehr leicht. Aus demselben Grunde bin ich auch dem Papste unterthan, weil er zu Rom wohnt, aber nicht so gehorsam gegen den Bruder Newton, der mein Beichtvater ist und hier in der Stadt wohnt.“

Der Königin gefielen ihre lebhaften Antworten recht sehr. Sie äußerte sich über Fräulein Elisabeth späterhin

Andern gegenüber sehr vortheilhaft. Sie erzählte mir sogar, in ganz Norfolk gefalle ihr kein Edelfräulein besser, als gerade sie. Ich bemerke hier, daß königliche Majestäten es oft sehr gern sehen, wenn gewöhnliche Leute mit ihnen ungeschminkt und von der Leber weg reden; wenn aber Jemand sich dies zur Unzeit herausnimmt, so nehmen sie das in der Regel übel auf. Die Königin erfüllte ihr Versprechen und wußte die Frau Paston so geschickt zu behandeln, daß dieselbe ihre Genehmigung zur baldigen Verheirathung Ellens ertheilte. Mir scheint, seit sich die Königin in gesegneten Umständen befindet, bestrebt sie sich mehr als je, Alles um sich her fröhlich und zufrieden zu machen; sie ist sogar noch weit gesprächiger und freundlicher, als sonst. Sie fleht immer zu Gott, ihr einen Sohn zu verleihen. Heute, als sie über die Zuneigung des Volkes zu ihr erfreut war, sagte sie zu mir: „Liebe Margaret, wenn ich ihnen erst einen Prinz von Wales zeigen kann, so werde ich in England ebensosehr geliebt werden, wie einst in Frankreich.“ —

XXIV.

Neue Freude und neuer Kummer.

Den folgenden Brief schrieb die Königin, nachdem sie die Nachricht von dem Tode ihrer dreiundvierzigjährigen Mutter, der Königin beider Sicilien, erhalten hatte, an ihre Schwester, die Gräfin von Vaudémont:

„Innigst geliebte Schwester!

Wir haben keine Mutter mehr. Das Herz, welches für alles Edle und Hohe schlug, ist jetzt still; kalt ist nun ihr glühendes Herz, das so warm zu lieben verstand. Der schönsten irdischen Hülle ist der Lebensodem entflohen. Ach! Die tugendhafteste Frau, die liebendste Gemahlin, die zärtlichste Mutter ist hin! Mir ist, als habe man mit meiner Mutter die bessere Hälfte meines Wesens hinweggenommen. Von den ersten Jahren meiner Jugend an theilte ich alle ihre Sorgen. O, ich kann Dir nicht beschreiben, wie innig ich unsere Mutter, die jetzt unsere Erde verlassen, liebte, oder wie tief betrübt mein Herz ist. Auch Lord Talbot, mein guter Freund, ist in Guyenne gestorben. Er starb in seinem achtzigsten Jahre mit dem Schwert in der Hand. Hätte er doch die Geburt meines Erstgeborenen erleben können; er liebte mich ja so sehr, daß er gern Alles für mich erduldet haben, gern sein Blut im Kampfe für meine

Sache vergossen haben würde. Doch da mir Gott bald einen Sohn bescheeren wird, so wollte ich gern von allem Streite ablassen, um mit aller Welt in Frieden zu leben. Wenn wir erst einen Prinzen haben (und bis dahin werden wohl keine zwei Monate mehr vergehen), dann werden sich alle englischen Herzen um uns schaaren; und alsdann werde ich eben so glücklich sein, wie Du oder jede andere Mutter, die ich bis jetzt um ihr Glück beneidete. Und nun umarme ich Dich in schwesterlicher Liebe und bitte den lieben Herrn Jesus, daß er Dich, Deinen Gemahl und Deine Kinder in seinen heiligen Schutz nehmen wolle.

„Geschrieben im Westminsterpalaste.

Margaret, Königin.“

Kurz nachdem dieser Brief abgesandt war, wurde der König zu Clarendon plötzlich krank. Eine Art von Betäubung oder Erstarrung beraubte ihn des Gebrauches seiner Glieder; seine Geistesabwesenheit wurde so vollständig, daß sie sich nicht länger verhehlen ließ, und nicht allein der Herzog von Somerset, der Premierminister war, sondern auch alle Staatswürdenträger und obersten Hofbeamten, ja sogar nach und nach das ganze Volk erfuhren davon; Viele wurden deswegen von großem Kummer ergriffen. Doch wurden die nächsten Freunde Ihrer Majestäten am wenigsten überrascht, da diese das jetzt eingetroffene Unglück schon lange vorher befürchtet hatten. Die Königin indeß bewies sich höchst muthig. Sie war krank und müde sowohl an Geist als am Körper, blieb aber trotzdem gefaßt. „Denn,“ sagte sie, „Gott hat meiner Sorge und meiner Obhut zwei Wesen anempfohlen, die alle beide gleich hülflos sind, und Nichts soll mich abhalten, dieselben bis zu meinem

letzten Athemzuge zu schirmen und zu vertheidigen.“ Sie berief dann schnell eine Versammlung von Edelleuten und Prälaten und ergriff die Zügel der Regierung mit kräftiger, entschiedener und umsichtiger Hand. Sie ließ den König nach Westminster bringen, wo sie über zwei Monate ihr Wochenbett abzuhalten gedachte. In seinem körperlichen Befinden war eine gewisse Besserung eingetreten, wiewohl sein Bewußtsein noch nicht zurückgekehrt war. O Gott! Wie tugendhaft war in dieser Zeit ihr Betragen, und wie weise und klug ihr Benehmen! Sie sagte oft, Geldmangel könne Fürsten viel Unglück und Verlegenheit bereiten und deshalb erspare sie alle unnützen Ausgaben. Nur für die Ehre der Krone und für die Armen, gegen die sie sich immer und jetzt mehr als je freigebig erwies, war ihre Hand stets offen. Denn sie schätzte die Fürbitten der Armen hoch und wünschte, daß recht, recht Viele für den König und den künftigen Prinzen beteten; sie war nämlich fest überzeugt, daß sie einen Sohn, und nicht eine Tochter gebären würde. Eines Tages gab sie einem Hofedelmann, der von harten Unglücksfällen betroffen worden war, 6 l. 6 s. 8 d.; und zwei Männern, deren ganze Habe niedergebrannt war, übersandte sie nicht weniger als 13 l. 6 s. 8 d. für den Wiederaufbau ihrer Häuser. Für sich selbst und für ihren ganzen Hofhalt gab sie täglich nur 7 l. aus. Nichtsdestoweniger aber kaufte sie für den erwarteten Prinzen sehr feine Kleider und namentlich einen herrlichen Taufmantel, welcher 554 l. kostete, und zwanzig Ellen rothen Tuches, welches mit Gold verbrämt war und den Taufstein des Prinzen schmücken sollte, und außerdem kostbaren Besatz für ihr Kirchgangskleid. Der Bischof von Winchester sagte einige Tage vor der Geburt des Prinzen zu ihr:

„Madame, wenn Gott Euch einen Sohn schenkt —"

Da unterbrach sie ihn:

„Ich mag Euer „wenn" nicht leiden. Ich hätte lieber, Ihr sagtet: „Wann."

„Ach, hohe Frau," entgegnete er, „wie es Gottes Wille ist." Da wandte sie sich mißvergnügt von ihm hinweg und ich befürchte, wenn auch nicht mit der Zunge, so sagte sie doch in ihrem Herzen, daß sie sich nicht in Gottes Willen ergebe, es sei denn, daß derselbe mit dem ihrigen übereinstimme.

Am achtzehnten November dieses Jahres wurde, wie Jeder weiß, der Prinz zu Westminster geboren, und wol niemals sah man ein schöneres Kind. Auf seinem Antlitze strahlte die Schönheit seiner Eltern, gleichsam wie auf einem kunstvoll gearbeiteten Miniaturbilde. Seine feinen Gesichtszüge und seine kleinen Glieder waren so vollkommen geformt, daß Nichts in Natur oder Kunst sie übertreffen konnte. Die edelen Damen, welche die Königin auf ihrem ersten Kirchgange begleiteten — die angesehensten unter ihnen waren die Herzogin von Bedford, die Herzogin von York, die Herzogin von Norfolk, die Herzogin von Somerset, die Herzogin von Suffolk und die Gräfin von Warwick — bewunderten des Prinzen Schönheit und beglückwünschten deswegen die Königin, die darüber vor lauter Seligkeit lächelte. Aber der Gedanke, daß derjenige, der am meisten sich über die Geburt und die Taufe des schönen Knaben erfreut haben würde, wegen tiefer Geisteskrankheit um all diese Wonne nicht wußte, war der stechende Dorn an der neu erblühten Rose ihres Glückes. Die Gräfin von Warwick sagte der Königin in schmeichelhaften Worten, sie habe bis jetzt ihre beiden Mädchen, Isabella und Anna für die allerschönsten

Kinder gehalten; nun aber befürchte sie, daß der Prinz dieselben wie in Allem Andern, so auch an Schönheit weit übertreffe.

Kaum aber war das liebliche Kind geboren, als Alle, die auf Seiten des Herzogs von York standen, die häßlichsten Verläumdungen und die schrecklichsten Lügen gegen die Königin verbreiteten, so daß selbst die friedlichsten Freunde Ihrer Majestät darüber in Zorn gerathen mußten. Ich, die ich so oft bei ihr war und in diesen ersten Tagen ihrer ersten Mutterschaft ihre unschuldige Freude und ihren herzbewegenden Kummer sah, wenn sie ihr Kind an ihre Brust drückte und ihm in sein süßes Angesichtchen lächelte, während dem Thränen aus ihren Augen ihre Wangen hinabrollten, die sie dann rasch wegwischen wollte, weil sie da nicht liegen dürften, da das sonst Unglück bedeuten könnte; ich, die ich hörte, wie sie mit der beredten Zunge, die Gott ihr verliehen hatte, in leidenschaftlichster Zärtlichkeit zu ihrem Knäblein sprach und ihm den baldigen Willkomm seines Vaters verhieß; ich, die ich die inbrünstigen Gebete hörte, die sie für das Glück ihres Söhnchens zum Himmel emporsandte, — ich, die ich alle diese mütterlichen Regungen belauschte, all ihr Thun überwachte und um das Innerste ihres Herzens wußte; wie hätte ich nicht, als jene Gerüchte bis zu mir drangen, welche dieses Kind als ein an Stelle des nie geborenen oder doch gleich nach der Geburt gestorbenen Prinzen untergeschobenes bezeichneten oder wo möglich noch entehrendere Verleumdungen gegen ihren guten Ruf verbreiteten — wie hätte ich nicht erbittert sein sollen gegen die Urheber so schändlicher Schmähungen! O Gott! vergieb mir, wenn ich sie damals und in der Folge zu bitter gehaßt habe! Ich fürchtete nur immer, diese übelen

Nachreden, die wie mit Windesschnelle das ganze Land durcheilten, möchten am Ende bis zu den Ohren Ihrer Majestät selbst gelangen. So lange als ihre Feinde dieselben nur im Geheimen oder nur unter gewöhnliche Leute verbreiteten, konnte man dieselben ihr verbergen; aber eines Tages, als ich im Vorzimmer mit Lord Clifford über diesen Punkt sprach, erzählte er mir mit der größten Entrüstung, Lord Warwick behaupte mit schamloser Frechheit in den Versammlungen des Adels und auf den Straßen und allen öffentlichen Plätzen Londons, das Kind, welches man den Prinzen und Eduard von Lankaster nenne, sei ein Sprößling niedriger Eltern, den der König nie als seinen Sohn anerkennen werde. Und gestern erschien, man glaubte allgemein, auf seinen Befehl, bei St. Pauls Kreuz ein Herold, welcher vor den Ohren des Volkes dasselbe verkündete. Es traf sich, daß ich an ebendemselben Tage gegen Abend nach Cheapside ging, um dort eine arme Frau zu besuchen. Dort hörte ich denn das Gespräch von drei oder vier Müßiggängern der gewöhnlichen Art an, die ihren Zungen über diesen Gegenstand freien Lauf ließen. Einer von ihnen erklärte, der König würde von der Geburt des Prinzen wol Kenntniß genommen haben, wenn derselbe wirklich sein Sohn wäre; es sei ja allbekannt, daß er ein Heiliger sei und auch in der Verzückung sehr wol Wahres vom Falschen unterscheiden könne. „In diesem Falle aber könnte er es sehr leicht,“ meinte er dann weiter, „allein er will es nur nicht. Und gewiß handelt er so auf Eingebung Gottes, und St. Johannes, sein Schutzpatron, hält ihn davon ab, den untergeschobenen Prinzen auf seine Arme zu nehmen und ihn zu segnen, wie es bisher bei unsern Königen herkömmlich war, wobei alle dann Lords niederknieen und ihren zu-

künftigen König begrüßen müssen. Hat man an alle diese Umstände bisher auch nur gedacht? Ich versichere Euch, nein; aber die Französin hat versucht, ihren Gatten und seinen rechtmäßigen Erben, den guten Herzog von York, zu hintergehen; jedoch der König ist zu klug, um sich von denen, die ihn für wahnsinnig ausgeben, betrügen zu lassen."

Mit zerrissenem Herzen kehrte ich in den Palast zurück, wo ich Lord Somerset bei der Königin antraf. Ein einziger Blick auf ihr Angesicht sagte mir, daß sie um die schändlichen Verleumdungen wisse; der Herzog hatte ihr von der öffentlichen Verkündigung bei St. Paul's Kreuz erzählt und daß der Herold, den man für ein bestochenes Werkzeug der Nevilles hielt, darauf entflohen sei. O! wie schrecklich war ihr Gesicht verändert! Es war schön, aber wie ein Sturm um Mitternacht, der da düster, ungestüm beim Flammen der Blitze einherfährt. Sie sprach sehr rasch und mit zitternder Stimme. Anfangs konnte ich nicht verstehen, was sie sagte, aber bald begriff ich, daß die abergläubische Meinung des Volkes, daß der König in Folge göttlicher Eingebung ihr Kind nicht anerkennen wolle, ihr bekannt sei. Dieser schreckliche Gedanke schien wie Feuer in ihrem Gehirne zu brennen. „Es soll bewiesen werden!" rief sie aus. „Es soll untersucht und erkannt werden." Dann ging sie in leidenschaftlicher Aufregung auf und ab. Darauf blieb sie plötzlich stehen und befahl dem Herzog von Somerset, sofort die Lords zu einer Versammlung in das Gemach Seiner Majestät zu berufen; sie wolle vor ihren Augen dem Könige den Prinzen übergeben. „Gott im Himmel lebt noch," rief sie aus, während ihre Augen unheimlich funkelten, „und der König wird ihn anerkennen als seinen Sohn." Mich überlief ein Schauder,

als ich sie so den allmächtigen Gott herausfordern hörte, gerade als wenn sie ihn verläugnen wolle, wenn er ihrem Begehren nicht willfahre. Doch ich durfte es nicht wagen, mich ihr zu nähern, noch weniger mit ihr zu sprechen. Der Herzog bemühte sich vergebens, sie von einer solchen Versuchung Gottes abzubringen. Sie hörte nicht einmal auf ihn, sondern mit zum Himmel erhobenen Augen rief sie eher im Tone der Herausforderung, als der Bitte: „Ich will Gerechtigkeit haben von Gott und den Menschen! O Gott! O Gott! Räche mich! Räche mich an diesen Menschen.“

Das waren ihre Gebete! Mittlerweile waren die Lords von Canterbury und York, von Bath und von Chichester und alle Hauptwürdenträger des Staates und die höchsten Hofedelleute in aller Eile in den Palast berufen worden, da sie nicht den geringsten Verzug gestattete. Ich zitterte, als ich sie so tollkühnen Muthes stehen sah; ihre freventlichen Bitten erschreckten mich; denn sie flehte Gott nicht wie ein demüthiges Geschöpf seiner Hände an, sondern wie wenn sie ein Anrecht auf Erhörung besäße.

Als sich des Königs Gemach mit Leuten verschiedenster Gesinnung angefüllt hatte, entstand, wie ich mich noch recht wohl erinnere, eine tiefe, erwartungsvolle Stille; — Seine Majestät gewahrte keinen einzigen der Anwesenden. Sein Antlitz sah, wie immer in dieser Geisteskrankheit, aus wie das einer Statue oder Jemandes, den mitten im Gebete der Tod überrascht hat. Die Königin ging in Begleitung des Herzoges von Buckingham in die Kinderkammer. Sie befahl ihm, den Prinzen auf die Arme zu nehmen und ihn zum Könige zu bringen. In dem Augenblicke, als

der Herzog, wie befohlen, ihm denselben freundlich darreichte, mit der Bitte ihn zu segnen, hätte man eine Nadel in dem vollen Zimmer zu Boden fallen hören können; eine so tiefe Stille herrschte. Indeß Seine Majestät blieb stumm und unbeweglich. Da kam die Königin selbst, nahm den Prinzen auf ihre eigenen Arme und reichte ihn ebenso, wie der Herzog gethan hatte, dem Könige dar. Nie werde ich den funkelnden Blick ihres Angesichtes vergessen, mit dem sie das schlummernde Kind den starren und unbeweglichen Augen des Königs vorhielt; nie den Klang ihrer Stimme, in welchem sie ihn um seinen Segen für dasselbe bat; so unheimlich durchdringend klangen ihre Worte, als ob sie die Todten damit hätte aus ihren Gräbern hervorrufen wollen. Aber ihre Bemühungen waren vergeblich; der König gab keine Antwort und rührte sich nicht; nur ein einziges Mal — und die Königin wollte schon wie aus Todesangst aufathmen — sah er auf den Prinzen hin, wandte aber sofort, ohne ihn eines weiteren Blickes zu würdigen, seine Augen ab. Da ging die Königin hinweg. Als sie die Thüre erreicht hatte, stand sie einen Augenblick still und heftete einen so unheimlichen Blick auf diejenigen unter den Versammelten, die sie als ihre Todfeinde kannte, als ob sie sich darüber verwunderte, daß sie ihnen den Prinzen gezeigt habe. Sie that, als wenn sie das Bewußtsein dessen, was um sie vorging, verloren hätte. Das bewog Einige sich ihr zu nähern, um sie zu trösten; aber da fuhr sie wie erschrocken zurück und eilte hinweg. Darauf entfernten sich Alle aus dem Gemache.

Mehrere Monate hindurch bekümmerte sich die Königin nur um die Gesundheit des Königs und die Pflege des Prinzen; und abgesehen davon, daß sie immer erbleichte,

wenn man den Namen des Earl von Warwick nannte, schien sie sonst sorgloser zu sein, als früher. Als der Erzbischof von Canterbury starb, und der Herzog vou York und seine Parthei ihr nicht gestatten wollten, seinen Nachfolger zu ernennen, und bald darauf der Herzog von Somerset in's Gefängniß gesetzt und der Herzog von York vom Parlamente zum Lord Protektor ernannt wurde, da verhielt sie sich schweigend, überwachte aber Tag für Tag das Aussehen des Königs, wie ein Seemann auf einer dahintreibenden Barke ängstlich zum Himmel schaut. Den ganzen November hindurch sagte sie stets, er bessere sich; indeß ich befürchtete, sie glaube dies nur, weil sie es wünsche. Als sie indeß am Tage des hl. Johannes ihn lange mit zärtlichem Blicke angeschaut hatte, — sie dachte nämlich daran, daß dieser große Heilige sein Schutzpatron und Vorbild sei und der Name desselben so oft über seine jetzt stummen Lippen gekommen sei, — da begann er plötzlich zu sprechen und begehrte nach seinem Almosenier; und sie, aus Furcht, ein Wort oder Blick des Erstaunens möchte den schwachen Lichtstrahl der wiederkehrenden Vernunft wieder auslöschen, stand auf, als ob nichts Außerordentliches vorgefallen sei, und ließ den Priester holen. Als er kam, bat ihn der König, der wie aus einem langen Traume erwacht aussah, in aller Eile nach Canterbury zu gehen und dort auf dem Grabe des hl. Thomas zu opfern. Außerdem sandte er auch eine Opfergabe zu dem Grabe des hl. Eduard. Die Königin weinte und scheuete sich mit ihm zu sprechen, bevor er selbst sie anredete; und als er dieses that, da war ihre Wonne mit Furcht vermischt; sie zitterte, wie Jemand, dem in tiefster Finsterniß nur ein schwach flackerndes Licht leuchtet, welches jeden Augenblick das geringste Lüftchen

auslöschen kann. Aber es erlosch diesmal nicht; am Montag Mittag kam sie zu ihm und brachte den Prinzen mit, der damals schon fünfzehn Monate alt war. Der König fragte, wie er heiße; die Königin antwortete ihm: Eduard. Da nahm er ihn auf seine Arme und dankte Gott. Er sagte, er habe bis jetzt weder von der Geburt des Kindes gewußt, noch auch erinnere er sich, was man zu ihm gesagt oder wo er sich während seiner Krankheit bis jetzt befunden habe. Er fragte auch, welche seine Taufpathen seien; und als die Königin sie ihm nannte, war er wohl zufrieden. Als er darauf nach dem Cardinal fragte, erzählte sie ihm, er sei todt. Er entgegnete, er habe bis dahin nichts davon gehört und setzte hinzu: „Einer der weisesten Lords unseres Landes ist gestorben.“ Am Morgen nach dem heiligen Dreikönigstage waren der Lord von Winchester und der Lord von St. Johann zu Jerusalem bei ihm. Er sprach mit ihnen, wie es sonst seine Gewohnheit gewesen war. Beim Weggehen weinten sie vor Freude. Er sagte dann, er lebe mit allen Menschen in Frieden und das müßten seine Lords ebenfalls thun. Von da an betete er wieder jeden Morgen die Matutin Unserer Lieben Frauen und sein Nachtgebet, und hörte andächtig die heilige Messe.

Die Königin nahm den König mit sich zu dem hohen Hause der Lords, wo er das Parlament auflöste. Der Herzog von Somerset wurde in Freiheit gesetzt und erhielt sein Amt wieder. Der Herzog von York mußte widerwillig als Lord Protektor abdanken und begab sich darauf nach Wales. Das Gerücht geht, er werbe im Vereine mit Salisbury und Warwick eine Armee an und sei schon auf dem Marsche nach London. Gott gebe, daß es nicht wahr sei! — Die Königin hat erst zweitausend Mann sammeln

können. Hier in Greenwich, wohin sich die Königin mit dem Prinzen beim Herannahen des Herzogs von York zurückgezogen, warten wir auf genauere Nachricht. Sie sagte gestern Abend zu mir: „Gerade so, wie jetzt mir, ging es meiner Mutter vor dreiundzwanzig Jahren nach der Schlacht bei Bulgneville, als ich noch nicht älter war, als dieser Knabe.“

Der König hat Ihrer Majestät geschrieben, er habe einen Boten zum Herzoge von York gesandt, der ihn fragen solle, warum er an der Spitze eines feindlichen Heeres gegen ihn ziehe; und der Herzog habe geantwortet, er werde nicht eher die Waffen niederlegen, als bis der Herzog von Somerset aus dem Rathe des Königs entfernt und den Gerichten überliefert wäre. „Das erzürnte mich,“ schrieb der König, „und Gott verzeihe es mir! so wahr ich auf eine glückliche Sterbestunde hoffe und darum bete, ich schwor einen Eid darauf und erklärte den Rebellen, daß ich lieber meine Krone verlieren, als den Herzog von Somerset oder den geringsten Soldaten in meinem Heere verrathen wolle; und daß ich Jeden, der im Felde gegen mich kämpfe, als einen Verräther ansehen würde.“ Dieser Brief belebte die Königin ein wenig. Sie freute sich über die offene und unumwundene Sprache des Königs; indeß am andern Morgen hörten wir, man habe eine Stunde lang bei St. Albansstadt gekämpft, wobei unter des Königs Anhängern ein schreckliches Blutbad angerichtet und Seine Majestät selbst durch einen Pfeilschuß im Nacken verwundet worden sei. York hatte dann spottend vor dem geschlagenen Könige die Kniee gebeugt und ihn zur Freude darüber aufgefordert, daß sein Freund erschlagen sei. „Um Gottes Willen,“ entgegnete der König, „thut der Niedermetzelung meiner

Unterthanen Einhalt!" Darauf zwangen ihn die schändlichen Rebellen zur Flucht nach London. Die Königin gerieth hierüber mehrere Stunden lang in eine dumpfe Verzweiflung.

Als hier zu Herford Castle, wohin der Lord Protektor Ihre Majestäten verbannt hat, der König wiederum in Bewußtlosigkeit verfiel, sagte die Königin zu mir folgendes:

„Meine Freunde sind getödtet; der König, mein Gatte, ist für eine Zeitlang des Verstandes beraubt; Sir John Wedlock, den ich mit Wohlthaten überhäuft habe, hat mich verrathen und verlassen; der Herzog von York triumphiert; das Parlament hat gewagt, meine Handlungen öffentlich zu tadeln. Aber ich heiße Margaret von Anjou, und mein Gemahl ist König von England; und Niemand soll mich vernichten — weder Menschen, noch Teufel oder Götter!"

„O stille, stille, Madame!" rief ich, ohne Furcht vor ihrem Zorne; „um des Himmels Willen, fordert nicht Gott den Herrn heraus!"

„Ich meinte ja nicht den lieben Gott," rief sie; „sondern nur die heidnischen Götter und Dämonen und die bösen Feinde, die seit meiner Geburt mit mir ihr böses Spiel treiben. Wäre ich gottlos, böse oder aussätzig gewesen, so würde ihre Wuth wohl nachgelassen haben. Doch nun sollen sie mich nicht überwinden, und meine Feinde sollen es eines Tages bekennen, daß es besser für sie gewesen wäre zu sterben, als zu einer unglückseligen Stunde die Rache der Margaret von Anjou herauszufordern!"

Unterwerfung Einhalt? Darauf antwortet ihm die schänd-
lichst Elenden zur Flucht nach werden. Die Königin
gerieth darüber mehrere Stunden lang in eine traurige
Verzweiflung.

Als aber zu Perſons Gehör, was in der Welt Arrestes
Ihre Majestäten verurtheilt hat, der König verzweifelnd in
Unredlichkeit verfiel, sagte er König zu mir folgendes:

„Meine Freunde sind gelöbet," der König, „mein Gott,
ist für eine Rettung des Verfolgten besorgt! Die Franz-
Weisheit, denn ich mit Wohlthaten überhäuft habe, hat mich
verrathen und verkauft; der Person von Viertelmannsdatz
und Parlament hat gewagt, meine Handlungen öffentlich zu
richten. Aber ich habe Männer von Muth, und meine
Gewalt ist König von England, und Niemand soll mich
vernichten — weder Menschen, noch Engel oder Teufel!"

„O stille, stille, Majestät!" rief ich, ohne Furcht vor
Ihrem Zorne, um des Himmels Willen, fordert nicht
Gott den Herrn heraus!"

„Ich meine ja nicht den lieben Gott," rief Karl,
„sondern nur die heidnischen Götter und Dämonen und
die bösen Geister, die seit meiner Geburt mit mir ihr böses
Spiel treiben. Wäre ich gottlos, eitle oder ausschweifend ge-
wesen, so würde ihre Macht nicht geschlagen haben. Doch
nun sollen sie mich nicht überwinden, und meine Feinde
sollen es eines Tages erkennen, daß es leichter ist, die ge-
weihten Mächte zu lenken, als zu einer unglückseligen Stunde
die Macht der Männer von Albion herauszufordern!"

Fullerton, Georgiana

Ein stürmisches Leben

Bd.: 1

Münster i. W. 1868